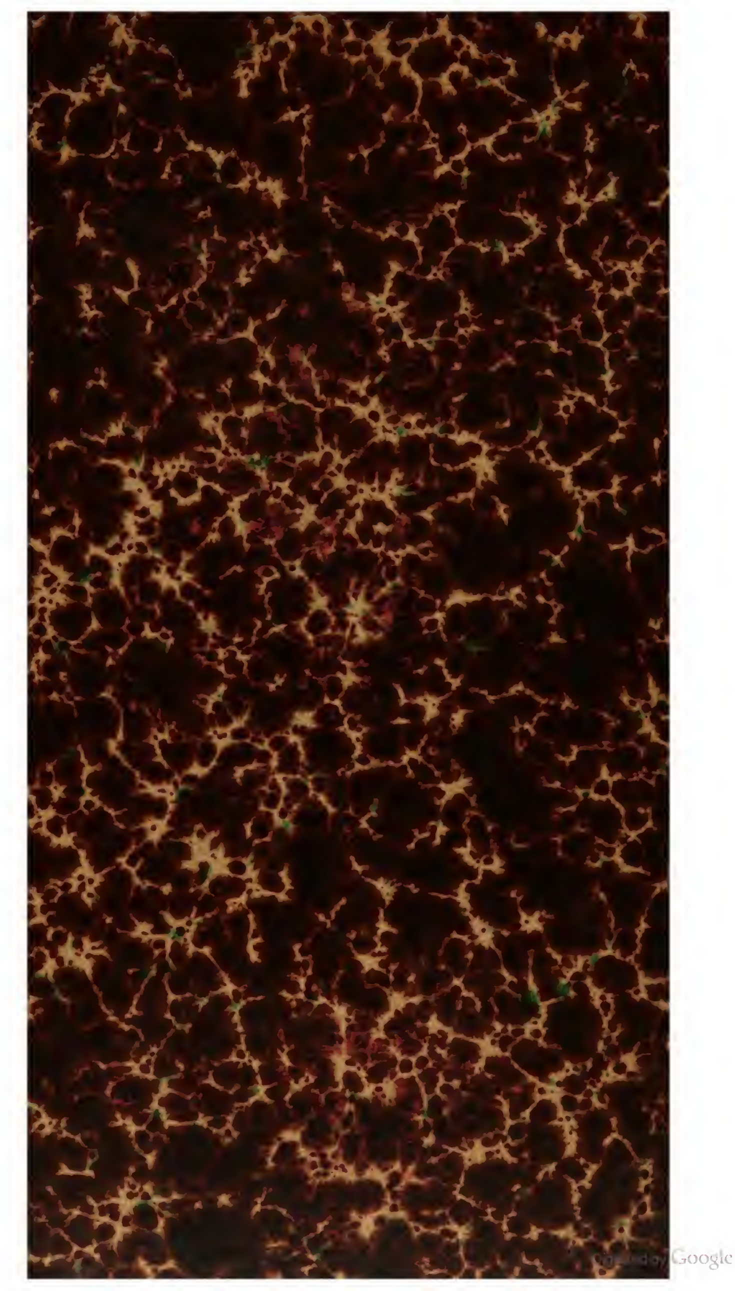


G. Schwab's

Buch der schönsten

Geschichten und Sagen.

Erster Theil.

Der gehörnte Siegfried. — Die schöne Magelone. — Der arme Heinrich. — Hirlanda. — Genovefa. — Das Schloß in der Höhle Xa Xa. — Griseldis. — Robert der Teufel. — Die Schildbürger.

Buch

der schönsten

Geschichten und Sagen

für Alt und Jung wieder erzählt

von

Gustav Schwab.

Erster Theil.

Mit Königl. Würtemberg. Privilegium.



Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.

1836.

Vorwort.

Die Sagen unserer Volksbücher sind Ausfluß und Quelle der reichsten Poesie. Entsprungen großentheils aus dem alten Born germanischer Nationaldichtung, blieben sie dem Volke theuer, auch als die Verbildung der höhern Stände in späteren Jahrhunderten ihrer spottete; und bezeichnet mit dem Stempel der ewigen Jugend: „gedruckt in diesem Jahr“ bildeten sie, neben der Bibel und dem Gesangbuche, die einzige Nahrung der Volksphantasie. In der neuen Zeit hat sich die vaterländische Kunstdichtung ihrer bemächtigt, und sie theilweise unter den Händen eines großen Meisters in lyrischen, epischen, dramatischen Umgestaltungen verherrlicht und verklärt. Jene Bearbeitungen benehmen jedoch der früheren, anspruchs-

losen Form dieser Volksgeschichten von ihrem eigenthümlichen Werthe nichts, und der unverdorbene Geschmack wird von den Ueberdichtungen derselben eben so gerne zu der schlichten Darstellung der alten Zeit zurückkehren, als er sich von den genialsten Variationen in der Musik immer wieder mit gleichem Vergnügen einer einfachschönen Urmelodie zuwendet. Besonders werden jüngere Leser, welche, gleich dem Volke, gesteigerter Kunstbildung noch nicht zugänglich sind, von der Poesie dieser Sagen in ihrer einfachsten Gestalt ergriffen und gerührt werden, während zugleich der Grundton von Frömmigkeit und reiner Sitte, der durch die besten dieser Poesien in ihrer ältesten Form am hörbarsten durchklingt, sie vorzugsweise zu einem Lesebuche der Jugend macht, das, ohne von ausgesprochen didaktischer Tendenz zu seyn, sie doch gegen Unglauben und Unsitte zu befestigen und darüber zu belehren geeignet ist, daß die schönste Dichtung mit Religion und Tugend in ewigem Bunde steht. Mit Rücksicht auf die Jugend sind denn auch nicht nur die wenigen phantastischen und humoristischen Erzählungen, welche zur Abwechslung zwischen den Reihen der ernsteren Sagen stehen, von dem Bearbeiter behandelt und hier und da beschränkt worden,

sondern er hat auch in den übrigen Geschichten Alles entfernen zu müssen geglaubt, was, wenn auch an sich rein, doch eine unreife Phantasie ungebührlich erregen und ihr ungesunde Nahrung zuführen konnte. Im Uebrigen hat sich der Herausgeber, mit einziger Ausscheidung des Ueberflüssigen und Störenden, nach Form und Inhalt streng an die alten Volksbücher gehalten, und wie der Titel sagt, getreu *wiedererzählt.*

Görres ist sein Führer zu diesen alten Schätzen gewesen. Kritischer Sichtung des Textes bedurfte er zu seinem Zwecke nicht; doch sey erwähnt, daß von den Bearbeitungen dieses ersten Bandes: *Siegfried*, *Hirlanda*, *Genovefa*, *Magelone*, *das Schloß in der Höhle Xa Xa*, *Griseldis* nach den im Umlaufe befindlichen fliegenden Blättern mit verschiedenem Druckorte, die Letztere mit Zuziehung des Fragments einer Augsburger Ausgabe von 1628, die *Schildbürger* nach einem alten Drucke, ohne Druckort und Jahrzahl (wohl aber aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts), *Robert der Teufel* nach einem französischen Volksbuche von Limoges (ohne Jahrzahl), mit Vergleichung von Spaziers Uebersetzung aus dem

Alt=englischen, bearbeitet worden sind. Dem armen Heinrich, der, um seines engelreinen Inhaltes willen, diesen Volkssagen beigegeben worden ist, liegt die Grimm'sche Uebersetzung zu Grunde.

Von der Theilnahme des Publikums wird abhängen, wie viel von alten Volksgeschichten die weitern Lieferungen dieser Sammlung enthalten sollen.

Der gehörnte Siegfried.

In jener alten Heldenzeit, da König Artus in Britannien mit seinen edlen Rittern Tafelrunde hielt, wohnte in den Niederlanden ein König mit Namen Sieghard, dessen Gemahlin einen einzigen Sohn, Siegfried, hatte. Was dieser gethan und ausgestanden, will die nachfolgende Geschichte erzählen.

Der Knabe Siegfried ward groß und stark, gab nichts auf Vater und Mutter, sondern dachte nur darauf, wie er ein freier Mann werden möchte. Er machte damit seinen Eltern große Sorge, und der König pflog mit seinen Vertrauten Rath, wie man den Knaben in die Fremde ziehen lassen könnte, wo er etwas zu erstehen hätte: ob nicht vielleicht noch ein tapferer Held aus ihm werden könnte. Aber Siegfried konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihn der Vater ausgestattet hätte, sondern er ging ohne Urlaub davon, seine Abentheuer zu versuchen. Indem er nun durch Gehölz und Wildniß zog, und der Hunger ihn allmählig zu quälen anfing, sah er vor einem dichten Walde ein Dorf liegen, und richtete seine Schritte nach demselben. Zunächst vor dem Dorfe wohnte ein Schmid; ihn sprach Siegfried an, ob er einen Jungen oder Knecht nöthig habe; denn er hatte zwei Tage nichts gegessen, und war zu Fuß eine große Strecke gegangen; nach Hause zurückzukehren schämte er

sich, und der Weg war auch sehr weit. Als der Schmid sah, daß Siegfried ein wackeres und gesundes Aussehen hatte, ließ er sichs gefallen, und gab dem Knaben zu essen und zu trinken, dessen Siegfried wohl bedurfte. Weil es nun spät am Tage war, ließ er ihn zu Bette weisen, und am andern Morgen stellte er ihn als seinen Jungen an, und führte ihn zur Arbeit, denn er wollte sehen, ob er sich auch zum Handwerk schicke. Als er ihm aber den Hammer in die Hand gegeben, da schlug Siegfried mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß dieses entzwei ging, und der Ambos beinahe in die Erde sank. Der Meister erschrack darüber und wurde ärgerlich; er nahm den jungen Siegfried beim Haare und zausete ihn ein wenig. Dieser aber, der solchen Dinges nicht gewohnt war, und erst kürzlich deßhalb seinen Eltern entlaufen war, weil er auch den kleinsten Zwang nicht leiden konnte, nahm den Meister beim Kragen, und warf ihn auf Gottes Erdboden nieder, daß er sich geraume Zeit nicht besinnen konnte. So wie er aber zu sich selber kam, rief er seinem Knecht, daß er ihm zu Hülfe kommen sollte. Diesen empfing jedoch Siegfried wie seinen Herrn; so daß der Meister nur auf Mittel und Wege sann, wie er den ungefügen Jungen wieder los werden möchte.

Deßwegen berief er am nächsten Morgen den Siegfried zu sich und sprach zu ihm: „Da ich gerade jetzt der Kohlen sehr benöthigt bin, so mußt du in den Wald gehen und mir einen Sack voll holen, denn es wohnt dort ein Köhler, mit dem ich allezeit Geschäfte

habe.“ Des Schmides heimliche Meinung aber war, der furchtbare Drache, der sich in dem Wald bei einer Linde — eben an der Stelle, wohin Siegfried von ihm gewiesen wurde — aufhielt, sollte ihn tödten. Siegfried geht ohne alle Sorge in den Wald, denkt nichts anders, als daß er Kohlen holen soll. Wie er aber zu der Linde kommt, schießt der ungeheure Drache auf ihn daher, und sperrt den Rachen auf, ihn zu verschlingen. Siegfried bedenkt sich nicht lange; den ersten Baum, der ihm zu Händen kommt, reißt er aus der Erde und wirft denselben auf den Drachen. Dieser verwickelt sich mit seinem Schweif in die Aeste und Zweige des Baumes und verstrickt sich so, daß er nicht ledig werden kann. Siegfried riß nun einen Baum nach dem andern heraus, und warf sie auf den Drachen; dann lief er schnell in des Köhlers Hütte und holte sich Feuer; mit diesem zündete er die Bäume über dem Unthier an, daß sie alle mit sammt dem Drachen verbrannten. Da floß unter den brennenden Stämmen und Aesten das Fett wie ein Bächlein dahin. Siegfried tauchte den Finger in das Fett; und wie es erkaltet war, da wurde es hartes Horn. Als er solches gewahr wurde, zog er sich sogleich aus und überstrich mit dem Drachenfett seinen ganzen Leib, mit Ausnahme zweier Flecke an der Schulter, wohin er nicht gelangen konnte. Und dieß ist die Ursache, warum er später der gehörnte Siegfried genannt ward.

Wie nun Siegfried allenthalben sich mit Horn gewaffnet fühlte, so dachte er: „Jetzt bist du gepanzert,

jetzt kannst du wie ein anderer Ritter hingehen, wohin dich gelüstet." So begab er sich denn an den Hof eines weitberühmten Königes, der hieß Gilbald, und hielt Hof zu Worms am Rheine. Dieser König hatte drei Söhne und eine überaus schöne Tochter, mit Namen Florigunde. Nun begab es sich einmal an einem heißen Mittage, daß die Jungfrau sich an ein Fenster stellte, um frische Luft zu schöpfen. Da kam ein ungeheurer Drache herangeflogen, der verbreitete einen solchen Flammenschein, daß es nicht anders aussah, denn als ob die Burg in Feuer stände. Dieser faßte die schöne Jungfrau, und führte sie mit sich in die Luft, hoch über das nahe Gebirge hinweg, daß man seinen Schatten eine halbe Stunde lang auf den Bergen sehen konnte. Der Vater und die Mutter der Jungfrau vergiengen in Aengsten; die Mutter weinte Tag und Nacht, bis ihre Augen blöde wurden. Derweil hatte das Ungeheuer die Jungfrau auf den Drachenstein gebracht, und da er von dem Flug müde war, so legte er sein Haupt in ihren Schooß, und entschlief. Er fing an zu schnarchen, und über seinem Athemholen erzitterte der Drachenstein. Da könnet ihr denken, ie der Jungfrau zu Muthe seyn mußte, die nichts anders vor sich sah, als von diesem Ungethüm zerrissen zu werden, oder, da sie aller Wege in diesem Gebirge unkundig war, bei dem scheuslichen Drachen hausen zu müssen.

Inzwischen kam das Fest der Ostern heran und an dem heiligen Ostertage verwandelte sich der Drache in eine gewaltige Menschengestalt. Die Jungfrau wußte

nicht, ob sie hoffen oder noch Aergeres erwarten sollte. Sie sprach daher zu dem Unbekannten: „Werther Herr! wie übel habt ihr an mir, meinem Vater, meiner herzlieben Mutter und allen den Meinigen gethan! So viele Tage sind es, daß ihr mich hergeführt habt, und ich mit Wurzeln und Kräutern mein Leben fristen mußte. Wolltet ihr mir nun vergönnen, mit meinen Eltern und Geschwistern zu sprechen und mich zu ihnen führen, so will ich euch hier unverbrüchlich angeloben, daß ich wieder auf diesen Stein und an diese Stelle zu euch kommen will, auch euch gerne folgen, wohin ihr sonst mich führen wollet.“ Aber das Ungeheuer sprach zu der Jungfrau: „Du bittest vergeblich; du wirst nicht allein Vater, Mutter und Brüder nicht wieder sehen, sondern auch keinen einzigen Menschen jemals wieder.“ Dieß war der Jungfrau ein Donnerschlag in Seele und Herz. Als sie nun im Todesschrecken niedergesunken saß und kein Wort mehr reden konnte, da sprach der Mensch, der ein Drache gewesen war, zu ihr: „Du darfst dich nicht so sehr kümmern, noch viel weniger hast du dich meiner zu schämen. Ich verwandle mich zwar jetzt wieder in einen Drachen; und du mußt harren bei mir fünf Jahre und einen Tag; dann aber werde ich wieder zu einem Manne und du wirst meine Frau. Am Ende wirst du freilich mit mir zur Hölle fahren, und da wird ein einziger Tag seyn, wie ein ganzes Jahr.“ Als die Jungfrau diese erschrecklichen Worte hörte, so erzitterte sie an Leib und Seele. Bald betete sie zu Gott, bald schrie sie zu ihren Eltern und Geschwistern

hinaus in die leere Luft, Tag und Nacht, daß sie oft kraftlos in tiefe Ohnmacht darniedersank. Der Mann aber war wieder zum Drachen geworden und hütete sie.

Der König und die Königin zu Worms, nachdem sie sich genug gehärmt und Leid getragen, besannen sich endlich und schickten Boten in alle Lande hinaus, die ihre Tochter Florigunde aufsuchen sollten. Da erlangten sie zuletzt eine unsichere Kunde, daß sie auf dem Drachenstein von einem Drachen verwahrt gehalten werde; zugleich brachten die Boten einen Spruch von frommen Leuten, die der Zukunft kundig waren, daß Niemand als ein einziger Ritter die Jungfrau unter unerhörten Abentheuern und Gefahren erlösen könne.

Indessen verliefen bei vier Jahre, während welcher die Jungfrau hülflos auf dem Steine verharren mußte. Und wäre das fünfte Jahr hinzugeschlichen, so wäre es für sie nicht zum besten gegangen. Siegfried aber war nunmehr zu seinen männlichen Jahren gekommen. Er ging in das Land hinaus, fing Bären und Löwen und hing sie zum Gespötte an die Bäume auf, worüber sich Jedermann verwunderte. Eines Tages war König Gilbald mit seinem Hofgesinde auf die Jagd geritten, sich seine trübseligen Gedanken etwas zu vertreiben. Er hatte sich im Dickicht des Waldes von seiner Gesellschaft verloren, so daß Niemand mehr bei ihm war als Sieg-

fried, der ihn nie verließ. Da begab sichs, daß ein großmächtiger Eber auf den König zurannte. Dieser wollte mit seinem Spieße nach dem Thiere stechen, Siegfried aber kam ihm zuvor und schlug dem Eber mit seinem Schwerdte den Kopf von einander, daß er todt zur Erde fiel. Der König wunderte sich nicht wenig über seine seltene Stärke, und wurde ihm immer mehr gewogen, auch verbreitete sich sein Ruhm durch alle Lande.

Nicht lange darnach kamen Könige von allen Enden der Welt nach Worms, den König Gilbald und seine Gemahlin wegen ihrer verlornen Tochter zu trösten. Da ließ der König ein Turnier und Lanzenstechen ausschreiben, damit er sähe, wie sich Siegfried dazu schickte, denn er setzte alle seine Hoffnung auf den Jüngling. Als nun der festgesetzte Tag herannahte, kam ein Jeder wohlbewaffnet und gerüstet auf den Kampfplatz; da wurde die Bahn gleich getheilt, damit keiner vor dem Andern einen Vortheil hätte. Dann wurde so wacker gestochen, daß mancher Ritter den Sattel räumen mußte. Siegfried aber war nie im Sattel bewegt worden, so daß nach vollendetem Turnier ihm der Preis zuerkannt wurde und er eine schöne güldene Kette erhielt, an der ein köstliches Kleinod von sehr großem Werthe hing. Da dieß die anwesenden Könige, Fürsten und Herren sahen, wurde der edle Siegfried hoch geehrt und mit Aller Einwilligung feierlich zum Ritter geschlagen. Und als die ganze werthe Ritterschaft Urlaub nahm, ward ihm die Ehre zu Theil, den Herren auf mehrere Meilen Weges das Geleite zu geben.

Als er zurückgekehrt war, fand er den König und die Königin in großer Traurigkeit, denn sie hatten sich wieder von ihrer Tochter Florigunde unterhalten und ihr Herz war darüber in große Aengste gerathen. Da tröstete sie Siegfried aufs Beste, hieß sie ihre Betrübniß mäßigen, und sprach mit Zuversicht die Hoffnung aus, daß es ihm beschieden sey, mit Gottes Hülfe ihre Tochter zu erlösen. Wie sie nun wieder ein wenig bessern Muthes waren, genossen sie zusammen die Abendmahlzeit und legten sich dann schlafen. Zu Nacht aber hatte Siegfried einen hellen Traum. Die schöne Jungfrau Florigunde stand, wie sie leibte und lebte, vor ihm, worüber er sehr erfreut war. Als er erwacht und der Tag angebrochen, kommt ihn eine Lust zu jagen an, er nimmt seine Hunde, und reitet mit ihnen hinaus. So gelangen sie in einen dichten Wald, wo sich kein Wild blicken ließ. Siehe, da läuft seiner besten Spürhunde einer in das Gehölz, dem eilet Siegfried mit Begierde nach, und so bringt ihn das Ungefähr auf die Spur, die zu dem Orte führte, wo der Drache mit der Jungfrau sich aufhielt. Bis in den vierten Tag verfolgte er mit seinem Hunde diese Spur, ohne an Essen und Trinken zu denken, denn stets schwebte ihm die schöne Florigunde vor Augen.

Wie er nun merkte, daß sein Pferd matt wurde, ließ er es ein wenig grasen, weil nichts Besseres zur Stelle war; er selbst fühlte sich auch ermüdet und wollte ein wenig ruhen; da lief aus dem Walde ein großer Löwe auf ihn zu. Hier ist nicht lange Zeit zu spaßen, dachte

Siegfried; er griff, wie einst Simson, dem wilden Thiere beherzt in den Rachen, und riß ihn von einander, so daß der Löwe todt vor ihm dalag. Dann nahm er den Erlegten, hängte ihn an einem Baume auf, sattelte sein Pferd und eilte seinem Hunde nach, der ein getreuer Wegweiser war.

Er war noch nicht weit geritten, als ihm ein gewappneter Ritter begegnete, der ihn ganz barsch anredete: „Junger Mann, wer du auch seyst, ich sage dir, du kommst ohne Schwerdtstreich nicht von hier, du gebest dich mir denn gefangen. Wo nicht, so mußt du von meinen Händen sterben!“ Mit diesen Worten zog er sein Schwert. Aber Siegfried bedachte sich nicht lange, auch er griff zu seinem guten Schwerte und sprach: „Du viel kühner Ritter, wer du auch seyest, wehre dich männlich, denn dieß wird noth seyn, da ich dich bald zu lehren gedenke, daß man einen beherzten Ritter nicht ungestraft auf freier Straße anfällt.“ Damit schlugen sie kräftig zusammen, daß die Funken stoben. Da sprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: „Ich sage dir, Held, gib dich mir gefangen; du bist ja nicht gewappnet, so kannst du mich nicht bestehen.“ Siegfried erwiederte: „Ich will dir deine Waffen bald auflösen!“ Dazu führte er einen solchen Streich auf den Ritter, daß er ihm sein Visier wegschlug. „Das soll dir übel bekommen!“ schrie der Ritter, „denn bisher habe ich dich nur aus gutem Willen verschont!“ Er holte zugleich zu einem gewaltigen Streiche aus, um Siegfried das Haupt zu spalten. Dieser aber fing den Hieb be-

bende auf, und traf seinen Gegner in den Hals, daß er vom Pferd in die Erde sank; dann schwang sich auch Siegfried von seinem Roß, neigte sich über den Ritter und betrachtete seine Wunden. Als er sah, daß sie tödtlich seyen, gereuete es ihn, seinen Feind so hart getroffen zu haben; er zog ihm deßwegen den Harnisch ab, und hoffte, wenn er nur frische Luft schöpfte, so würde er wieder zu sich kommen. Es fruchtete aber nur so viel, daß der sterbende Ritter noch einige Worte sprechen konnte. So fragte ihn denn Siegfried: „Sage mir, edler Ritter, von wannen bist du? wie ist dein Name? was ist die Ursache, daß du mich so freventlich angerannt hast?“ Der Ritter antwortete: „Ich wollte dir gern auf Alles Bescheid geben, wenn ich nur noch Kraft genug besäße; so aber, sage mir, wer du bist.“ „Sie heißen mich den gehörnten Siegfried,“ erwiederte Siegfried. Als der Ritter dieses hörte, richtete er sich auf und sprach: „Wenn du der bist, mein edler Ritter, so bin ich von eines berühmten Mannes Hand gefallen. Aber es geht aus mit mir, darum vermache ich dir meinen Harnisch und meinen Schild, denn du wirst sie nöthig haben. Hier in diesem Walde wohnt nämlich ein gewaltiger Riese, Wolfgrambär genannt; dieser hat auch mich bezwungen und zu seinem Gefangenen gemacht, als ich in diesen Wald kam. Denn ich bin aus Sicilien gebürtig, und in die Fremde gegangen, Abentheuer zu suchen. Da überwand mich der Riese und wollte mich behalten, bis ich ihm fünf Ritter unterwürfig gemacht hätte; dann sollte ich meine

Freiheit wieder erhalten. Nun habe ich aber nur Einen zu Falle gebracht, und der bin ich selber; und hinfort wird kein anderer Kämpe mehr durch mich fallen. Gerne möchte ich dir, gestrenger Ritter Siegfried, noch von einem andern Abentheuer erzählen, das dieser Wald verbirgt, von einem Drachen, der eine schöne Jungfrau gefangen hält, aber ach — ich muß scheiden!" Er winkte ihm Abschied mit der Hand zu, da brach sein Auge und er gab den Geist auf. Als Siegfried ihn so dahin sinken sah, beklagte er ihn schmerzlich und jammerte auch, daß ihm die Nachricht von der schönen Florigunde so nahe gewesen und jetzt zu nichte geworden. Aber er konnte es nicht mehr ändern. Darum nahm er von dem todten Ritter den Schild und die Sturmhaube. Den Panzer, der ihm auch vermacht war, zog er dem Todten nicht ab, denn seine gehörnte Haut bedurfte keines Harnisches; auch war er vom langen Fasten und Wachen so matt, daß er die Last nicht hätte tragen mögen.

So setzte sich Siegfried wieder auf sein Roß und ritt auf's Ungewisse fürbaß in den Wald. Da kam mit einemmal ein Zwerglein auf einem kohlschwarzen Rosse daher geritten, mit überaus köstlichen Kleidern angethan, wie ihm dieß auch wohl geziemte. Denn der Zwerg Egwald war ein König von großem Reichthum.

Als dieser den gehörnten Siegfried ansichtig ward, grüßte er ihn ganz tugendlich. Siegfried bedankte sich mit allen Sitten, und staunte die kostbare Kleidung, die überaus köstliche Krone und das herrliche Gefolge des Königs lange an. Denn derselbe hatte nicht weniger denn tausend Zwerge bei sich, alle wohl geputzt und bewaffnet, die sich sofort mitsammt dem Könige zu seinen Diensten erboten. Der König Egwald hatte nämlich den Ritter Siegfried sogleich erkannt. Er konnte sich nicht genugsam verwundern, wie und warum er doch an diesen abwegsamen Ort gekommen, zumahl es hier der Gefahren so mancherlei gebe. Siegfried dankte Gott, daß er ihm Mittel und Wege zugeschickt, sein Vorhaben weiter ins Werk zu setzen; er bat den König, ihn doch seiner Treue und Tugend genießen zu lassen, und ihm zu sagen, wie er am füglichsten nach dem Sitze des Drachen gelangen könnte. Daß aber der Zwerg Siegfried mit Namen genannt und so zutraulich mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, geredet, darüber verwunderte sich dieser, und sagte zu dem Zwergenkönig: „Wenn du mich so gut kennst, so mußt du auch wohl wissen, wie mein Vater und meine Mutter heißen, und ob sie noch am Leben sind.“ Der Zwerg antwortete und sprach: „Dein Vater heißt Sieghard und ist König in den Niederlanden; deine Mutter heißt Adelgunde; und beide leben noch.“ Wie Siegfried vernahm, daß der Zwerg von allem so guten Bescheid wußte, dachte er: meine Sache wird noch gut werden, und verließ sich auf seine Stärke. Er bat daher den König, daß er ihm den Weg

nach dem Drachenstein zeigen möchte. Darüber erschrack der König Egwald sehr, und sagte zu ihm: „Wolle doch solches nicht begehren; denn es wohnt dort ein entsetzlicher Drache, der hält eine schöne Jungfrau, eines Königs Tochter, gefangen, welche kein Mensch erlösen kann! Ihr Vater heißt Gilbald, und die Jungfrau Florigunde.“ So erschrocken der Zwerg war, so froh ward Siegfried über seine Worte. „Es genügt mir, sprach er, und nun bedarf es weiter nichts, als daß ich die schöne Jungfrau von dem Drachen errette.“ Als der König vernahm, daß Siegfried von seinem Vorhaben nicht lassen wolle, entsetzte er sich, und bat ihn dringend, nicht das furchtbare Wagstück zu unternehmen, sondern ungefährdet von hinnen zu scheiden. Da stieß Siegfried sein Schwert in die Erde und schwur einen dreifachen Eid: er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn die schöne Jungfrau erlöset. „Und wenn du noch drei Eide schwörest, sagte der Zwerg, so ist doch Alles vergebens; dein Leben ist verloren, wenn du dich nicht von hinnen begiebst!“ Siegfried aber sprach: „Ach, lieber König Egwald, das geschieht nimmermehr; und anstatt mich abzuschrecken, solltest du mir viel lieber die Jungfrau erretten helfen!“ Aber das Zwerglein fürchtete sich sehr vor dem Abentheuer, und dachte darauf, wie es entfliehen möchte. Da ergriff Siegfried den Kleinen bei den Haaren, und schmiß ihn an eine Felswand, daß ihm seine schöne Krone in Stücken brach. Jetzt sprach der Zwerg mit Flehen: „Lieber Ritter Siegfried, stille deinen Zorn und schone meines Lebens; ich

will dir rathen und helfen, so gut ich kann!“ — „Das danke dir der Satan, daß du jetzt erst so sprichst,“ erwiederte Siegfried. Aber der Zwergenkönig sagte: „Hier ganz in unsrer Nähe wohnt der Riese Wolfgrambär, dem gehört die ganze Gegend, der hat tausend Mann unter sich, die ihm alle zu Gebote stehen. Der hat den Schlüssel zum Drachenstein.“

Als Siegfried dieses hörte, freute er sich über die Maßen und sprach: „Nun, Zwerg, so zeige mir alsbald den Weg zu ihm, damit ich der Jungfrau zu Hülfe komme und sie errette! Wo nicht, so mußt du sterben!“ Der Zwerg zitterte vor Angst, und wies den Ritter vorwärts nach einem Berge bei einer steinernen Wand, wo der Riese seine Wohnung hatte. Nachdem Siegfried dahin gelangt, pochte er an die Thüre des Felsenhauses, rief dem Riesen mit Namen und hieß ihn zu sich herauskommen. Sobald der Riese das vernahm, sprang er mit Zorn und Grimm heraus, mit einer eisernen Stange in der Hand, und als er Siegfrieds ansichtig wurde, sprach er: „Welcher Teufel hat dich hierher gebracht? Gedenke nur nicht, daß dich deine Füße wieder hinwegtragen werden!“ Siegfried sprach: „Es ist nun schon vier Jahre, daß du die schöne Jungfrau Florigunde auf dem Drachenstein in so großer Trübsal verschlossen hältst; darum begehre ich von dir, daß du mir die Jungfrau herausgebest!“ Als der Riese diese Worte hörte, wurde er noch grimmiger, schwang die eiserne Stange und führte einen so ungeheuren Streich nach Siegfried, daß die Aeste von den Bäumen umher-

flogen, und die Stange tief in die Erde fuhr. Aber der Schlag hatte gefehlt, so daß er dem Helden nicht schadete: denn Siegfried war ihm aus dem Wege gesprungen. Der Riese aber, als er sah, daß er den Ritter verfehlt hatte, wurde immer wilder und schlug so mächtig auf den Helden, als ob er ihn zerscheitern wollte. Siegfried jedoch, hurtig und gelenk, sprang wohl drei Klafter hinter sich und faßte sein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Riese von dem ungeheuren Schlag die Stange fallen ließ, so sprang Siegfried wieder vorwärts, und schlug dem Riesen eine so tiefe Wunde, daß das Blut stromweise von ihm lief. Da sprach der Verwundete voll Ingrimm: „Du junger Fant, darfst du dich erkühnen, wider den zu streiten, vor dem sich ein ganzes Heer gefürchtet? Du sollst dich tausend Meilen von dannen wünschen!" Und damit that er abermals einen so kräftigen Schlag nach dem Helden, daß die Stange in die Erde fuhr, und jenen ohne Zweifel zu Boden geschlagen hätte, wenn ihm nicht seine Behendigkeit abermals zu Hülfe gekommen wäre. Das verdroß den Riesen über die Maßen, und er entfloh in seine steinerne Wand. Dort verband er seine Wunden, so gut er konnte. Da stand nun Siegfried allein und besann sich, wie er die Jungfrau erretten könnte. Demnach pochte er aufs neue an des Riesen Haus. Dieser gab ihm zur Antwort: „Werde nur nicht ungeduldig! bald will ich wieder bei dir seyn und dir den Garaus machen!" Dazwischen hatte sich der Riese mit einem vergoldeten Harnisch bewaffnet, der mit Drachen-

blut gehärtet war. Auch sein Helm war überaus stark und künstlich ausgearbeitet. Sein Schild war von blankem Stahl, Schuhes dick; auch trug er eine andre Stange, als die vorige war, in der Hand, die war an allen vier Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, wie stark es auch mit Eisen beschlagen war, auf Einen Streich entzwei schlagen konnte. Ueberdem hatte er ein großes, starkes Schwert an seiner Seite. So ausgerüstet sprang er wieder hervor aus der steinernen Wand, voll Zorn und Grimm, und auch voll Zuversicht: denn wenn der Riese diese Waffen angelegt, so getraute er sich, einem ganzen Heere zu widerstehen. Und jetzt sprach er zum Ritter Siegfried: „Nun sage mir du kleiner Bösewicht, welcher Teufel dich hieher geführt hat, daß du mich in meinem eigenen Hause ermorden willst?“ Siegfried sprach: „Das leugst du in deinen Hals; ich habe dich nur heißen zu mir herausgehen!“ — „Was?“ sagte der Riese, „Du willst noch pochen? Du sollst wünschen niemals hierher gekommen zu seyn! An einen Baum will ich dich henken!“ — „Du Ungeheuer,“ sagte Siegfried, „meinst du, ich sey hergekommen, mich henken zu lassen? Nein, das wird dir Gott verbieten! Und ich sage dir: fürwahr, wofern du mir nicht die Jungfrau vom Drachenstein gewinnen hilfst, so will ich dir dein Leben nehmen, und wenn du der Teufel selber wärst. Gott ist doch stärker als du; der wird mich nicht in deine Hände geben.“ — „Ich sollte dir die Magd gewinnen helfen? Nimmermehr geschiehet das! Es scheint, du kennest meine Kraft und Stärke nicht! Ich will dich leh-

ren, daß du dich nicht nach Jungfrauen gelüsten lassen sollst!" — „Du Schnarcher," sprach Siegfried, „ich sage dir, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will dir zeigen wer ich bin, und was ich vermag!" Damit schlugen beide so grimmig aufeinander, daß das wilde Feuer aus ihrem Helm und Schilde fuhr. Siegfrieden war es nicht anders zu Muth, denn als ob er noch bei seinem Meister Schmid auf den Ambos schlüge, und es fehlte wenig, so hätte er den Riesen in die Erde hineingeschlagen. Als er ihn nun zu Boden geworfen, so schwang er sich auf sein Pferd, weil er sonst gegen seinen Feind zu klein war, und stach und schlug den Riesen bis auf den Tod, so daß er sich auf dem Boden streckte und das Blut in Strömen von ihm floß.

Wie nun der Riese sechzehen tiefe Wunden empfangen hatte, da begann er um sein Leben zu bitten, und mußte dem kühnen Ritter wider seinen Willen den Preis geben. Daher sprach er: „Du magst wohl mit allen Ehren den Ritternamen führen; denn du bist ein kleiner Mann, und gegen mich für ein Kind zu rechnen, und gleichwohl hast du mich überwunden! Wenn du mir aber mein Leben schenken wirst, so will ich dir alle meine Rüstung und mich selbst zum Pfand meiner Treue übergeben!" Da sprach Siegfried: „Ja, es soll dir gewährt seyn, daferne du mir die Jungfrau Florigunde vom Drachenstein gewinnen helfen willst!"

Da schwur der Riese Wolfgrambär dem Ritter Siegfried einen theuren Eid, er wolle ihm die Jungfrau gewinnen helfen. „So schwöre ich dir auch," sagte Siegfried, „dein Leben zu erhalten," verband dem Riesen seine Wunden und sprach dabei: „Der Wunden hättest du wohl können überhoben seyn; denn mit dem, was wir beide in unserm Streit von Kräften aufgewendet haben, hätten wir die Jungfrau gewinnen können! Nun aber sage mir, Gesell," fuhr Siegfried weiter fort, „wie kommen wir am füglichsten auf den Drachenstein?" — „Das will ich dir sogleich sagen, antwortete der meineidige Riese, und wies den Ritter in ein finsteres Thal, durch das ein wildes Bergwasser dahinfloß, dessen Geräusch und häßliches Geheul den Wiederhall zwischen dem Gebirge und dem Drachenstein aufweckte. Wie sie nun einher gingen und Siegfried sich keines Uebels versah, sondern nur mit Verlangen auf den Augenblick wartete, wo er der schönen Jungfrau und des Drachens ansichtig werden sollte, und daher in tiefen Gedanken dahin schritt, da dachte der Riese bei sich selbst: „Jetzt wird es Zeit seyn, deine Scharten auszuwetzen!" und gab dem edeln Ritter von hinten einen so ungeheuren Schlag, daß er davon zur Erde sank und ihm das Blut aus Mund und Nase floß, so daß es auch einen Heiden hätte erbarmen mögen. Nie hatte Siegfried einen so harten Streich von einer Mannesfaust bekommen, wie dieser Schelm ihm einen versetzte. Und ohne Zweifel wäre er unter des Riesen Hand verloren gewesen, wenn nicht das Zwerglein Eg-

wald dazwischen gekommen wäre und mit seinen Künsten dem Siegfried das Leben gerettet hätte; denn dieser war von dem Schlage zur Erde niedergefallen und konnte nur noch seinen Schild über sich decken, um sich vor mehrern Schlägen zu behüten, dann verlor er die Besinnung und lag in Ohnmacht darnieder.

Wie er nun so unter seinem Schilde auf der Erde lag, da kam der Zwerg Egwald herbei, und setzte ihm eine Nebelkappe auf, die ihn sofort dem Anblick des Riesen entzog. Der Riese aber dreht sich rechts und links wie toll und unsinnig herum, und weiß nicht, wie es zugeht, daß er seinen Gegner, den er doch zu Boden geschlagen, nicht mehr erblickt. „Hat dich denn der Böse von hinnen geführt,“ sprach er, „oder hat es Gott gethan? Erst lagst du vor mir ausgestreckt auf der Erde, und jetzt bist du nicht mehr da!“ Darüber mußte das Zwerglein heimlich lachen, richtete Siegfrieden auf, und setzte ihn neben sich. Als dieser wieder zu sich gekommen war, dankte er dem Zwerg von ganzem Herzen: „Gott,“ sprach er, „wird dirs vergelten, daß du so treulich an mir gehandelt hast, da ich es doch nicht um dich verdient habe.“ „Ja“ sagte das Zwerglein, „wohl hast du Ursache Gott zu danken, edler Ritter, denn wenn ich dir nicht zu Hülfe gekommen wäre, so wärest du verloren gewesen. Jetzt aber bitte ich dich, du wollest dich um die Jungfrau nicht mehr bekümmern noch bemühen, damit dir nicht noch Schlimmeres widerfahre. Denn jetzo kannst du noch ohne alle Gefahr unter dieser meiner Nebelkappe von hinnen kommen.“ Da sprach

Siegfried: „Zwerg, deine Bitten sind vergebens! Wie sollte ich Arbeit und Mühe umsonst aufgewendet haben? Das sey ferne; und hätte ich tausend Leben, ich wollte sie gerne alle daran wagen, und sollte mir auch kein einziges übrig bleiben!“ Und mit diesen Worten riß er die Nebelkappe von sich, daß er wieder sichtbar wurde, nahm sein Schwerdt in die beiden Hände, lief voll Grimm den Riesen mannlich an, und hieb ihm noch acht weitere tiefe Wunden. Da schrie der Riese laut auf: „Du bist so ein kleiner Mann, und schlägst so kräftiglich auf mich! Was nützet dich denn mein Tod, da ja nach mir doch kein Mensch auf der Welt vorhanden ist, der dir kann die Jungfrau gewinnen helfen!“ Jetzt gedachte Siegfried an die große Liebe, die er zu der Jungfrau trug; er ließ daher den Riesen beim Leben und sprach: „So hebe dich von dannen und gehe immerhin voran, mir den Weg zur Jungfrau zu zeigen. Thust du dieß nicht, so schlage ich dir dein Haupt ab, und sollte zugleich die ganze Welt untergehen.“

Da nun der Riese den Ernst an dem Ritter sah, so nahm er seinen Schlüssel in die Hand, ging voran, bis sie zu einer Thüre kamen, die acht Klafter tief unter der Erde verborgen und verschlossen war. Diese schloß der Riese auf,' und wie sie aufgesperrt war, riß Siegfried den Schlüssel an sich und sprach: Jetzt hebe dich fort du nichtswürdiger, treuloser Bösewicht, und zeige mir den Weg zu der Jungfrau, oder ich will dir deine Untreue auf deinen Kopf vergelten!“

Als sie nun beide die ungeheure Tiefe des Gestei-

nes hinabstiegen, wurden sie sehr müde, zumal der Riese, der wäre gern niedergesessen, weil er seine Wunden wohl empfand, aber Siegfried trieb ihn mit Gewalt fort. Und jetzt endlich wurde der edle Ritter die Jungfrau gewahr, und dessen freute sich sein Herz. Auch Florigunde brach vor Freuden in Thränen aus, als sie den tapfern Siegfried sah, und sprach: „Diesen Ritter habe ich öfters bei meinem Vater gesehen!“ Sie hieß ihn willkommen, und wollte wissen, wie es ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren drei Brüdern zu Worms gienge. Siegfried berichtete ihr mit wenigen Worten, daß er sie bei seiner Abreise vor vier Tagen alle in guter Gesundheit verlassen habe. Dann sprach er: „Viel tugendreiche Jungfrau! Laßt von eurem Trauern ab, und schicket euch zur Reise an, denn unseres Bleibens wird hier nicht lange seyn.“ — „Ach mein edler Ritter,“ sprach die Jungfrau, „ich habe große Sorge um euch; ihr werdet mich nicht ohne Streit von hinnen bringen; und ich fürchte sehr, ihr möchtet, so tapfer ihr seyd, dem ungeheuren Drachen nicht Widerstand leisten können, denn er ist der leibhaftige Satan.“ — „Und wenn er auch der Satan wäre,“ sprach Siegfried, „tugendsame Jungfrau, sollte ich darum meine Arbeit und Mühe umsonst aufgewendet haben? Nein, entweder muß ich euch erretten, oder will ich mein Leben verlieren. Helfet mir Gott im Himmel mit Herz und Mund anrufen, daß er mir Stärke verleihe!“

Die Jungfrau betete darauf von Herzen recht inniglich zu Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke

verleihen wolle, damit sie doch einmal von dem gräßlichen Drachen erlöset würde. Sie sagte auch dem Ritter aus dem Grunde ihres Herzens Dank, daß er so große Gefahr um ihretwillen bestanden und bestehen wolle; endlich gelobte sie ihm ewige Treue, wenn er sie erretten würde, wie denn dieß nicht mehr als billig war. Da wurde Siegfried hoch erfreut, und hieß die Jungfrau guten Muthes seyn; er werde, so Gott wolle, den Drachen wohl bestehen, oder sein Leben für sie lassen.

Darauf sagte der Riese Wolfgrambär zu Siegfried: „Siehe da vor dich; dort in der steinernen Wand wirst du eine überaus schöne Klinge finden, die der berühmteste Meister in der Welt mit Künsten zugerichtet hat; ausser ihr ist keine zu finden, mit welcher der Drache überwunden werden könnte.“ Siegfried, sehr begierig, griff gleich nach dem Schwerte, ohne ein Uebel zu besorgen. Da schlägt der treulose Bube, der nicht werth ist, daß man ihn nenne, dem edeln Siegfried eine tiefe Wunde, so daß er kaum auf Einem Fuße in dem Drachenstein zu stehen vermochte. Doch ermannte er sich, und kehrte sich dem Ungetreuen mit Ingrimm und Entrüstung zu. Nun fing von neuem ein solches Ringen an, daß der Drachenstein davon zitterte. Die Jungfrau rang ihre Hände und raufte ihr goldenes Haar aus dem Haupt; sie schrie flehentlich zu Gott, daß er doch dem Gerechten beistehen wolle! dem Ritter aber rief sie zu: „Du viel kühner Held! streite männlich für dein Leben und rette mich armes Mägdlein! Gedenke der großen Arbeit, die du bereits um meinetwillen ausgestanden

hast!“ Als Siegfried sie so klagen hörte, sprach er: „Sey getrost, meine Schöne, es hat keine Noth!“ Der Riese aber dachte: „Jetzt muß es gewonnen oder verloren seyn!“ Doch Siegfried faßte den Riesen in seine Wunden und riß sie ihm voneinander; daß das Blut vom Steine hinabfloß. Da sank der Riese mit bebender Stimme zur Erde, und bat flehentlich, der Ritter wolle ihn doch seines Edelmuthes geniessen lassen, und ihm das Leben schenken. Er bekannte dabei, daß er nun zu dreienmalen treulos an ihm geworden sey. „Weil ihr dann sehet, sagte er, daß ich so kraftlos da liege, so werdet ihr euch desto weniger vor mir zu fürchten haben!“ Siegfried aber, der nunmehr die Jungfrau in seiner Gewalt sah, und den Schlüssel zu dem Drachenstein bei sich hatte, achtete seiner Bitten nicht, sondern er packte den ungeheuren Riesen, und stürzte ihn vom Drachenstein hinab, daß sein Gebein in der Felsenkluft zerschmettert ward.

Als Florigunde dieses sah, brach sie in ein lautes Freudengeschrei aus, und dankte Gott, daß er dem Ritter so große Stärke gegeben; Siegfried aber nahte sich der Jungfrau, umfing sie züchtiglich und sprach zu ihr: „Nur guten Muthes, meine Geliebte! euer Leid soll bald in Freude verwandelt werden.“ Die Jungfrau dankte dem Ritter von Herzen mit vielen beweglichen Worten; sie

erinnerte ihn jedoch, daß dieß Alles noch nicht genug sey, denn sie dachte an den Drachen, und fürchtete, daß ihm dieser noch größeres Ungemach anthun möchte, als der Riese. „Dieß ist mein geringster Kummer," sagte der Ritter lächelnd, „jetzt bekümmert mich nur Eines: nämlich, daß ich seit vier Tagen und Nächten weder gegessen noch getrunken, viel weniger der Ruhe gepflogen habe."

Das hörte das Zwerglein Egwald, das dem Ritter gefolgt war, und erschrack mit der Jungfrau nicht wenig; sorgte auch alsbald dafür, daß seine Vasallen, die Zwerge, dem Helden zu Essen brachten, und erbot sich ihn und seine Geliebte zum wenigsten zwei Wochen lang mit Speise und Trank wohl zu versorgen, und mit allen seinen Zwergen ihnen dienstbar zu seyn und aufzuwarten. Als nun das Essen, so gut es in der Eile zubereitet werden konnte, aufgetragen war, setzte sich Siegfried mit der Jungfrau zu Tische, sich mit Speisen zu erlaben, damit er wieder zu Kräften käme. Ehe sie aber noch angefangen, siehe, da kam der ungeheure Drache über die Berge dahergeflogen, und neun junge Drachen mit ihm. Von ihrem Fluge wurde das Gebirge erschüttert, als wenn es zusammenstürzen wollte, so daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn ein Mensch vor Schrecken gestorben wäre. Auch entsetzte sich die Jungfrau so, daß ihr der kalte Angstschweiß über das Angesicht lief, und alle Zwerge, die den Tisch bedienten, liefen davon. Siegfried aber nahm, in Ermanglung eines Trockentüchleins, sein seidenes Gewand, und wischte der Jungfrau sorglich den Schweiß ab; dann sprach

er zu ihr: „Verzage nicht, meine Geliebte, Gott wird schon helfen!“ — „Ach mein lieber Herr,“ erwiederte die Jungfrau, „wenn euch auch die ganze Welt beiständе, so wäre es jetzt doch um euch geschehen!“ — „Nein,“ sagte der Held, „so pflegen wohl die Frauen zu reden, aber ein Rittersmann denkt anders. So lange Gott und ich bei dir sind, hat es keine Noth. Wenn Gott es nicht will, wer will uns das Leben nehmen, das uns Gott gegeben hat?“

Während die zwei Liebenden noch in solchem Gespräche waren, siehe da kam der Drache daher gefahren, und das Feuer flog dreier brennenden Riesenspieße lang vor ihm her; so daß ringsum davon der Fels erhitzt und in Flammen gesetzt wurde. In seinem Fluge stieß der Drache mit solcher Wuth an einen Stein, daß dieser borst, und zitterte, als wollte er ganz zerbröckeln, so daß Siegfried und die Jungfrau, die unter dem Felsen in der Kluft saßen, meinten, er würde zusammenfallen und sie bedecken, denn sie hatten sich vor der großen Hitze tief unter die Höhle begeben, bis das höllische Feuer des Drachen ein wenig verglommen und verdämpft wäre.

Dieser Drache war vor Zeiten ein schmucker Jüngling gewesen, und von einem Zauberweibe verwünscht worden, so daß der leibhaftige Satan in ihm war, dem er auch mit Leib und Seele dienen mußte. Doch hatte er menschlichen Verstand behalten, und besaß seltene Fähigkeiten des Geistes. Die Jungfrau hatte er geraubt in der Absicht, sie nach fünf Jahren, wo seine Verzauberung vorüber und er wieder ein Mensch geworden wäre, zu heirathen. Nun lebte zwar Flori-

gunde in der Hoffnung, daß er endlich seine gräßliche Drachengestalt verlieren würde; dennoch graute ihr vor ihm, wie vor dem Bösen selbst, und hätte sie ihm in Ewigkeit nicht hold werden können. Der Drache aber erhob sich in ungeheurem Grimm, daß er seiner schönen Jungfrau beraubt werden sollte, die er nun über vier Jahre ernährt hatte, und die er Winters mit seiner Hitze so sorglich erwärmte; denn alsdann legte er sich von fern in die Steinkluft, und hielt Wind, Frost und Kälte auf. Diesen Platz verließ er nur, wenn er ihr Speise zu holen hinausgieng. Kurz, er zeigte sich in Allem als ein zärtlicher Liebhaber und aufmerksamer Bräutigam. Daher er auch jetzt vor Zorn hätte sterben mögen.

Siegfried konnte in der Höhle nun nicht länger mehr verharren; er waffnete sich auf's Beste, nahm das Schwerdt zu sich, das ihm der Riese auf dem Drachenstein gezeigt hatte, und gieng damit den Drachenstein hinan. Als der Drache Siegfried gewahr wurde, griff er ihn mit solcher Gewalt an, daß der Stein davon erzitterte, als ob er zerfallen wollte. Siegfried wehrte sich so gut er immer mochte, doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm der Drache nicht mit seinen ungeheuren Klauen den Schild aus der Hand riß. Zudem verursachte er eine solche Hitze, daß die ganze Felsenkluft wie eine Schmiedesse anzusehen war, und dem Ritter der Schweiß über den ganzen Leib floß. Bei dem Tosen dieses Kampfes machten sich alle Zwerge auf, tief in die Wälder zu fliehen, denn sie fürchteten, der Fels möchte einfallen, und sie Alle zerschmettern.

Nun hatten sich in dem Gebirge auch zwei Brüder des Zwergenkönigs Egwald aufgehalten, welche den großen Schatz ihres Vaters daselbst hüteten. Als nun die Zwerge alle davon flohen, versteckten sie den Schatz in ein hohles Gestein, dicht an der steinernen Wand, unter dem Drachenstein. Der Zwergenkönig Egwald aber wußte ebensowenig, daß das Zwergenvolk geflohen war, als daß seine Brüder den Schatz versteckt hätten; denn er hatte sich schon früher verborgen, um abzuwarten, wie der erschreckliche Kampf ablaufen würde, um im Falle der Noth Siegfrieden mit seiner Kunst dienen zu können. Denn wenn der Held überwunden worden wäre, so wären auch die Zwerge alle des Todes gewesen, weil der Drache wußte, daß sie Kundschaft von seinem Steine hatten.

Wie nun Siegfried die große Hitze, die von dem Drachen ausgieng, nicht länger ausstehen konnte, weil ihm sein Hornüberzug am Leibe weich zu werden anfieng, da floh er zu der Jungfrau in die Tiefe des Geklüftes, bis sein Horn wieder erhartet war, und sich die große Gluth auf dem Stein etwas vermindert hatte. In der Zeit nun entdeckte er den überaus großen Schatz, den die Zwerge da versteckt hatten. Er war aber der Meinung, der Lindwurm oder Drache werde denselben hier verborgen haben, um ihn zu sich zu nehmen, wenn er wieder zum Menschen geworden wäre; oder aber, der Schatz könnte dem erschlagenen Riesen zugehört haben; daß die Herrlichkeiten des Zwergenkönigs Egwald Eigenthum seyen, das kam ihm nicht in den Sinn.

Inzwischen trat die Jungfrau Florigunde zu ihrem Geliebten und brachte ihm die entsetzliche Botschaft, die ihr Egwald der Zwerg gemeldet hatte: daß nämlich der Drache noch sechzig junge Drachen an sich gezogen habe, und daß es um sie geschehen seyn würde. Siegfried dachte: „Ich muß dennoch mein Heil versuchen: wer weiß, wenn die Noth am allergrößten, ist oft Gottes Hülfe am allernächsten!“ Mit diesem Gedanken warf er sich auf's Knie und betete kurz aber brünstig. Dann erhub er sich und stieg den Drachenstein unverzagt abermals hinan. Nachdem er den Drachen mit seinen Jungen in's Auge gefaßt, nahm er sein Schwerdt mit beiden Händen und hieb mit allen seinen Kräften so grimmig auf den Drachen ein, als ob er ihn in Splitter schlagen wollte. Während des Gefechts flogen die jungen Drachen alle wieder davon, woher sie gekommen waren; nur der alte Drache blieb und spie aus seinem abscheulichen Rachen die Flammen blau und roth über Siegfried hinab in solcher Menge, daß er den Helden damit einigemal beinahe zu Boden geworfen. Ueberdieß bediente er sich seines Schweifes mit solcher List, daß er ihn mehr als einmal darein verflocht, um ihn mit demselben vom Drachenstein hinunter zu schleudern. Siegfried aber, der sich Gott anbefohlen hatte, sprang aus der Schlinge, und trachtete, wie er den Lindwurm des Schweifes berauben wollte. Er faßte deßwegen sein Schwert, und führte einen so glücklichen Streich auf den Drachen, daß er seinen Schweif vom Leibe absonderte, als wäre derselbe nie da gewesen. Der Drache,

seines Schweifes beraubt, gerieth in fürchterlichen Zorn und überschüttete den Ritter mit soviel Gluth, als ob ein ganzes Fuder Kohlen auf den Stein geworfen würde. Siegfried jedoch, der die Entdeckung gemacht hatte, daß sein Schwert im Leibe des Drachen zu haften vermögend war, faßte sich ein muthiges Herz und neue Kraft, und führte einen so harten Streich, daß er mit demselben den Drachen in zwei Stücke mitten von einander hieb, daß die eine Hälfte von dem Steine hinabfiel. Die andre Hälfte faßte Siegfried und stieß sie auch hinab.

Die Jungfrau, die sich in der Tiefe der Felsenhöhle verborgen hielt, schloß aus dem fürchterlichen Getöse und dem Fall des Drachen, daß derselbe überwunden seyn müsse, daher lief sie voll Freude, Furcht und Schrecken den Stein hinan. Aber weh ihr! da lag ihr Erretter von der großen Anstrengung ganz erbleicht, auf dem Boden ausgestreckt. Seine Lippen waren kohlschwarz von der Hitze, und kein Zeichen des Lebens war an ihm zu entdecken. Nun hielt sich Florigunde aufs' neue für verloren; sie meinte, die jungen Drachen würden zurückkommen, den alten Lindwurm zu rächen. Da fiel ihr noch als einzige Hoffnung das Zwerglein Egwald ein. Diesen zu rufen wollte sie davon fliehen. Aber die erschöpfte und geängstete Jungfrau fiel auch

in Ohnmacht, nachdem sie nur wenige Schritte gethan hatte.

Der edle Ritter, nachdem er eine gute Weile besinnungslos gelegen hatte, sammelte seine Lebensgeister wieder und schöpfte neuen Athem. Er richtete sich allmählig auf, erhob seine Augen und begann sich umzusehen. Da fiel sein Blick auf die schöne Jungfrau, die nicht ferne von ihm auf der Erde lag. Von Herzen erschrocken raffte er sich auf und eilte hin zu ihr; er faßte sie in seine Arme, rüttelte und schüttelte sie, ob sie nicht ein Lebenszeichen von sich geben möchte, und rief endlich voll Verzweiflung aus: „Ach, daß es Gott im Himmel erbarme! Soll ich für alle meine Mühsal und Gefahr nichts davon tragen, als eine todte Jungfrau? O welche schlechte Freude werde ich ihren Eltern bereiten! Wehe mir, daß ich hieher gekommen bin!“

Während er so jammerte, kam zu allem Glücke der Zwerg Egwald dahergelaufen, und brachte eine Wurzel mit sich; die gab er Siegfrieden, daß er sie der Jungfrau in den Mund steckte. Von Stund an erholte sich Florigunde; sie schlug die Augen auf, richtete sich empor und umfing den Helden mit freundlichen Gebärden und unter Zähren des Dankes.

Jetzt sprach der Zwergenkönig Egwald zu dem Helden: „Der böse Riese Wolfgrambär hatte uns Zwerge, deren über tausend sind, in diesem Berge bezwungen, daß wir unser eigen Land ihm verzinsen mußten. Davon habt ihr uns frei gemacht, tapferer Ritter! Deß wissen wir euch viel großen Dank und erbieten uns,

euch zu dienen, so viel unser sind. Wir wollen euch bis gen Worms am Rhein begleiten, denn wir sind der Wege gar wohl kundig.“ Siegfried bedankte sich höchlich für diese Freundschaft. Unterdessen bat ihn der Zwerg, sich mit der Jungfrau zu ihnen tiefer hinein in den Berg zu begeben und sich bei ihnen mit Speise und Trank zu erlaben, dessen sie beide sehr bedürftig waren. Dort fanden sie Alles auf's Beste zugerichtet, und erquickten sich nicht wenig. Die Zwerge waren sehr geschäftig, sie trugen das Köstlichste herbei, was sie in der Eile zuwege bringen konnten. Der König Egwald veranstaltete auch eine schöne Zwergenmusik, die recht lustig anzuhören war. Und als die Mahlzeit vollendet war, da trug man allerlei Backwerk in vergoldeten Schüsseln auf, und die Gesundheit des edlen Ritters Siegfrieds und seiner Geliebten wurde von den Zwergen weidlich herumgetrunken. Die kleinen Creaturen waren recht fröhlich, tanzten und sprangen nach Herzenslust. Aber Siegfried war von Herzen müde, denn er hatte in vier Tagen und drei Nächten nicht geruhet, darum bat er, daß man sowohl der Jungfrau als ihm ihre Ruhe zubereiten möchte. Wie das der König Egwald hörte, sorgte er dafür, daß die köstlichsten Betten zugerichtet würden.

Mittlerweile nahm Siegfried die schöne Florigunde bei der Hand und sprach zu ihr: „Allerschönste Jungfrau, nun saget mir, wie war euch möglich, so lange bei dem ungeheuren Drachen zu leben?“ Die Jungfrau aber sprach: „Und ihr, mein edler Ritter, saget mir, wie seyd ihr auf diese Reise gekommen, daß ihr euer

Leben so frisch für mich gewagt habt?“ Da erzählten sie eines dem andern nach Herzenslust ihre Abentheuer, und als die Jungfrau erfuhr, daß es einzig und allein ihr junges Leben gewesen sey, das den Helden zu dieser gefährlichen Reise bewogen, da flossen ihr die Zähren über die Wangen; sie zog einen schönen Ring mit köstlichen Diamanten von ihrer Hand, und steckte ihn dem Ritter an seinen Finger. Er aber, der eine so edle Gabe nicht unvergolten lassen wollte, nahm die goldene Kette, die ihm an König Gilbald's Hofe im Turnier zu Theil geworden war, von seinem Halse, und hing sie der Jungfrau um. Mit diesen Geschenken ward ihrer beider Liebe bestätigt.

Unter den Gesprächen war bereits die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen; die schwarzen Nachtwolken überzogen den blauen Himmel, und Siegfried's Augen fingen an zuzufallen. Wie die schöne Florigunde dieses sah, wendete sie sich an den Zwerg Egwald und bat ihn, dafür zu sorgen, daß der Ritter zur Ruhe kommen möchte. Da wurde der Ritter vor ein köstliches Bett geführt, das mit einer schönen sammtenen Decke zugedeckt war, auf der sich die Gestirne des Himmels kunstreich eingewirkt befanden. Siegfried lächelte und sprach: „Bisher habe ich unter dem gestirnten Himmel geschlafen, wie wohl wird es mir nun unter diesem sammtenen Himmel schmecken!“ An einer andern Stelle war Florigunden ein eben so köstliches Lager bereitet. Da sagten sich die beiden gute Nacht, und als jedes sein Gebet gethan, und sich Gott befohlen, schliefen sie ruhig

bis an den Morgen. Als nun der herannahte und die Sonne ihre Strahlen über das Gebirge zu strecken begann, erwachte Florigunde zuerst, stand auf, schmückte sich, betete und dankte Gott, und als sie sah, daß der Ritter noch ruhig schlief, setzte sie sich abseits von ihm, und sang einen gar lieblichen Morgenpsalm. Von ihrem Singen erwachte der Ritter, und obwohl er sich ein gutes Recht auf lange Nachtruhe erworben hatte, so schämte er sich doch, so lang geschlafen zu haben; er legte daher eilig seine Rüstung an und gieng, die Jungfrau in Züchten zu grüßen. Bald stellte sich auch der Zwergenkönig ein und fragte seine Gäste freundlich, wie sie geschlafen hätten? Dann bat er sie recht dringend, doch länger bei ihm verweilen zu wollen. Aber Siegfried hatte keine Ruhe mehr, sondern bat um Urlaub. Sogleich ließ der Zwerg ein Frühstück bereiten und nachdem sie sich ein wenig mit Speise gestärkt hatten, nahm Siegfried höflichen Abschied vom König Egwald und seinen Brüdern. Die aber erwiederten den Abschied nicht, sondern um ihr dankbares Gemüth zu beweisen, erklärten sie sich bereit, ihrer hundert den edlen Gästen das Geleite nach Worms zu geben, damit ihnen unterwegs kein Unfall zustieße. Aber Siegfried nahm keines andern Zwerges Begleitung an, denn allein des Königs Egwald. Dieser setzte sich auf sein prächtiges Pferd und ritt vor ihnen her. Wie sie nun so des Weges ritten, da sagte Siegfried zu dem Zwerge: „Ich habe auf dem Drachenstein gesehen, daß Du auch in der Sternkunde wohl erfahren bist! So bitte ich denn,

Du wollest mir sagen, wie es mir denn auch künftig im Leben ergehen wird.“ Da wollte der Zwerg lange nicht antworten, aber Siegfried drang so lange in ihn, bis er in sein Begehren willigte. „Ich fürchte sehr, es wird Dir nicht zum Besten gefallen, was ich Dir zu sagen habe,“ sprach Egwald. „Wisse, daß Du das schöne Weib, welches Du da heim führest, nur acht Jahre besitzen wirst, alsdann wird Dir auf mörderische Weise Dein Leben genommen werden. Aber Dein Weib wird Deinen Tod rächen, und wird mancher tapfere Held darüber das Leben verlieren! Zuletzt wird auch Dein Weib im Kampfe verscheiden.“ „Was Gott will, das geschehe!“ sagte Siegfried. „Da mein Tod so wohl gerächt werden soll, so begehre ich auch den Thäter nicht zu erfahren, und frage Dich nicht weiter.“ Dieses Gespräch hatte die schöne Florigunde nicht gehört, denn sie ritt vor ihnen eine gute Strecke. Als sie aber die Jungfrau eingeholt hatten, da duldete Siegfried nicht, daß ihn der Zwerg länger begleite, sondern beurlaubte sich von ihm, der dann mit weinenden Augen Abschied nahm, und zurück in seinen Berg ging.

Siegfried aber gedachte jetzt des Schatzes, den er im hohlen Gestein entdeckt hatte, und von dem er glaubte, daß er des Drachen oder des Riesen sey, daher er ihn als einen guten Fund betrachtete. Denn an die Zwerge dachte er dabei gar nicht. Er kehrte daher mit der Jungfrau um, und sagte: „Den Schatz wollen wir doch nicht dahinten lassen; habe ich den Drachenstein mit Gefahr meines Lebens gewonnen, so kann auch der

Schatz Niemand füglicher zukommen, als mir.“ So nahm er denselben, und legte ihn vorn auf sein Pferd, trieb dieses vor sich hin, und zog die Straße, auf der er am vorigen Tage den Ritter erschlagen hatte. Da sah er des Todten Pferd dort auf der Waide gehen; nun band er sein eigenes Roß an einen Baum, legte sich ein wenig in's Grüne, und die Jungfrau hielt Wache über ihm. Als er wieder aufgewacht war, fing er des todten Ritters grasendes Pferd ein, legte ihm den Schatz auf, bestieg sein eigenes Pferd wieder und führte jenes mit dem Schatze neben sich und Florigunden her.

Sie huben an, Gottes Fürsehung, deren sie sich auch hier wieder erfreuen durften, zu preisen, und kamen unter solchem Gespräch aus dem offenen Walde bald in ein dichtes Gesträuch. Hier waren sie nicht lange geritten, als unversehens aus dem Dickicht eine Rotte Mörder hervorbrach und sie umringte. „O mein edler Ritter,“ rief Florigunde, „wie wird es uns ergehen!“ Aber Siegfried blieb ganz ruhig und sprach: „Sey zufrieden, Geliebte, die beißen uns nicht.“ Indem umgaben ihn sechs derselben, denn im Ganzen waren ihrer dreizehn. Der Ritter aber lachte dazu. „Wir wollen ihnen den Schatz geben,“ sagte die Jungfrau, „so werden sie uns wohl ziehen lassen!“ „Ich achte des Schatzes wenig,“ sagte Siegfried, „aber den Schimpf möchte ich um aller Welt Schätze nicht nehmen, daß ich mich vor solchen Burschen fürchten sollte!“ Indessen umringten sechs andere Mörder die Jungfrau; der dreizehnte nahm das Saumroß am Zaum und wollte mit

dem Schatze davon. Bisher hatte der Ritter nicht geglaubt, daß es ihr Ernst sey, als er sich aber nun eines andern überzeugte, da sprach er mit strengen Worten zu ihnen: „Ihr leichtfertigen Straßenräuber, was habt ihr im Sinne?“ Da hast Du die Antwort auf Deine Frage,“ schrie einer der Räuber, und schlug damit gewaltig auf den Ritter los. Siegfried säumte nicht lange, und schlug dem trotzigsten der Wegelagerer mit dem ersten Streiche des Schwerdts, mit welchem er den Drachen getödtet hatte, den Kopf ab. Mit einem andern Hiebe spaltete er dem zweiten den Kopf bis auf die Zähne. Als sie so den großen Ernst des Ritters sahen, wichen ihrer viere zurück. Die andern sechse, welche die Jungfrau umringt hielten, wollten nun ihren Gesellen zu Hülfe kommen; aber sie wurden auch so empfangen, daß ihrer drei auf dem Platze blieben. Inzwischen war der Räuber, der das Pferd mit dem Schatz führte, weit vorangekommen; aber Siegfried mit seinem guten Pferde holte ihn bald wieder ein, und diesen niederzuhauen, machte ihm gar keine Mühe. Als er sich darauf wieder umwendete, um zu seiner Geliebten, die er seiner wartend hinter sich gelassen hatte, wieder zurückzukehren, da hatten die Räuber, die indessen flüchtig geworden waren, die Jungfrau mit sich geführt. Als der Ritter dieses vernahm, säumte er nicht lange, ließ das Pferd mit dem Schatze laufen, und eilte der Stätte zu, wo er die schöne Florigunde gelassen hatte, um auf den Hufschlag ihres Pferdes zu kommen; denn die Zwerge hatten das Pferd so künstlich beschlagen, daß

er den Hufschlag wohl kennen konnte. Sobald er nun denselben erkannte, eilte er ihm nach, und traf auch wirklich die Mörder in einem dichten Gesträuche an. Er setzte unter sie mit grimmigem Zorn, und machte sie alle nieder bis auf einen einzigen; denn dieser lief in einen nahen Sumpf bis an den Hals. Siegfried hielt es nicht für der Mühe werth, um dieses Einen willen nur noch einen Schritt zu thun, sondern rief ihm zu: „Wenn du einem Wandrer begegnest, Geselle, so sage ihm, daß Du den gehörnten Siegfried gesehen, der die schöne Florigunde vom Drachenstein errettet hat, und daß er deine zwölf Helfershelfer gesäubert, daß ihnen der Bart nicht mehr wachsen wird!“ Und so ritt er mit seiner schönen Florigunde davon. Als sie den Sumpf im Rücken hatten, sprach er zu ihr: „Schönste, wie hat Euch diese Kurzweil gefallen?“ „Werther Ritter,“ erwiederte sie, „wenn das Eure Kurzweil ist, wer möchte dann im Ernste mit Euch fechten?“ Nun kamen sie an den Ort, wo der Streit zuerst angefangen hatte, da fiel der Jungfrau das Pferd mit dem Schatze ein und sie fragte ihren Geliebten, ob er das Saumroß nicht wieder angetroffen habe. „Freilich,“ erwiederte der Ritter, „habe ich es dem Bösewicht, der es gestohlen, wieder abgejagt, und ihm soviel dafür gegeben, daß er keines Geldes weiter bedarf. Als ich aber wieder zurückkam, und Euch, schöne Jungfrau, nicht mehr auf der Stelle traf, da merkte ich bald, daß es schlimm stehe, ich vergaß des Schatzes, und meine Liebe zu Euch zwang mich, dem Hufschlag eures Pferdes nachzugehen und

Euch vor Allem zu retten. Was fragte ich nach dem Schatze; Ihr, Allerschönste, habt mich doch viel mehr gekostet!" „Nun," sagte Florigunde zärtlich, „dann sollt ihr auch nicht weiter des Schatzes wegen Euch in Gefahr begeben, und das Pferd nicht länger aufsuchen." Darein ergab sich Siegfried; „denn" dachte er, „wenn ich nur noch acht Jahre leben soll, was nützet mich dann der Schatz?" Und nun ritten Beide fort und fort, bis ihnen der Rhein mit seinem grünen Wasser entgegenschimmerte.

Jetzt kam zu König Gilbald und seiner Gemahlin die freudige Botschaft, daß ihre geliebte Tochter Florigunde von dem Drachenstein erlöst, und auf der Heimreise mit dem kühnen Ritter Siegfried nicht mehr weit entfernt sey. Der König ließ deßwegen seine ganze Ritterschaft aufbieten, damit sie seiner Tochter und dem Helden alle gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegenzögen und sie mit großem Gepränge einholten. Zugleich lud er sie alle auf die bevorstehende Hochzeit ein, denn er wußte wohl, daß er seine Tochter dem Ritter Siegfried, welcher sie mit Gefahr seines Heldenlebens so theuer erworben hatte, nicht abschlagen durfte. Nachdem sie nun mit Freuden eingeholt und mit Jubel empfangen worden, da wurde mit der Vermählung nicht lange gezögert. Sieghard, Siegfrieds alter Vater, kam

geladen zu seines lieben Sohnes Hochzeit. Kaiser, Könige und fünfzehn Fürsten, dazu Ritterschaft und Adel ohne Zahl, fanden sich zusammen. Alle wurden wohl empfangen und herrlich gehalten und bewirthet, wie dieß an Königshöfen Sitte ist. Siegfried und die schöne Florigunde wurden in das Münster geführt, und mit großem Gepränge, in Gegenwart aller Fürsten und Großen getraut.

Unter der mannigfaltigen Kurzweil, die auf dieser Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein gar feines Stückchen vor, das wohl werth ist, erwähnt zu werden. Es wohnte nämlich zunächst an des Königs Palast ein Bauer mit Namen Jorcus; dieser hatte einst dem Könige Gilbald, als er auf einer Jagd irre gegangen war, den rechten Weg gezeigt und war von dem Könige dafür zum Verwalter über seine Viehheerden gesetzt worden. Dieser Jorcus war so verzagt und so blöder Natur, daß er wohl vor einem bloßen Degen, wenn es möglich gewesen, in die Erde gekrochen wäre. Nun lebte an des Königs Hofe ein Edelmann, ein verschlagener, listiger Schalk, der manchen Scherz zu veranstalten wußte; dieser redete mit dem Bauer, und machte ihn glauben, daß jetzt eine so gute Gelegenheit vorhanden sey, sich bei dem Könige beliebt zu machen, als er sein Lebtage eine wünschen möchte. „Es ist," sagte er zu ihm, „unter den fremden Fürsten einer, der hat einen Soldknecht, Namens Zivilles, bei sich: dieser ist so verzagt, daß man ihn mit einem Erbsenrohr verjagen könnte. Den sollst Du zum Kampf um Leib

und Leben herausfordern! Wenn er dieses hört, glaube mir, so wird er vor Schrecken nicht erscheinen; alsdann hast Du schon Ehre genug! Oder, wenn er je käme, so wird er doch, sobald er Dich gewappnet sieht, vor Furcht die Flucht ergreifen; und dann kommst Du zu hohen Ehren bei dem König." Der Bauer ließ sich bethören und sagte dem Edelmann zu, daß er den Soldknecht fordern lassen wolle. Als der Edelmann sah, daß Jorcus in die Falle gegangen sey, meldete er dem Könige Alles und bat seine Majestät, doch ja diese Kurzweil zu gestatten; er selbst wolle schon dafür sorgen, daß keiner der beiden Kämpen Schaden nehme. Der König aber dachte, weil seine Tochter doch so viele Jahre lang Ungemach geduldet, so wolle er ihr, ihrem Gemahl und allen Anwesenden eine solche Ergötzlichkeit immerhin gönnen. So erlaubte er es denn dem Edelmann. Dieser ging hin zu dem Könige Sieghard, und erbat sich von ihm seinen Söldner Zivilles, indem er ihm vortrug, welchen Scherz er mit demselben vorhätte. Der König Sieghard willigte gern in die Bitte, und der Edelmann suchte den fremden Kriegsmann auf, und sagte ihm nach langen Umschweifen, daß er zu keinem andern Ende gekommen sey, als ihm anzukündigen, daß Jorcus, der Verwalter des Königs Gilbald, ihn auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampfe herausfordere. Zivilles erschrack über alle Maßen, fing an zu zittern, und gab mit stammelnder Zunge die Antwort: „Ich habe mit diesem Jorcus nichts zu thun; wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?"

„Dem sey, wie ihm wolle," erwiederte der Edelmann, „er hält euch einmal für keinen redlichen Kerl; deßwegen verlangt er von euch, ihr sollet mit guter Rüstung versehen, morgen zu der und der Stunde auf dem Kampfplatz erscheinen; dort will er euer warten." Damit ging der Edelmann seiner Wege. Der König Sieghard und seine Leute, welche den Schrecken des Söldlings sahen, redeten ihm Muth ein und munterten ihn zum Kampfe auf. Da rief Zivilles den Edelmann endlich zurück, und sagte zu ihm: „Mein Freund, ich will mich bis Morgen bedenken!" Mit dieser Antwort ging der Edelmann zu dem Bauern, der sehr erfreut darüber war, denn er schloß daraus, daß der Kriegsknecht nimmermehr kommen würde, weil ihm der Edelmann noch dazu erzählt hatte, wie erschrocken Zivilles über seine Forderung gewesen sey.

Am andern Morgen aber redeten des Königs Leute ernstlich mit Zivilles, und sagten: „Es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausschlüge; denn sie hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Bursche wäre; sobald dieser einen bloßen Degen sähe, so würde er die Flucht ergreifen." Dadurch ließ sich Zivilles überreden, schickte früh Morgens zu dem Bauern, und ließ ihm sagen, „daß er um ein Uhr des Nachmittags auf dem Kampfplatz in guter Rüstung zu Pferd erscheinen werde; da wollte er ihn lehren, was es hieße, einen redlichen Reitersmann ohne vorangegangene Beleidigung zum Kampfe herauszufordern! „Und wiewohl es mir, als einem versuchten Kriegsmann, nicht

wohl ansteht, mich mit einem groben Bauernlümmel zu balgen, so will ich Dich dennoch lehren, daß Du ein andermal Dich nicht unterstehen sollst!“

So wurden denn beide mit Rüstung wohl versehen, und kamen zur bestimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da hätten Alle, die dieses lesen, selbst sollen zugegen seyn, und die Kurzweil mit ansehen! Denn sobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, sah er sich nach allen Seiten um, wo er am füglichsten Reißaus nehmen konnte und verwünschte den Ort, weil er ihn so wohl verwahrt sah. Er war nämlich an drei Seiten mit hohen Brettern umgeben, an der vierten Seite floß ein Wasser, und die Pforten wurden alle versperrt, so daß ein Jeder ausharren mußte. Als nun Zivilles, der Kriegsknecht, den Jorcus ansichtig wurde, und sah, daß er ein so muthiges Pferd hatte, da fehlte wenig, daß er davon geritten wäre, wenn er nur gekonnt hätte. Und schon war er willens, sich dem Feinde zu ergeben. Aber mit demselben Entschlusse ging auch Jorcus um. Indem theilten die Ritter den Kampfplatz und die Trompeten bließen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompete schmettern hörte, ließ es sich nicht länger halten, denn es war Siegfrieds Roß und des Turnierens wohl gewohnt, sondern es begann den Lauf und schoß dahin wie ein Pfeil. Gerne hätte es Jorcus aufgehalten, aber es war vergebens, denn es durchlief die wohlbekannte Bahn in vollem Laufe bis zu Ende. Seine Eile zwang den Reiter, die Lanze fallen zu lassen, und sich mit beiden Händen an der Mähne des

Pferdes zu halten, daß er nicht herunterfiel. Dagegen mußte des Zivilles Pferd mit Spießruthen ermuntert werden, bis es in Gang kam. Der Kriegsknecht aber legte seine Lanze alsbald ein, noch ehe es Zeit war, diese trieb der Wind immer auf die eine Seite, so daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, den Jorcus damit berührte. Und weil dieser ohnedem nur kümmerlich im Sattel hing, so fiel er herunter auf die Erde. Zivilles, der dieß nicht inne ward, ließ sein Pferd bis ans Ende der Rennbahn auslaufen. Erst als er sein Roß umwendete, sah er den Jorcus dort auf dem Boden liegen; da dachte er: „Nun ist es Zeit, daß Du Deinem Feinde den Rest giebst, und ihm mit dem Pferde den Kopf zerknirschest und ihn mit der Lanze durchstoßest.“ Während er sich ihm jedoch allgemach näherte, hatte der Bauer sich wieder auf die Beine gemacht, bis aber Zivilles zu ihm kam, strauchelte sein Pferd, dem er mit der Lanze, welche er alle Zeit sehr niedrig hielt, zwischen die Vorderbeine gekommen war, und fiel unter ihm nieder.

Da dachte Jorcus: „Jetzt ist es Zeit, ein Ritter an dem Feinde zu werden, und hieb so grimmig von Ferne auf ihn ein, als ob er ihn in Stücke hauen wollte. Aber das Pferd zappelte so grausam mit den Füßen, daß er ihm nicht beizukommen vermochte; und wie es sich endlich empor arbeitete und auf seine Füße zu stehen kam, da schnaubte es, und schlug so zornig um sich, daß der Bauer besorgte, es möchte ihn treffen, und in aller Furcht von dannen floh. Indessen hatte

Zivilles Zeit gefunden, sich wieder aufzurichten und auf seine Füße zu stehen; sein Leib aber war so zertreten und so bebend, daß er ernstlich darauf dachte, sich dem Gegner zu ergeben. Er zog daher das Schwert aus der Scheide, in der Absicht, es an der Spitze zu fassen, und so dem Feinde darzureichen. Aber Jorcus ging mit demselben Entschlusse um. Wie Zivilles mit bloßem Schwerte daher kommt, sich zu ergeben, da dachte er: „Das wird übel ablaufen!“ und floh so schnell und weit, als sein gutes Pferd ihn trug. Nun Zivilles dieß gewahr wird, will er an seiner Viktorie nicht gänzlich verzweifeln, faßt wieder ein Herz und verfolgt den Gegner, so gut als dieß ein verzagter Mann auf einem schlechten Klepper zu thun vermag. Er erreichte ihn auch und schlug mit vollem Grimm auf ihn ein. Als Jorcus den ersten Streich fühlte, schrie er überlaut und bat ihn einzuhalten, sonst würde er es dem Könige Gilbald und dem Ritter Siegfried klagen. Da aber jener nicht nachließ, so wich er zurück, so weit er nur konnte. So war er bis an das Wasser gekommen, daß er nicht weiter rückwärts konnte; da war seine Furcht gedoppelt. „Weichst du weiter,“ dachte er; „so mußt du im Wasser ersaufen; gehst du vorwärts, so mußt du unter deines Feindes Waffen sterben.“ Dem Feinde sich zu ergeben, schämte er sich auch, da er seiner Meinung nach eben noch den Sieg in den Händen gehabt. Diese vielfache Angst brachte ihn endlich zur Verzweiflung, so daß er beschloß, festen Fuß zu fassen, weil es ja nicht anders seyn könnte. Darum nahm er sein Schwert in die Hände, drückte

die Augen fest zu, und fing an grimmig um sich zu hauen, so daß Zivilles die Flucht mit Schrecken nahm, und überlaut schrie: „Laß mich leben, laß mich leben, so will ich mich dir ergeben!“ Er bildete sich nämlich ein, schon viele Wunden empfangen zu haben, obgleich er noch keine einzige bekommen hatte.

Als Jorcus dieses Geschrei hörte, wagte er es, die Augen wieder aufzuschließen und sah, wie sein Gegner weit von ihm gewichen war. Da faßte er wieder Muth, und verfolgte seinen Feind so gut er konnte. Da schrie Zivilles noch viel lauter: „Schenke mir doch das Leben, ich will mein' Lebtage nicht daran denken, mich zu rächen!“ „So wirf deine Wehr von dir!“ rief Jorcus. Der arme Tropf that, wie ihm befohlen war. Obwohl nun Jorcus seinen Feind ganz wehrlos sah, und nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, traute er dennoch nicht, sondern sagte ihm: „Hebe dich weit von mir, und lege dich auf die Erde nieder!“ Zivilles gehorchte abermals der Stimme seines Feindes, lief weit zurück, legte sich ganz ausgestreckt auf den Boden, und erwartete wie ein Lämmlein, sein Ende. Jorcus aber besann sich noch immer, wie er sich ganz vor seinem Feinde sicher stellen könnte, und meinte, daß dieß nicht möglich wäre, wenn er ihn am Leben ließe. „Aber wie sollst du ihm beikommen,“ sprach er zu sich selber. „Gehst du mit dem Schwert auf ihn los, so möchte er sich aufrichten und es dir aus der Hand reissen!“ So beschloß er ohne das Schwert auf ihn los zu gehen, suchte ein großes Mes-

ser, mit dem er seine Kühe abzustechen gewohnt war, unter der Rüstung hervor, und schickte sich an, ihm damit die Gurgel abzuschneiden. Als die Richter dieß sein Beginnen inne wurden, traten sie ins Mittel und hiessen den Jorcus einhalten und sich mit seinem Siege begnügen. Denn so mit einem überwundenen Feinde zu verfahren, wäre der Waffenordnung schnurstracks zuwider. Jorcus ließ seinen Feind, weil er ihn überwunden hatte, ungern aus den Händen. Doch mußte er ihren vernünftigen Reden nachgeben, weil sie ihm überdieß zusagten, daß Zivilles sich nimmer mehr wider ihn auflehnen sollte. So hieß der Bauer den Soldknecht aufstehen und ein andermal besser bedenken, mit wem er es zu thun hätte. Auf solche Weise endete der Kampf dieser beiden Hasen, und jeder war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Kein lustigeres Stück war auf Siegfrieds Hochzeit vorgekommen.

Nun war Ritterspiel und Kurzweil vorüber und alle Gäste kehrten wieder heim. Siegfried gab ihnen so sicheres Geleite, daß man ohne alle Gefahr Gold hätte mögen auf dem Haupte tragen.

Zu Hause hatten indessen die drei Brüder der schönen Florigunde, die Könige Ehrenbert, Hagenwald und

Walther einen Haß auf ihren Schwager Siegfried geworfen, weil er in allen Kämpfen den Preis davon getragen hatte. „Alle Tage trägt er Siegeszeichen, Ringe und Waffen," sprachen sie zueinander, „damit prangt er, als wäre er allein der Held; so macht er uns im ganzen Lande verächtlich, das soll ihm übel bekommen!" Seitdem trachteten sie heimlich darnach, wie sie ihn tödten konnten; lange aber konnten sie keine Gelegenheit finden, bis die acht Jahre um waren, von welchen der Zwerg Egwald dem Helden Siegfried vor Zeiten geweissagt. Siegfried aber merkte nichts und lebte mit seiner schönen Florigunde in Frieden und guter Ruhe. Sie bekamen einen Sohn, den nannte er Löwhard. Der führte später mächtige Kriege mit dem Sultan und dem König von Babylon, und bekam endlich die Tochter des Königs von Sicilien zur Frau, wie dieß in andern Büchern beschrieben ist.

So hatten sie acht Jahre lang in stolzem Frieden gelebt, da geschah es eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger mit einander auf die Jagd ritten, denn Siegfried war der Jagdlust sehr ergeben. Weil aber der Tag gar heiß und Siegfried müde und durstig war, so begab er sich an einen Brunnen im Walde, und legte sein Angesicht in denselben, sich zu erkühlen. Diesen Augenblick ersah sich sein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedachte bei sich selber: „eine solche Gelegenheit kommt nicht alle Tage, jetzt versäume es nicht, dich an deinem Feinde zu rächen!" So nimmt er sein

Seitenschwert, und stößt es dem Siegfried zwischen die beiden Schultern, da wo sein Fleisch blos und nicht mit Horn überzogen war. Er rannte ihm aber das Schwert so tief in den Leib, daß die Spitze bis an die Brust hineinging und er auf der Stelle todt war. So mußte der unvergleichliche Held auf eine schändliche und meuchelmörderische Weise sein junges Leben lassen.

Als Siegfrieds Gemahlin den Tod ihres Herrn, des königlichen Helden, erfuhr, fiel sie vor Kummer in eine schwere Krankheit, so daß die Aerzte an ihrem Auffkommen verzweifelten, der König Gilbald aber starb vor Jammer und auch die Königin unterlag schon nach vier Tagen einen tödtlichen Fieber. Da war Leid über Leid in dem Königspalaste zu Worms. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn die schöne Florigunde auch gestorben wäre; aber es war Gottes Wille, daß Siegfrieds Tod zuvor durch sie gerächt würde. Ihre drei Brüder hielten dem König Gilbald ihrem Vater, und ihrer Mutter der Königin eine herrliche Leichenfeier. Darauf wollten sie das Reich in Besitz nehmen und gemeinschaftlich beherrschen. Aber inzwischen war ihre Schwester, Siegfrieds Wittwe, wieder so weit genesen und erstarkt, daß sie an ihren Vorsatz denken konnte, sich an den Mördern ihres lieben Gemahles zu rächen. Sie brach

daher in aller Stille auf mit ihrem Sohne Löwhard, und zog in die Niederlande zu König Sieghard ihrem Schwiegervater, dem sie die Ermordung seines Sohnes meldete und ihre Noth klagte. König Sieghard, der dieß mit großen Schmerzen vernahm, ergrimmte im Geist, und ließ Adel und Ritterschaft in seinem ganzen Lande aufbieten, sammelte in Eile eine unzählbare Menge Kriegsvolkes, und ehe sich die drei Könige dessen versahen, waren sie mit blutigem Krieg überzogen. Viel tausend Helden fielen in diesem Kriege, und auch der Verräther Hagenwald kam schimpflich um sein Leben. Denn als er sich lange gewehrt, und zuletzt unfähig zum Kampfe geworden war, las er sich unter allen Kriegsleuten des Königs Sieghard den verzagten Soldknecht Zivilles aus; diesem ergab er sich im Wahne, von ihm am ehesten Barmherzigkeit zu erlangen, und bei ihm viel sicherer zu seyn, als bei einem andern beherzten Krieger. Und als er sein Gefangener war, legte er sich kampfesmatt nieder und schlief ein. Zivilles aber besann sich nicht lange, sondern zog sein Schwert und stieß es dem Schlafenden durch den Leib, daß er zur Stunde todt blieb. „So hab ich dir vergolten,“ sprach er, „was du meines gnädigen Königs Sohn Siegfried gethan, und dir ist mit dem Maße gemessen, mit welchem du gemessen hast.“

Die andern zwei Brüder Ehrenbert und Walther zogen ins Elend. Der verzagte Zivilles ward seinerseits erschlagen; Jorcus der Bauer fiel auch in diesem Kriege.

Zuletzt mußte auch die schöne Florigunde sterben. Aber ihr und Siegfrieds Sohn Löwhard blieb am Hofe seines Großvaters in den Niederlanden, wurde dort in Gottesfurcht und ritterlichen Tugenden erzogen und gedieh zu einem herrlichen Helden.

Die schöne Magelone.

In der Zeit, da die Provence mit andern Landen Frankreichs schon dem christlichen Glauben zugekehrt war, herrschte dort ein Graf, der von seiner Frau einen einzigen Sohn hatte, mit Namen Peter. Dieser Jüngling übertraf Alle seines Alters in Waffenübung, Ritterspiel und andern Dingen. Er war nicht nur dem Adel werth, sondern auch dem ganzen Lande; ja die Unterthanen dankten dem allmächtigen Gott, daß sie einst einen solchen Oberherrn bekommen sollten. Auch hatten der Graf, sein Vater, und die Gräfin keine andere Freude, denn ihren Sohn, und ihm zulieb wurde mancherlei Kurzweil am Hofe angestellt. So hielten auch eines Tags die Freiherrn und Edlen des Landes ein Turnier, in welchem Peter vor allen Andern den Preis erlangte, wiewohl viel fremde und geübte Ritter auch dabei waren. Sein Gerücht erscholl weit umher, als ob es seinesgleichen nimmer gäbe. Nach dem Turniere wurden die Ritter festlich von dem Grafen bewirthet, und redeten mancherlei unter einander. Insonderheit ließ sich einer von der schönen Magelona vernehmen, der Tochter des Königs von Neapolis, deren Gleichen an Schönheit und Tugend nicht gefunden werden sollte, und der zu gefal-

len sich viele Jünglinge in Ritterspielen übten. Und ein anderer Ritter sagte zu Peter: „Junger Herr Graf, Ihr solltet wandern und die Welt suchen, und Euch in ritterlichen Spielen üben. Gewiß, Ihr würdet weit und breit bekannt werden, und am Ende eine schöne Buhle heimführen."

Dem Grafen Peter gefiel dieß wohl, zumal da er soviel von der schönen Magelone gehört hatte; er setzte sich im Herzen vor, Urlaub von seinen Eltern zu begehren und in die Welt hinauszureiten. Als daher das Festspiel vorüber war und er Vater und Mutter eines Tags allein bei einander sitzend fand, ließ er sich vor ihnen auf sein Knie nieder und sprach: „Gnädige Eltern, höret mich als euren gehorsamen Sohn: ich weiß und erkenne es mit Dank, wie ihr mich bisher erzogen, wie viel Freude ihr mir gemacht, wie viel Ehre ihr mir angethan habt. Daran aber habt ihr noch nicht gedacht, wie es anzufangen wäre, daß ich der Welt auch bekannt würde, wie andere Herren und Ritter. Seyd mir daher nicht entgegen, wenn ich euch demüthig bitte, mir zu erlauben, daß ich reisen und der Welt Lauf erfahren darf. Ich glaube gewiß, es würde eure Ehre und mein großer Nutzen seyn." Als Peters Eltern den Wunsch ihres Sohnes vernahmen, fiel es ihnen schwer auf's Herz und sie wurden traurig. „Peter, lieber Sohn," antwortete ihm der Vater, „Du weißest ja wohl, daß wir kein anderes Kind mehr haben, als Dich allein, keinen Erben im Hause denn Dich. Alle unsere Hoffnung und unser Trost beruht auf Dir. Wenn es

Dir mißlänge, wovor Dich Gott behüten wolle, so wäre unsre Herrschaft für unser Haus verloren!" Seine Mutter sagte ihm: „Liebster Sohn, was hast Du nöthig, die Welt zu suchen. Diejenigen, die darnach verlangen, thun es, um Geld oder Herrengunst zu erwerben, Du aber hast an Reichthum, Waffenehre, Wissenschaft, Adel, Schönheit und Anmuth so viel als irgend ein Fürst in dieser Welt. Berühmt bist Du auch schon allenthalben; die Landschaft, die Du erben wirst, ist so schön; was begehrst Du denn andres Gut zu erwerben? Welche Ursache kannst Du haben, uns zu verlassen? Sieh' doch Deines Vaters Alter, ja selbst das meine an; bedenke, daß Du unsere einzige Freude bist; sieh', ich bitte Dich, wie eine Mutter ihr Kind, daß Du nicht ferner des Wegscheidens erwähnest." Peter erschrack über diese Einwendungen nicht wenig, doch fing er noch immer auf den Knien liegend und mit niedergeschlagenen Augen von Neuem an und sprach: „Liebe Eltern, ich will Euch in allen Dingen gehorsam seyn. Aber bedenket doch, daß ein junger Mensch nichts Besseres thun kann, als sich im Leben versuchen und die Welt beschauen! Darum wiederhole ich mein flehentliches Begehren und bitte euch, es nicht übel aufzunehmen und mir nicht abzuschlagen!"

Der Graf und die Gräfin sahen wohl, daß der Vorsatz in der Seele ihres Sohnes feste Wurzel gefaßt hatte; sie wußten nicht, was sie thun sollten, denn Peter lag noch immer auf den Knieen, ihre Antwort zu vernehmen. Da sie nun so lange still

schwiegen, fing er noch einmal so dringend an zu bitten, daß Vater und Mutter endlich ihre Einwilligung gaben. „Nur denke darauf,“ schloß der Vater seine Rede, „daß Du nichts thust, was Deinem Adel entgegen sey; und vor allen Dingen habe Gott den Allmächtigen lieb und diene ihm. Endlich mach' auch, daß Du zeitlich wieder zurückkommest. Nimm Dir Pferde, Harnisch, Gold und Silber von dem Meinen, so viel Dir von nöthen ist.“

Peter dankte seinen Eltern auf's gerührteste. Dann nahm ihn seine Mutter bei Seite, und gab ihm drei köstliche Ringe, welche von höchstem Werthe waren. „Suche gute Gesellschaft,“ sprach sie weinend, „fliehe die böse; gedenke unser.“ So bereitete sich Peter auf die Fahrt, beurlaubte sich und nahm Adelige und Unadelige mit, ihm zu dienen. Seinen Zug richtete er so heimlich ein, als möglich, so daß er ganz unerwartet nach der Stadt Neapolis kam, wo der Vater der schönen Magelone, der König von Neapel, mit Gemahlin und Tochter Hof hielt. In dieser Stadt bezog der Graf Peter eine Herberge auf dem Fürstenplatz; er fragte alsbald seinen Wirth nach den Gewohnheiten des königlichen Hofes, und ob sonst auch fremde und namhafte Ritter am Hofe wären. Der Wirth zeigte ihm an, daß vor Kurzem ein angesehener Ritter, Herr Hein-

rich von Carpona, an den Hof gekommen sey, dem zu Gefallen der König ein Rennen und Turnier auf den Sonntag anstellen wolle. Zugleich sagte ihm der Wirth, daß auch fremde Ritter, wenn sie gerüstet auf die Bahn kämen, Zutritt zu dem Turniere erhalten könnten.

Als der Sonntag angebrochen war, stand Peter frühe auf, ließ sein Pferd mit aller Zubehör versehen und legte seine schönsten Kleider an, denn er gedachte Ehre an diesem Tage einzulegen, und brannte vor Begierde, die schöne Magelone zu sehen und sich vor ihr zu zeigen. Auf seinen Helm hatte er sich zwei kostbare silberne Schlüssel machen lassen, um daran kenntlich zu seyn, zu Ehren des Himmelsfürsten, St. Peters des Apostels, dessen Namen er trug. Auch alle Decken seiner Pferde ließ er mit Schlüsseln zieren.

Die Bahn ward eröffnet, und der König mit seiner Gemahlin und Tochter, auch vielen andern Frauen und Jungfrauen, betraten das Schaugerüste. Da kam auch Peter mit einem Knecht und einem Knaben auf die Bahn gezogen; er stellte sich aber an dem niedrigsten Orte auf, denn er war fremd und unbekannt; niemand war auf ihn aufmerksam, der ihn hervorgezogen und obenangestellt hätte. Nun kam die Zeit, in voller Rüstung den Jungfrauen und Frauen Ehre zu erzeigen; ein Herold trat auf und rief auf Befehl des Königs: Wer da Willens wäre, um der Jungfrauen und Frauen willen eine Lanze zu brechen, der sollte auf die Bahn ziehen. Da trat zuerst Herr Heinrich von Carpona in die Schranken, und gegen ihn zog ein Diener des Königs; diesen

traf Herr Heinrich so gut, daß er bügellos im Sattel hing, und vor Schrecken und vor Erschütterung den Spieß von sich warf. Dieser kam zufällig dem Rosse des Herrn Heinrich vor die Füße, daß es strauchelte und mit sammt seinem Herrn zu Boden fiel. Da huben die Freunde des Hofdieners zu sagen an, daß Herr Heinrich redlich gefallen wäre, und so wurde dem königlichen Ritter der Sieg zugesprochen. Dieß verdroß den Herrn Heinrich von Carpona, daß er nicht mehr rennen wollte, und war auch dem Grafen Peter leid, der wohl sah, welch ein tapferer Ritter Herr Heinrich war. Als nun der Herold zum zweitenmal auf Befehl des Königs rief: Wenn ein Andrer wäre, der eine Lanze zu brechen Lust hätte, der sollte auf die Bahn ziehen, da trat Peter in die Schranken gegen den Königlichen, und traf ihn bald so, daß Mann und Roß zu Boden fielen und alle Zuschauer staunten. Auch der König lobte den Ritter mit den silbernen Schlüsseln, und hätte gerne erfahren, wer und von wannen er sey. Deßwegen schickte er einen Herold zu ihm mit diesen Fragen. Peter antwortete dem Herold: „Sage [dem Herrn deinem König, daß er kein Mißfallen darüber haben möge, wenn ich ihm meinen Namen vorenthalte, denn ich habe ein Gelübde gethan, keinem Menschen zu bekennen, wie ich heiße. Doch soviel kannst du deinem Könige sagen, ich sey ein armer Edelmann aus Frankreich, und suche in der Welt bei Jungfrauen und Frauen Preis und Lob zu erlangen." Der König be-

gnügte sich mit dieser Antwort und schrieb sie auf Rechnung der Bescheidenheit.

Jetzt fing Peter erst recht an seine Kunst zu zeigen, denn jeder Ritter wollte sein bestes thun und sich mit ihm messen, aber der Peter rannte die Fremden Alle schmählich ab. Der König und Alle erkannten, daß er das Beste gethan, und Peter erhielt den Preis. Unter den Jungfrauen und Frauen ging ein Flüstern über den Ritter mit den silbernen Schlüsseln, und die schöne Magelone, die Peter in der großen Ferne nicht recht gesehen hatte, konnte seine Thaten und seine Gestalt nicht vergessen. Herr Heinrich von Carpona, der tapfere Ritter, begleitete den Sieger mit einigen andern in die Herberge, um ihn recht zu ehren.

Bald darauf lag die schöne Magelone ihrem Vater gar sehr an, wieder ein Turnier zu halten. Sie that dieß aber ohne es selbst zu wissen, aus verborgener Liebe zu dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Denn sie freute sich, bis sie ihn wieder ansichtig werden möchte, und als Peter in seiner kenntlichen Waffenrüstung in die Schranken trat, die Trompeten schmetterten und Spieße an den Schilden krachten, wurde sie ganz roth. Unverwandt blickte sie auf Peter, obgleich sie sein Angesicht noch nicht erkennen konnte, so wie er selbst auch die schöne Magelone nur aus der Ferne sah und von ihren Frauen noch nicht zu unterscheiden vermochte. Auch dem König, so oft er den Ritter mit den silbernen Schlüsseln erblickte, gefiel er in jeder Beziehung wohl, besonders von Seiten seiner Jugend und

seines edlen und höflichen Benehmens. Zuweilen sprach er zu sich selbst: „Dieser Ritter kann von keinem niedern Geschlechte seyn; all sein Wesen spricht vom Gegentheil, er ist auch würdig, daß wir ihm mehr Ehre erzeigen, als ihm bisher von uns wiederfahren ist.“

So wie nun die Feierlichkeit zu Ende war, ließ ihn der König an seine Tafel laden; worüber Peter sehr erfreut war, denn nun durfte er doch hoffen, die schöne Magelone einmal in der Nähe zu sehen. Der Ritter erschien zur bestimmten Stunde, und als der König, seine Gemahlin und seine Tochter sich zu Tische setzten, wurde er der Prinzessin gegenübergesetzt. Die Mahlzeit war mit fremden Gerichten auf das beste bestellt, aber der Ritter achtete des Essens wenig. Die unübertreffliche Schönheit der Jungfrau beschäftigte ihn so ganz, daß er nichts thun konnte, als sie anschauen. Da sättigte er denn seinen Geist mit Blicken und mußte sich gestehen, daß es auf Erden kein schöneres Weib gebe, als die schöne Magelone. Diese aber blickte immer freundlich nach ihm hin, und so wurde er in Liebe entzündet und sprach zu sich selbst: „Der ist glückselig, der ihrer Liebe theilhaftig werden möchte.“ Doch dachte er dabei nicht an sich selbst; er hielt es für unmöglich, daß ihm ein solches Glück begegnen könnte. Auch zwang er sich, munter und klug mit dem Könige zu reden, was diesem wohl gefiel; wie denn sein edler und kräftiger Anstand das ganze Hofgesinde in Staunen setzte. Als sie gegessen hatten, ward allerley Spiel in dem königlichen Saale angestellt, und als der König die

Gesellschaft verließ, gab er seiner Tochter die Erlaubniß, noch länger mit dem Ritter in dem Saale zu reden.

Die schöne Magelone rief dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln gar freundlich, und er eilte auf den süßen Laut ihrer Stimme schnell ihr entgegen. „Edler Ritter,“ sprach sie zu ihm, „mein Vater und wir Andern alle, die hier sind, haben an eurem bescheidenen Wesen, euren ritterlichen Thaten und eurem redlichen Gemüth großen Gefallen; ich soll euch darum bitten, daß ihr, so oft ihr möget, zu uns kommet, und euch im Hause meines Vaters Kurzweil schaffet.“ Peter dankte ihr in ehrerbietigen Worten, und sein Herz war voll Freuden. Indem rief die Königin ihre Tochter, mit ihr den Saal zu verlassen, und Magelone nahm, wiewohl ungern, von dem Ritter Abschied; doch sagte sie noch beim Scheiden: „Kommet ja oft, euch zu kurzweilen, edler Ritter! Ich hätte noch gar zu gerne von Ritterspielen und Anderem, was in eurer Heimath vorgehen mag, mit euch gesprochen. Es beschwert mich, daß ich dießmal nicht Zeit habe, mit euch zu reden.“ So nahm sie von ihm Urlaub und sah ihn so freundlich an, daß er tiefer in seinem Herzen verwundet wurde, als er zuvor war.

Die Fürstin war mit ihren andern Jungfrauen in ihre Kammer gegangen, als der König wieder in den Saal trat und mancherlei mit den Herren sprach, die am Hofe zugegen waren. Da trat er auch zu dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln und bat ihn freundlich, wenn es ihm nicht entgegen wäre, so sollte er ihm sei-

nen Namen und seinen Stand anzeigen. Aber er konnte von Peter nichts Anderes erfahren, als daß er ein armer Edelmann sey, und die Welt durchziehe, um sie zu beschauen und Ritterspiele zu üben. Der König erkundigte sich auch nicht weiter, er bewunderte vielmehr die Bescheidenheit und Standhaftigkeit des Jünglings, und beurlaubte ihn sehr gütig. So verließ der Ritter den Hof mit andern Herren und wandelte nach seiner Herberge.

Sobald er sich allein sah, ging Peter an den verborgensten Ort; seine Gedanken vertieften sich in die unvergleichliche Schönheit der Jungfrau Magelone, und sein Herz wiederholte alle freundlichen Reden und jeden huldvollen Blick der Geliebten. Und sobald die schöne Magelone in ihre Kammer gekommen war, dachte sie an Niemand anders mehr, als an den Ritter, und müdete sich in ihrem Innern ab, woher er wohl stammte und wie er hieße; denn sie konnte nicht glauben, daß er so geringen Geschlechts sey, als er vorgab. Endlich nahm sie sich vor, ihre Zuneigung zu dem Ritter, die sie allein nicht mehr zu tragen vermochte, ihrer Amme zu offenbaren, die sie besonders lieb hatte, und von deren Treue sie überzeugt war. Eines Tags nahm sie dieselbe heimlich in ihr Gemach und sagte zu ihr: „Liebe Amme, du hast mir in meinem ganzen Leben sol-

che Treue bewiesen, daß ich auf keinen Menschen in der Welt ein so großes Vertrauen setze, als auf dich. So will ich dir denn auch etwas sagen, das du keiner Seele mittheilen darfst, aber wenn du es geheim hältst, und mir deinen getreuen Rath mittheilst, so will ich dieß nimmermehr vergessen." Die Amme antwortete: „Liebe Tochter, ich weiß in der Welt nichts, das ich nicht gerne thäte, wenn du es begehrest, und sollte ich darum sterben: öffne mir daher dein Gemüth ohne alle Furcht!" Da sprach die schöne Magelone voll Zutrauen zu ihr: „Hast du den jungen Ritter gesehen, der vor einigen Tagen den Preis im Turnier erlangt hat? Sieh, an diesem hängt mein Herz, und ich kann davor nicht essen, trinken und schlafen. Ja, erführe ich, daß er von hohem Geschlechte ist, so wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn setzen und ihn zu meinem Gemahl machen. Nun rathe mir, liebe Amme, und wenn du kannst, so erfahre mir, woher er stammt und wer er ist."

Die Amme erschrack nicht wenig, als sie diese Rede vernommen hatte; sie wußte nicht, was sie antworten sollte; doch erwiederte sie endlich: „Liebes Kind, was sagest du? Mir ist dein hoher Stand wohl bewußt. Und wenn der mächtigste Herr der Welt dich bekäme, so müßte er sich freuen! Dennoch setzest du deine Hoffnung auf einen jungen, fremden Ritter, der dir mit sammt den Seinen unbekannt ist; der, wenn er nach dir begehrt, vielleicht nur deinen Spott und deine Schande begehrt! Liebe Tochter, schlage dir doch solche Gedanken aus deinem Herzen!" Magelone verstand die Alte

wohl, und wurde ganz traurig in ihrem Gemüth. Die Neigung zu dem Fremden hatte sie umstrickt, daß sie ihrer selbst nicht mehr mächtig war. „Amme, ist das die Liebe, die du zu mir getragen hast? Willst du, daß ich elendiglich sterbe? Und was verlange ich denn von dir! Ist denn die Arzeney, die du mir holen sollst, so ferne? Schicke ich dich denn weit fort von mir? Braucht dir denn über dem, was ich dich heiße, vor meinem Vater und meiner Mutter, oder vor mir zu bangen? Siehe, wenn du thust, um was ich dich bitte, so ist mir geholfen; folgst du mir nicht, so wirst du mich in kurzer Zeit vor deinen Augen an Kummer und Schmerzen sterben sehen." Mit diesen Worten warf sie sich ohnmächtig auf ihr Lager und als sie endlich wieder zu sich kam', fuhr sie fort: „Liebe Amme, wisse nur, daß er von hohem Geschlechte ist; wie wäre es auch anders möglich bei solchen Tugenden? Und eben darum will er seinen Namen nicht nennen. Ich bin aber gewiß, wenn du ihn wolltest in meinem Auftrage nach seinem Namen und Stande fragen, er würde ihn dir nicht vorenthalten." Als die Amme sah, wie groß die Liebe der schönen Magelone zu dem jungen Ritter war, brachte sie es nicht über ihr Herz, der Jungfrau ihre Bitte abzuschlagen; sie tröstete sie, und versprach ihr erfahren zu wollen, was sie zu wünschen begehre.

So wie der Morgen kam, ging die Amme in die Kirche, den Ritter zu suchen. Denn kein frommer Ritter versäumte damals sein Morgengebet. Sie fand ihn auch dort allein und betend, kniete neben ihm nieder,

und verrichtete auch ihr Gebet. Als beide fertig waren, begrüßte sie der Ritter; er hatte sie schon am Hofe gesehen. Und nun nahm die Amme des Augenblicks wahr und sprach: „Herr Ritter, ich muß mich wundern, daß ihr euern Stand und euer Herkommen so heimlich haltet; ich weiß gewiß, daß der König und die Königin, besonders aber die schöne Magelone eine große Freude hätten, wenn sie erfahren könnten, von wannen und wer ihr seyd. Ja, wäret ihr geneigt, der Prinzessin dieses zu bekennen, ich versichere euch, ihr thätet ihr einen großen Gefallen.“ Als der Ritter die Frau so reden hörte, verlor er sich in Gedanken, doch däuchte ihm, solche Reden verriethen wirklich den Wunsch Magelonens, und das Herz schlug ihm höher, weil er daraus schloß, daß sie ihn liebe. Daher antwortete er: „Liebe Frau, seit ich von Hause weg bin, habe ich mich keinem Menschen zu erkennen gegeben; aber weil Niemand auf der ganzen Welt ist, dem ich Besseres gönnte und lieber gehorsam seyn möchte, als eurer schönen Gebieterin, so saget ihr, wenn sie ja herzlich meinen Namen zu wissen begehrt, daß mein Geschlecht groß und hochgeadelt ist; bittet sie aber in meinem Namen freundlich, sie wolle sich an dem genügen lassen; auch bitte ich euch, nehmet von meiner kleinen Habe dieses Angedenken mit!“ Er übergab hierauf der Amme einen von den drei Ringen, welche ihm seine Mutter, die Herzogin von Provence, mit auf die Reise gegeben hatte. Dann schieden beide von einander.

Die Amme ging fröhlich dem Schlosse zu „Er

muß wohl, wie Magelone sagt, hohen Geschlechtes seyn,“ sprach sie zu sich selbst, „denn er ist aller Zucht und Ehren voll.“ Magelone harrte auf ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Die Eintretende zog den Ring hervor, hielt ihn ihr entgegen und berichtete ihr Alles, was der Ritter geredet hatte. Magelone griff freudig nach dem Ringe, betrachtete ihn, und rief: „Siehest du nun, Amme! Habe ich dir nicht vorlängst gesagt, er müßte hohen Geschlechtes seyn? Meinst du, ein so kostbarer Ring könne einem Armen und Niedrigen gehören? Ja, diese Liebe wird mein Glück seyn! Ich will ihn besitzen, und kein Gedanke soll je in mein Herz steigen, einen Andern zu lieben und zu begehren! Als ich ihn das erstemal gesehen, ergab sich ihm mein Herz; und ich erkenne wohl, daß er mir zu Gefallen hieher gekommen ist. Ich bitte dich aber, laß mir diesen Ring, der von ihm kommt, und nimm ein anderes Kleinod dafür!“ Hierein willigte die Amme gern; als aber Magelone verlangte, sie solle gehen und dem Ritter ihr ganzes Gemüth und ihren Willen entdecken, da erschrack jene, und bat sie, diesen Vorsatz in ihrem edeln Herzen nicht länger zu hegen, und ihre Liebe doch nicht so schnell auf einen fremden, unbekannten Ritter zu werfen. Das Wort konnte die schöne Magelone nicht dulden, sie sprach mit bewegter Stimme: „Du sollst mir ihn hinfort keinen Fremden nennen: ich habe auf der ganzen Erde Niemand, der mir lieber wäre!“ Die Amme sah die große Bewegung in der Jungfrau Gemüth und mochte nicht mehr dawider reden „Theu-

res Kind," sagte sie, „Alles, was ich thue, thu' ich ja um Deinetwillen, und dir zu Ehren. Glaube mir aber, Alles, was auf unordentliche und unbedächtliche Weise geschicht, kann dir nicht zur Ehre gereichen. Ich zweifle nicht daran, daß du ihn lieb hast, und er ist es auch wohl werth, nur muß es auf züchtige und anständige Weise geschehen, dann will ich dir gewiß guten Rath geben und getreulich helfen; auch hoffe ich ja zu Gott, daß er noch Alles wohl gerathen lassen werde!" Durch diese Reden wurde die schöne Magelone ein wenig beruhigt. Sie legte sich, ihren Ring am Finger, zu Bette, küßte diesen zum öftern, dachte mit herzlichen Seufzern an ihren Freund, und schlief endlich ganz sanft ein.

Da kam es ihr im Traume vor, als wären der Ritter und sie beide allein beieinander in einem lustigen Garten, und sie sagte zu ihm: „Ich bitte euch freundlich, Herr Ritter, um der Liebe willen, die ich zu euch trage, sagt mir, von wannen ihr seyd, und welchen Geschlechtes." Aber der Ritter bäte sie, nicht weiter zu fragen und sagte ihr, sie sollte es in kurzem erfahren; und dann schenkte er ihr einen Ring, der noch köstlicher war, als der erste, den er der Amme geschenkt hatte; und sie waren in großen Freuden bei einander. So lag die schöne Magelone schlafend in süßen Träumen bis zur andern Frühe. Als sie erwachte, erzählte sie den Traum ihrer Amme, und diese sah jetzt, daß sie ihr ganzes Herz auf den Ritter geworfen, und dachte nicht länger darauf, sie von ihm abzubringen.

Indessen wandte der Ritter allen Fleiß an, wie er

die Amme der schönen Magelone wieder sehen könnte, und da auch sie alle Lust hatte, ihm zu begegnen, so stand es nicht lange an, daß beide einander in der Kirche trafen. Dort machte ihr Peter ein Zeichen, daß er etwas heimlich mit ihr reden wolle. Die Amme, die dieß gleich verstand, ging hin zu ihm und erzählte ihm leise, welche Freude Magelone an dem Ringe gehabt, den der Ritter der Amme geschenkt, und den sie ihr abtreten müssen. „Liebe Frau," antwortete da der Ritter, „ich habe den Ring euch gegeben, nicht der schönen Magelone; denn ich weiß wohl, daß eine solche kleine Gabe nicht würdig ist, einer so mächtigen Fürstin übersandt zu werden. Aber Alles, mein Leib und mein Gut gehört ihr. Wisset, ihre Schönheit hat mein Herz so verwundet, daß ich euch anvertrauen muß, wie ich ohne ihre Gunst nicht leben kann und mich für den unglücklichsten Ritter auf der Welt halte. Meldet ihr dieses, ich bitte euch, denn ich weiß, daß die Fürstin keine vertrautere Freundin hat, als euch!" Die Amme sagte zu ihm: „Ich will alles thun, was ihr befehlet und es meiner Gebieterin treulich anzeigen; auch hoffe ich, euch eine günstige Antwort zurückzubringen; nur möchte ich wissen, wie ihr es mit eurer Liebe meinet; denn verständet ihr darunter eine thörichte und unreine Liebe, so schweiget nur hinfort und redet mir nichts mehr davon." Da sprach der edle Ritter: „Ich will eines unglücklichen bösen Todes sterben, wenn ich je an eine solche Liebe oder vielmehr Schande gedacht habe; eine ehrliche, treue, aufrichtige Herzensliebe ist es, mit der ich die Jungfrau liebe und ihr bescheidentlich dienen will."

Mit dieser Erklärung war die Amme sehr zufrieden, doch fragte sie: „Weil ihr mir nun betheuret, daß ihr sie mit getreuer Liebe lieben wollet, warum verberget ihr doch immer noch euren Namen und euer Geschlecht vor ihr? Denn wenn ihr nachweisen könnet, daß ihr von hohem Adel entsprossen seyd, so dürfte mit Gottes Hülfe wohl die Ehe zwischen euch beiden zu Stande kommen; denn es ist wahr, ihr liebet einander von Herzen!“ Bei diesen Worten flammte die Liebe Peters hoch auf. „Ich bitte euch, Amme,“ rief er, „helfet mir dazu, daß ich mich mit der Jungfrau unterreden kann, dann will ich ihr mein Geschlecht anvertrauen, und Alles, was sie von mir zu wissen begehrt.“ Die Amme sagte ihm auch dieses zu, und nun gab er ihr den zweiten Ring für Magelone mit und verabschiedete sich von ihr vergnügten Herzens. Die Amme verließ die Kirche und ging den nächsten Weg nach den Gemächern der schönen Magelone, die sehr krank vor großer Liebe war und auf ihrem Ruhebette lag. Sobald sie aber die Amme erblickte, sprang sie auf und lief ihr entgegen. „Sey mir willkommen, liebe Freundin,“ rief sie. „Wehe mir, bringst du mir nicht gute Botschaft von ihm, den meine Seele liebt? Ach, liebe Amme, wenn du mir nicht einen Rath giebst, wie ich ihn sehen und sprechen könne, so muß ich sterben!“ — „Sey getrost, liebes Kind, ich bringe dir günstige Zeitung,“ sprach die Amme; da fiel ihr Magelone an den Hals und herzte sie, und erfuhr nun Alles, was der Ritter gesagt hatte. „Glaubet mir,“ sagte die Alte, „wenn ihr seinetwegen große Schmer-

zen duldet, so trägt er um euretwillen nicht kleinere, und alle seine Liebe ist getreu, züchtig und ehrbar, worüber ich sehr erfreut bin. Ja, ich kann euch sagen, Tochter, daß ich nie einen jungen Ritter gekannt habe, der so weise geredet hätte. Und nun begehrt er heimlich mit euch zu sprechen, und will euch seine Geburt und seinen Stand entdecken. Auch bittet er euch, diesen Ring aus seiner Hand anzunehmen." Bei dieser guten Nachricht färbte sich das schöne Angesicht Magelonens mit noch höherer Röthe, sie betrachtete den Ring und sagte zu der Amme: „Ach, das ist ja ganz derselbe Ring, den ich heute Nacht im Traume gesehen habe. Ja, mein Herz sagt mir Alles, was geschehen wird. Nun glaube ich auch, daß dieser Ritter mein Gemahl werden soll! Darum, Amme, suche nur immerhin Mittel, wie ich ihn sehen und mit ihm reden kann." Die Amme versprach ihr, keine Mühe zu sparen, daß ihr Verlangen erfüllt werde. Und nun war Magelone den ganzen Tag fröhlich, wie ein Kind; sah den einen Ring an und dann wieder den andern, spielte mit ihnen, steckte sie jetzt an diesen Finger, jetzt an jenen, küßte sie und dankte im Herzen ihrem Freunde viel hundertmal für diese Gaben seiner Liebe.

Am andern Tage fand die Amme den Ritter in einer Capelle, in welche er zu gehen pflegte; so wie er

sie ersah, eilte er auf sie zu, und fragte, was die schöne Magelone beginne, und ob er in ihrer Gnade stände. Die Amme antwortete ihm: „Edler Ritter, glaubet mir, daß kein Ritter jetzt in der Welt ist, der den Harnisch führt und Ritterspiel übt, welcher so glücklich sey, wie ihr. Zur guten Stunde seyd ihr in dieses Land gekommen, durch eure Tapferkeit erlanget ihr die schönste Jungfrau auf der Erde. Wisset nur, sie begehrt herzlich, euch zu sehen, und freundlich mit euch zu reden, und ich will mich ihr nicht widersetzen. Nur müßt ihr mir bei Edelmanns Treue und Glauben verheißen, daß, wie es eurem hohen Stande ziemt, eure Liebe nichts anderes sey, denn Zucht und Ehre.“ Der Ritter kniete vor der Amme auf die Erde nieder und schwur ihr vor seinem Schöpfer, daß er nichts anderes zu erlangen begehre als das heilige Sakrament der Ehe, daß sonst Gott in dieser Welt ihm nicht helfen möge. Da gab ihm das Weib die Hand, erhub ihn und sprach: „So schicket euch an und kommt morgen Nachmittags durch das kleine Pförtchen unsers Gartens zu meiner schönen Herrin in ihre Kammer, welche mit mir allein darin seyn wird. Dann will auch ich die Kammer verlassen, daß ihr beide allein mit einander seyd; da mögt ihr reden und einander euer Anliegen nach Herzens Wunsch erzählen.“ Mit dieser Hoffnung schied der Ritter von der Amme.

Tags darauf, als Zeit und Stunde vorhanden war, fand er das Pförtlein offen, eilte durch den Garten und hinauf zur Kammer der schönen Magelone mit großer

Begierde seines Herzens. Hier fand er die schöne Magelone mit der Amme allein; als sie ihn erblickte, verwandelte sich all ihre Farbe und sie ward im Antlitz so roth wie eine Rose; hätte sie der Vernunft, welche jedes adelige Herz regieren soll, nicht gefolgt, so hätte die Liebe sie ihm in die Arme geführt; so ließ nur ihr holdes Antlitz, und ihr liebliches, freundliches Auge die Neigung durchschimmern, die sie für den Ritter im Herzen trug, das ihr vor Freude im Leibe hüpfte. Auch der Ritter wandelte seine Farbe, als er so plötzlich die Geliebte seines Herzens vor sich stehen sah; er wußte nicht, wie er zu reden anfangen sollte, wußte auch nicht, ob er in den Lüften oder auf dem Erdboden sey. Endlich kniete er ganz verschämt vor ihr nieder und sprach: „Hochgeborne Fürstin, der allmächtige Gott verleihe euch Ehre und Alles, was euer Herz begehrt.“ Da faßte ihn Magelone bei der Hand, und sagte mit leiser Stimme zu ihm: „Seyd mir willkommen, edler Ritter!“ setzte sich und hieß ihn neben ihr seinen Sitz nehmen. Und nun ging die Amme in die Nebenkammer. Darauf fing die schöne Magelone also zu reden an: „Wohl ziemte es sich für ein so junges Mädchen, wie ich bin, nicht, mit einem Ritter heimlich zu reden, wie ich mich nun solches unterstehe; doch als ich wieder euer adeliges Gemüth bedachte, wurde ich sicher und keck, mein Verlangen zu erfüllen. Wisset auch, als ich euch den ersten Tag gesehen, hat euch mein Herz alsbald Gutes gegönnt; ja es ist kein Mensch auf der Erde, dem ich wohler wollte, als euch. Darum

möchte ich gerne erfahren, wer ihr seyd, und welcher Landesart, und warum ihr hierher gekommen seyd." Da stand der Ritter in Freuden auf und sprach: „Dank sey euch, gnädigste Fürstin, für die Freundlichkeit eures Gemüthes; wiewohl in mir keine Tugend ist, die solches um euch verdient hätte. Ja, es ist billig, daß ihr erfahret, wer ich sey, und warum ich hieher gekommen; doch war mein Vorsatz, es Niemand zu offenbaren, und bitte euch daher, es vor Jedermann geheim zu halten. Wisset, edle Fürstin, ich bin der einzige Sohn des Grafen von Provence, der ein Oheim des Königs von Frankreich ist. Ich bin allein darum von Vater und Mutter weggezogen, um eure Liebe zu erlangen; denn ich hörte sagen, daß keine schönere Fürstin seyn sollte, denn ihr, welches auch wahr ist: eure Schöne ist unaussprechlich. So bin ich denn nicht hierher gekommen, edler Ritter Gesellschaft zu suchen und mit ihnen um den Preis zu werben, denn ich weiß, daß sie in allen Dingen geschickter sind als ich: sondern wiewohl ich unter ihnen der Geringste bin, habe ich mir in meinem Herzen vorgesetzt, ob ich eure Gunst und Liebe erlangen könnte. Das ist die ganze Wahrheit, wie ihr sie von mir zu erfahren begehret. In meinem Herzen ist beschlossen, Niemand lieber zu haben, denn Euch, bis an meinen Tod." Auf diese Worte des Ritters erwiederte Magelone: „Mein edler Ritter und Herr, ich danke dem gütigen Gott, daß er uns einen so glücklichen Tag verliehen hat, denn ich schätze mich für das glücklichste Wesen der Welt, daß ich einen so edlen Men-

schen gefunden habe, der an Hoheit des Geschlechts, an Tapferkeit, Zucht und Weisheit seinesgleichen nicht hat. Nein, ihr sollt eure Mühe nicht verlieren, die ihr so treulich an mich gesetzt habt. Und weil ihr mir euer Herz und Gemüth aufgedeckt, so ist es billig, daß ich vor euch das Gleiche thue. Darum sehet hier eure Magelone; sie ist ganz und gar euer. Ich setze euch zum Meister und Herrn meines Herzens, nur bitte ich euch, solches bis zur Zeit unseres Verlöbnisses geheim zu halten; meinestheils seyd versichert, daß ich lieber den Tod sehen wollte, als mich und mein Herz einem Andern bewilligen."

Magelone nahm nun eine goldene Kette, daran ein köstliches Schloß war, von ihrem Hals. „Mit dieser Kette," sprach sie, „geliebter Freund und Bräutigam, setze ich euch in den Besitz meines Lebens, und verheiße euch treulich, wie einem Königskinde geziemt, keinen Andern zu ehelichen, denn euch." Mit diesen Worten schloß sie ihn freundlich in die Arme. Peter senkte sich vor seiner Geliebten ins Knie, dankte ihr, versprach sich ihr ganz zu eigen, und steckte ihr den dritten und köstlichsten Ring, den er von seiner Mutter empfangen, an den Finger; sie neigte sich gegen ihn und er gab ihr den ersten Kuß als seiner Braut. Dann riefen sie die Amme zurück in die Kammer.

Hierauf beurlaubte sich Peter von seiner schönen Freundin und ging zurück in die Herberge viel fröhlicher, als er gewohnt war. Magelone aber ließ sich gegen Niemand merken, was vorgegangen. Nur mit

der Amme sprach sie von nichts Anderem, als ihrem Ritter. Die Amme aber sagte: „Es ist alles wahr, was ihr Gutes und Liebes von ihm sagt. Nur, liebstes Fräulein, bitte ich euch, seyd nicht leichtsinnig in der Liebe. Wenn ihr zu Hofe bei andern Jungfrauen, oder in der Ritter Gesellschaft seyn werdet, so laßt euch nichts merken. Würden Vater oder Mutter es inne, so würde daraus dreierlei Uebel entstehen. Erstens würdet ihr schamroth werden, und die Gunst eurer Eltern verlieren; zum Andern möchte der Ritter getödtet werden, und ihr wäret die Ursache am Tode dessen, der euch lieber hat, denn sich selbst; und drittens endlich würde auch ich gestraft werden, was ihr gewiß nicht haben wollt.“ Magelone versprach der Amme in allem treulich zu folgen. „Siehst du an mir etwas, das mir zu thun nicht geziemt,“ sagte sie, „so sage mir's oder mach' mir ein Zeichen. Aber wenn wir zwei allein beieinander sind, dann bitte ich, du wollest mir vergönnen von dem liebsten Menschen zu reden; so wird die lange Zeit, bis wir uns wieder sehen, etwas schneller verfließen.

Als der Ritter wieder zu Hause war, dachte er an nichts anders, als an Magelonens Freundlichkeit und Schöne: es trieb ihn, eher wieder an den Hof zu gehen, als er sich vorgenommen hatte. Doch hielt er sich weislich ganz stille vor dem König und allen Andern, wodurch ihn um seiner Bescheidenheit willen Jedermann um so lieber gewann, nicht nur die großen Herren, sondern auch das gemeine Hofgesinde. Wenn er aber den An-

genblick erhaschen konnte, wo er unvermerkt seine Augen speisen mochte, warf er der schönen Magelone einen freundlichen Blick zu; doch geschah das immer vorsichtig und ganz verborgen. Nur wenn er von dem König oder der Königin Befehl erhielt, mit der Fürstin zu reden, nahte er sich ihr. Und dann vertrieben sie mit holdem Gespräch ihre Zeit.

Zu dieser Zeit lebte in der Normandie ein reicher und edler Ritter, der wegen seiner Macht und Redlichkeit überall gepriesen und beliebt war, der hieß Friedrich von der Krone. Dieser gewann die schöne Magelone auch lieb, denn er hatte sie vor Zeiten gesehen, sie aber seiner nicht geachtet. Nun nahm er sich einsmals vor, Ritterspiel in der Stadt Neapolis zu treiben; er vertraute dabei auf seine Stärke, die ihm den Preis und damit vielleicht die Huld der schönen Magelone gewinnen könnte. Daher that er die Bitte an den König von Frankreich, in Neapel turnieren zu dürfen. Und nun wurde in Frankreich und allen Landen ausgerufen: Welche Ritter Lanzen zu brechen Willens wären, aus Liebe zu Jungfrauen oder Frauen, die sollten am Tage von Mariens Geburt in der Stadt Neapel erscheinen; da würde man sehen, wen sie lieb hätten."

Dieß bewog viele Fürsten und Herren zu erscheinen, aus Savoyen, aus England, aus Böhmen und Ruß-

land. Auch Jakob, der Bruder des Grafen von Provence, der Oheim des Ritters mit den silbernen Schlüsseln, kam, wiewohl er dießmal seinen Neffen nicht erkannte. Herr Friedrich von der Krone, Herr Heinrich von Carpona und andre Edle hatten sich auch eingefunden, und der Ritter mit den silbernen Schlüsseln war ohnehin auf dem Platze.

Sechs Tage lagen die zusammengekommenen Fürsten und Herren in der Stadt stille, bis der anberaumte Tag erschien. Da standen sie frühe auf und hörten alle die Messe, dann rüsteten sie sich, ein Jeglicher so herrlich er mochte, und zogen auf den Ritterplatz, wo der König und die Königin mit ihrer Tochter, der schönen Magelone, und andern Jungfrauen und Frauen auf einer Schaubühne saßen, dem Stechen zuzusehen. Es war ein gar lustiger Kranz; aber unter soviel schönen Frauen leuchtete Magelone wie der Morgenstern im Aufgang des Tages hervor. Die Ritter alle warteten auf den königlichen Befehl. Der erste, der sich mit aller Pracht sehen ließ, war Herr Friedrich von der Krone, und nach ihm viele Andere, jeder in seiner Ordnung; aber die schöne Magelone wandte ihr Auge nur nach Peter, der zu allerletzt kam. Dann befahl der König seinem Herold, auszurufen, daß das Turnier geschehen solle freundlich und mit Liebe, aber auch ohne Scheu des Andern. Darauf rief Herr Friedrich von der Krone laut: „Auf den heutigen Tag will ich meine Stärke und Mannheit beweisen, der edeln und allerschönsten Magelone zu Ehren.“ Und nun zog er als der Erste auf

die Bahn. Wider ihn trat Herr Heinrich auf, des Königs von England Sohn, ein schöner Ritter; und sie trafen sich so gut, daß Beider Spieße brachen. Nach ihm kam der Ritter Lancelot von Valois, der stach gleich im ersten Zusammentreffen Herrn Friedrich aus dem Sattel.

Nun ritt Peter von Provence in die Schranken wider Lancelot, denn sein muthiges Herz konnte nicht länger verziehen. Diese trafen so heftig auf einander, daß die Pferde mit ihnen Beiden fielen, und sie auf Befehl des Königs mit den Pferden wechseln und noch einmal rennen mußten. Die schöne Magelone war schon ganz traurig geworden, als sie das Roß ihres Geliebten fallen sah. Nun aber zogen sie abermals auf die Bahn, und Peter rannte mit solcher Gewalt wider seinen Gegner, daß er ihm einen Arm entzwei brach und Lancelot wie todt auf die Erde fiel und von den Seinen von der Bahn weg in seine Herberge getragen werden mußte.

Darauf trat Herr Jakob von Provence gegen Peter hervor; dieser erkannte ihn sogleich, wurde aber von jenem nicht erkannt. Wie nun der edle Peter seines Vaters Bruder sich zum Streite gegen ihn rüsten sah, sandte er den Herold zu ihm und sprach: „Saget jenem Ritter, daß er nicht wider mich auftrete, denn er habe mir einsmals einen Dienst in der Ritterschaft erwiesen, daher sey ich schuldig, ihm wieder zu dienen. Sagt ihm auch, ich lasse ihn bitten, meiner zu schonen, so wolle ich willig bekennen, daß er ein besserer Ritter sey, denn ich. Als Herr Jakob dieß hörte, wurde er zornig; denn er

war ein tüchtiger Ritter; und er war es, der mit eigener Hand seinen Neffen Peter einst zum Ritter geschlagen hatte, daher Peter jetzt aus Ehrerbietung sich scheute, mit ihm zu kämpfen. Davon ahnete aber Herr Jakob von Provence jetzt nichts. „Saget dem Ritter," sprach er, „wenn ich ihm Liebes erwiesen habe, so sollte er um so mehr wider mich rennen, um auch mir zu Gefallen zu leben; denn er wird hier für einen tapfern Ritter geachtet. Ich fürchte aber, daß dem nicht so sey, und daß er nicht genug Kraft in sich fühle, sich gegen mich zu wehren!" Der Herold hinterbrachte das Herrn Peter wieder, und so schwer es diesem fiel, gegen seinen Ohm zu kämpfen, mußte er es doch thun, um von den Leuten nicht verkannt zu werden. Als es nun an's Treffen kam, da hielt Peter seinen Speer quer über, denn er mochte seinen Vetter nicht treffen; dieser hingegen schonte seiner nicht, sondern er traf seine Brust; sein Stoß war aber so heftig, daß Herrn Jakob's Speer davon zerbrach, und er selbst aus dem Sattel seines Rosses gehoben ward. Peter jedoch rührte sich nicht, es war ihm nur, wie wenn eine Flamme an ihm vorübergegangen wäre und ihn kaum berührt hätte. Der König, der dieß gewahr wurde, sah wohl, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nur aus Höflichkeit so handelte, begriff jedoch nicht, warum es geschah. Die schöne Magelone aber wußte wohl, warum es Peter that. Indessen schickten sich Beide zu einem zweiten Kampfe, und Peter machte es wieder, wie das erstemal. Sein Vetter hingegen sparte keine Kraft, und

stach so heftig, daß er selbst über dem Stoße vom Pferde fiel. Peter aber hatte sich nicht im Steigbügel gerührt, und war zu keinem Gegenstoß zu bewegen. Hierüber verwunderte sich Jedermann und Herr Jakob selbst, der seine Stärke empfunden hatte und doch sah, daß der Ritter sich nicht die Mühe gab, ihn zu treffen, verwunderte sich sehr, und wollte nicht wieder kommen. So zog er ab, und wußte nicht, daß sein Gegner Peter, sein edler Neffe, gewesen war. Es kamen nun noch viele andre Herren, die alle schonte der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nicht, sondern hub einen um den andern aus dem Sattel.

Als nun Niemand mehr vorhanden war, der es mit ihm wagen wollte, schlug er sein Visier auf und ritt zum König. Dieser ließ ihn durch den Herold als Sieger ausrufen, und die Königin, die schöne Magelone und alle übrigen Frauen und Jungfrauen sagten ihm großen Dank. Der König erwies den Rittern noch große Ehre, dem mit den silbernen Schlüsseln aber ging er entgegen, umarmte ihn und sprach: „Lieber Freund, ich danke euch für die Ehre, die ihr mir heute bewiesen habt; ich darf mich wohl rühmen, daß kein Fürst auf Erden ist, der einen so guten Ritter an seinem Hofe hätte, als ich an euch einen habe, so voll Zucht, Ehre und Tapferkeit. Eure Werke loben euch mehr, als ich selbst es kann. Gott lasse euch finden, was euer Herz begehrt, denn ihr seyd es würdig!“ Von diesem Tag an wurde der Ritter von dem König und allen Andern hochgeschätzt; wer mit ihm in ein Gespräch kommen

konnte, freute sich seiner Gesellschaft; je mehr man ihn sah, je lieber hatte man ihn. Er war aber auch ein schöner, holdseliger, junger Geselle, war weiß wie eine Lilie, hatte freundliche Augen, Haar wie Gold, und Jedermann sagte, Gott habe ihm besondere Tugenden und Gaben verliehen. Und obgleich auch der Verwundeten nicht vergessen wurde, und besonders Herr Lancelot von einem Arzte des Königs besucht und sorgfältig geheilt ward, auch alle andern Fürsten und Herren fünfzehn Tage lang köstlich am Hofe gehalten wurden, so wurde doch von nichts als von dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln gesprochen. Und so oft es die schöne Magelone hörte, war sie hoch erfreut, doch ließ sie sich nicht das Kleinste merken.

Die andern Fürsten und Edlen zogen endlich heim, wiewohl ziemlich ärgerlich, weniger, weil sie besiegt worden waren, als weil sie durchaus nicht erfahren konnten, wer der siegreiche Ritter sey, der bei dem Turnier unter so vielen Tapfern das Beste gethan hatte. Als alles vorüber war, kam der Ritter auch wieder mit seiner schönen Magelone zusammen; und als sie genug mit einander geredet hatten, wollte Peter sie versuchen und sprach zu ihr: „Edelste, schönste, liebste Magelone! ihr wißt, wie lange ich euretwegen von Eltern und Heimath ferne bin; darum, allerliebste Liebe, weil ihr die einzige Ursache seyd, so bitte ich euch, erlaubet mir, nach Hause zu reiten; denn ich bin gewiß, daß Vater und Mutter große Sorge um mich tragen, und das beschwert mein Gewissen.“ Als dieß Magelone hörte,

standen ihr sogleich die Augen voll Wasser, und bald rannen heiße Thränen über ihr schönes Angesicht, und sie schwieg lange ganz schwermüthig. Endlich begann sie unter Seufzen: „Ja gehet nur, ich weiß ja, daß ein Sohn Vater und Mutter gehorsam seyn soll! Aber das schmerzt mich, daß ihr eure Geliebte zurück lassen wollt, die doch ohne euch weder Rast noch Ruhe in dieser Welt haben kann. Glaubet nur, wenn ihr von mir hinwegziehet, so werdet ihr bald von meinem Tode hören!“ Diese Klagen gingen dem Grafen Peter sehr zu Herzen und er sagte zu ihr: „Ach, Magelone, geliebte Liebe! weinet nicht, und bekümmert euch nicht mehr; glaubet, daß ich lieber den Tod leiden will, als euch lassen; wollet ihr aber mit mir ziehen, so seyd versichert, daß ich euch in Zucht und Ehren führen werde, und meinem Versprechen in Allem Genüge thun!“

Als Magelone diese Worte ihres Geliebten hörte, wurde sie voll Freuden, und machte ihm selbst den Vorschlag, so bald und so heimlich als möglich von dannen zu ziehen. „Höret, was ich euch bisher verschwiegen habe,“ sagte sie, „mein Vater hat mir seinen Willen angezeigt, mich nächstens mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen. Mir aber war nicht anders, denn als ob er mir den Tod drohete.“ Darauf beschloßen sie, am dritten Tage, wenn die Welt im ersten Schlafe läge, mit einander zu ziehen. Peter sollte sich mit allem Nöthigen versehen, und mit den Pferden zu dem kleinen Pförtchen bei dem Garten kommen. Magelone bat ihn inständig, doch ja gute und starke Pferde

mitzubringen, damit sie auf's Geschwindeste aus dem Lande kämen. „Denn wenn mein Vater uns einholte," sprach sie, „so würde er uns beide tödten."

Von diesem Entschlusse sagte die schöne Magelone sogar ihrer Amme nichts; sie fürchtete doch, daß sie diesen Schritt verhindern oder gar anzeigen möchte. So harrte sie allein mit ihrem Geheimniß, als Peter sie verlassen hatte, den Tag und den Anfang der Nacht hindurch. Nach dem ersten Schlafe kam Peter vor das Gartenpförtchen mit drei wohlbeschlagenen Pferden, wovon eines mit Brod und anderer Speise auf zwei Tage beladen war, damit sie nicht Essen und Trinken in der Herberge suchen dürften. Die schöne Magelone hatte inzwischen Gold, Silber und was ihr sonst vonnöthen war, zu sich genommen und setzte sich auf einen schmukken englischen Zelter, der sehr sanft ging; Peter saß auch auf einem herrlichen Roß, und so ritten sie die ganze stille Nacht über, bis der Tag anbrach. Peter suchte die dichtesten Hölzer aus, gegen das Meer zu, damit sie von Niemand gesehen würden. Als sie tief genug in den Wald hinein gekommen waren, hub er die schöne Magelone vom Pferd, wies den Rossen eine Stelle an, und ließ sie grasen. Sie selbst saßen in's grüne Gras unter den Schatten eines Baumes, redeten von ihrer Liebe und baten Gott, sie zu beschirmen. Als sie so Beide lange mit einander zärtlich geredet, überkam Müdigkeit und Schlaf die schöne Magelone, weil sie die ganze Nacht nicht geruht hatte. So legte

sie denn ihr Haupt in Peters Schooß und schlief bald recht sanft ein; und Peter hütete sie.

Inzwischen kam zu Neapel, als es Tag geworden war, die Amme in die Kammer der schönen Magelone, und blieb eine gute Weile da; denn sie meinte, ihre Herrin schliefe noch; als aber die Zeit, wo sie aufzustehen pflegte, vorüberging und sich immer nichts rührte, trat die Amme vor das Bett, und entsetzte sich. Denn sie fand es leer, und die Linnen und Kissen frisch und unverwühlt, als wenn Niemand darin gelegen wäre. Ihr erster Gedanke war, daß Peter die schöne Magelone entführt habe. Sie eilte in die Herberge des Ritters und fragte dort nach ihm, und da erfuhr sie; daß er mit allen seinen Rossen fortgeritten sey. Jetzt hub die Amme an zu jammern als wollte sie sterben; sogleich ging sie in das Gemach der Königin und meldete derselben, daß sie ihre Tochter im Bette gesucht und nicht gefunden habe. Die Königin erschrack sehr und wurde zornig, sie ließ überall suchen, bis auch der König aufmerksam wurde und endlich sich das Gerücht verbreitete, der Ritter mit den silbernen Schlüsseln sey verschwunden. Da dachte der König sogleich, dieser werde seine Tochter entführt haben. Nun ließ er eine große Macht aufbieten, ihr nachzufolgen und sie aufzusuchen; wenn man den Ritter fänge, so sollte man ihn lebendig einliefern; er wolle ihn bestrafen, daß die Welt davon zu sagen wisse. Während nun Geharnischte sich auf dem ganzen Weg zertheilten, blieben der König und die Königin in großem Unmuth bei einander; besonders meinte die

Königin verzweifeln zu müssen. Als sie nun so gar jammerte, schickte der König nach der Amme und als sie herbeieilte, rief er ihr zornig zu: „Es ist nicht anders möglich; wenn sonst kein Mensch, so mußst du etwas davon wissen!“ Da warf sich die arme Amme dem Könige zu Füßen und sprach: „Gnädigster Herr! wenn ihr in dieser Sache an mir eine Schuld findet, so bin ich bereit, des grausamsten Todes zu sterben, der über mich erkannt werden mag. Vielmehr habe ich, sobald ich die Flucht erfahren, dieselbe der Königin gemeldet.“ Der König glaubte ihr, ging in sein Zimmer, aß und trank nichts den ganzen Tag vor Trauer. Die Königin, die Jungfrauen des Hofes, die Stadt Neapel selbst, alles war ein Anblick des Jammers.

Die Bewaffneten, die ausgesandt waren, kamen, die einen nach sechs, die andern nach mehreren, einige erst nach fünfzehn Tagen wieder; alle hatten nichts gefunden und nichts erfahren, so daß der König von Neuem ergrimmt wurde, bis er mit der Königin und allen in die vorige stumme Trauer versank.

Die schöne Magelone schlief im tiefen Wald im Schooße Peters, der keine größere Lust kannte, als seine Geliebte anzuschauen, und am Anblick ihres rothen Mundes und rosenfarbigen Angesichts sich nicht ersättigen konnte. Als sie nun im Traume ängst-

lich, und schwer athmete, schnürte er sie etwas auf, daß ihr Hals frei ward. Peter war über ihre unaussprechliche Schönheit entzückt, er glaubte im Himmel zu seyn und alle seine Sinne wandten sich um. Er meinte, durch diesen Anblick sey er gefeit und kein Unglück könne ihm fürder schaden. Nun bemerkte er erst auf ihrer Herzgrube einen rothen Zindel. Darüber bekam er große Lust zu erfahren, was es wäre, nahm den Zindel heraus und wickelte ihn aus einander. Da fand er die drei kostbaren Ringe, die er seiner Geliebten geschenkt hatte, und freute sich innig darüber, daß sie dieselben so werth hielt und seinetwegen so gut bewahrte. Er wickelte sie wieder ein und legte sie neben sich auf das moosigte Gestein; dann begann er die schöne Magelone wieder anzusehen, und ward in Liebe so entzückt, daß er nicht wußte, wo er war, und auch die Ringe ganz vergaß. Da zeigte ihm Gott, daß in der Welt mehr Traurigkeit sey, denn Freude. Denn es schoß ein Raubvogel herab, der den Zindel erblickt hatte und für ein Stück Fleisch halten mochte; dieser faßte den Zindel mit dem Schnabel und trug ihn in den Lüften davon. Bei diesem Anblick erwachte Peter aus seinem Traum; erschreckt fuhr er auf; er fürchtete, Magelone möchte zürnen, wenn ihr beim Erwachen die Ringe fehlten. Er legte daher seiner Geliebten sorglich den Mantel unter das Haupt, damit sie ruhig fortschlafen könnte; dann verfolgte er den Vogel und warf mit Steinen nach ihm, aber keiner wollte ihn treffen. So war ihm Peter eine Weile nachgegangen und kam endlich an's Meeresufer;

hier setzte sich der Raubvogel auf eine kleine spitze Klippe am Meer; da warf Peter einen Stein so wohlgezielt nach ihm, daß der Vogel erschrack und im Auffliegen die Ringe ins Meer fallen ließ. Da sah Peter den Zindel auf dem Wasser hinschwimmen, weit vom Ufer hinaus. Er konnte nicht hoffen, ihm durch Schwimmen beizukommen; vergebens suchte er am Ufer hin und her, ob er etwas finden möchte, das ihm anstatt eines Fahrzeugs dienen könnte. Ihn peinigte der Gedanke, daß die Ringe nicht verloren gegangen wären, wenn er sie an dem Orte, wo sie so wohl bewahrt und sicher ruhten, liegen gelassen hätte. Endlich fand er ein kleines altes Schifflein, das die Fischer verlassen hatten, und wurde wieder erfreut. Aber diese Freude währte nicht lange; denn kaum war er eingestiegen und hatte mit einem Waldstecken, den er sich unterwegs geschnitten, zu rudern angefangen, um nach der Klippe, wo der Zindel schwamm, den kleinen Nachen hinzuleiten, so erhub sich ein großer Wind, der den Schiffer mit Gewalt und wider seinen Willen auf das hohe Meer führte. Derselbe Wind hatte auch den Zindel fortgenommen, so daß er dem Nachschiffenden bald aus den Augen verschwand; Peter war in Verzweiflung; er sah den eigenen Tod vor Augen, und dann dachte er wieder an die schöne Magelone, die er im Walde schlafend verlassen und doch mehr liebte, als sich selbst, und die nun, wie er fürchten mußte, in Verzweiflung sterben würde. Ohne Hülfe und Rath dachte er einen Augenblick daran, sich selbst in's Meer zu stürzen; bald aber kam er

wieder zu sich selbst, und sagte bei sich: „Ach, wie thö-richt bin ich! Warum wollte ich mich denn selbst töd-ten, da ich doch dem Tode so gar nahe bin; er läuft mir ja nach, mich zu fahen; ich darf ihn nicht suchen. Vergieb mir meine Sünde, gnädiger Gott! Ich will ja gerne Alles leiden, wenn nur meine geliebte Magelone der Gefahr entgeht! Ach, was wird sie zu dulden haben, die Tochter des mächtigen Königes, wenn sie sich auf einmal so allein in der Wüste findet! — Welch ein fal-scher ungetreuer Mensch bin ich, daß ich dich aus dem Lande deines Vaters, und deiner Mutter geführt habe, wo du in Herrlichkeit und zärtlicher Pflege auferzogen worden bist! Jetzt erst bin ich des Todes, und kann ihm nicht entgehen. Doch, um mich ist es kleiner Scha-de; aber daß Magelone sterben soll, die allerschönste Jungfrau auf Erden! O gütiger Gott, bewahre sie vor allem Uebel; du weißst ja, daß keine unordentliche Liebe zwischen uns beiden gewesen ist; darum erbarme dich doch nur ihrer, denn sie ist unschuldig!“

So sprach Peter zu sich selbst. Er saß in der Mitte des lecken Schiffleins, und erwartete, wo ihn das Meer hinwürfe, oder den Augenblick, wo der Nachen unter-sänke. Denn er hatte Wassers genug darinnen. In solcher Todesangst mußte er ausharren vom Morgen bis zum Mittage. Da kam ein Schiff herangesegelt, es war ein Raubschiff der Mohren, die sahen ihn so allein dahertreiben, wie der Wind ihn führte, nahmen ihn aus Mitleid auf und setzten ihn in ihr Schiff. Peter aber war vor Liebesschmerz halb todt, und wußte nicht wie

ihm geschah. Als der Patron des Schiffs Petern recht ansah, gefiel dieser ihm wohl, denn er war gut gekleidet und schön; da dachte der Seeräuber bei sich selbst, er wolle ihn dem Sultan schenken. Darauf segelten sie weiter, viele Tage; bis sie gen Alexandrien kamen. Und dort machte der Schiffspatron wirklich den Peter dem Sultan von Babylon zum Geschenk. Auch diesem gefiel der junge Mann, und er dankte dem Geber. Und weil Peter immer die goldne Kette um den Hals trug, die Magelone ihm gegeben hatte, so schloß der Sultan daraus, daß er eines hohen Geschlechtes seyn müsse. Er ließ ihn deßwegen durch seinen Dollmetscher fragen: ob er verstände, zu Tische aufzuwarten; und als Peter die Frage bejahte, so ließ der Sultan ihm in der türkischen Weise Unterricht ertheilen, und er lernte es so gut, daß er bald es allen Andern darin zuvorthat. Ja der Sultan gewann ihn so lieb, als wäre es sein eigener Sohn. In kurzem erlernte Peter die griechische und türkische Sprache, und bezeigte sich gegen Jedermann so höflich und freundlich, daß alle Leute am Hof ihn so gerne sahen, als wäre es ihr eigener Sohn oder Bruder gewesen. Er selbst schickte sich auch in seine Lage; was ihm bei dem Sultan zu thun und auszurichten befohlen war, das that er mit ganzem Fleiße; und dieß war der Grund, warum er hervorgezogen wurde. Doch konnte alle diese Ehre den armen Peter nicht fröhlich machen; sein Herz war ihm immer schwer; es mußte immer an seine unglückliche Magelone denken; ja er wünschte lieber im Meer ertrunken zu seyn, weil er dann seines Schmerzens

los wäre. Doch ließ er sich nichts merken, so betrübt er war. Er bat nur Gott, daß er ihn als einen Christenmenschen sterben lassen und ihm den Genuß des heiligen Sakramentes vor dem Tode nicht entziehen wolle.

Als die schöne Magelone im grünen Walde nach Lust geschlafen hatte, weil sie so müde war und die ganze Nacht ohne Schlummer verblieben war, so wachte sie endlich auf, erhub ihr Haupt und meinte, sie sey noch bei ihrem geliebten Peter, in dessen Schooß sie es niedergelegt hatte. „Mein liebster Freund," rief sie emporschauend, „ich habe recht gut geschlafen, aber ihr schweiget; ich glaube ich habe euch verdrießlich gemacht!" Und nun sah sie um sich und gewahrte Niemand; sie erschrack und sprang auf. Mit lauter Stimme fing sie an durch den Wald zu rufen: „Peter, Peter!" aber Niemand wollte ihr antworten. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie von Sinnen gekommen wäre, als sie so gar Niemand hörte und sah. Endlich fing sie an zu weinen, und ging rufend und jammernd durch den Wald, bis ihr der Schmerz und das Weh in das Haupt stieg und sie ohnmächtig niedersank. Als sie nach langer Zeit wieder zu sich kam und sich erhoben hatte, fing sie kläglich zu jammern an und rief: „Peter, ach geliebter Peter, du meine Liebe und Hoffnung, hab' ich dich denn verloren? O, warum bist du von deiner treuen

Genossin geschieden? Du wußtest ja, daß ich ohne dich in meines Vaters Hause nicht leben wollte; meinst du denn, ich könne leben ohne dich, in dieser Wildniß und Wüsteney, in diesen rauhen Büschen, wo ich eines jämmerlichen Todes sterben muß? Was habe ich dir zu Leide gethan, daß du mich so ängstest? Ach, ich habe mich dir nur zu viel entdeckt; aber wenn es auch so ist, so habe ich es ja nur aus allzugroßer Liebe gethan. Denn nie ist mir ein Mensch so tief ins Herz gekommen, wie du. O Peter, wo ist deine Treue und dein Wort? Fürwahr du bist der elendeste Mann auf Erden, der je von einer Mutter geboren worden ist — und doch weiß und vermag mein Herz nichts Böses von dir zu sagen! Gewiß, du bist nicht mit deinem Willen von mir geschieden; Du bist der Getreue, und ich bin untreu, daß ich dich so geschmäht habe. Ach, darüber ist mein Herz in den Tod betrübt! Welch Abenteuer hat uns von einander geschieden? Peter, bist du todt? Warum bin ich nicht mit dir todt? Ach, keinem Mädchen ist je ein so großes Unglück widerfahren als mir! O Gott, behüte mir nur meine Sinne und meinen Verstand, damit ich nicht Leib und Seele verliere; und laß mich meinen Bräutigam sehen, ehe ich sterbe!"

So sprach die schöne Magelone zu sich selbst und lief verzweifelnd in dem Holze hin und her, horchte, ob sie nicht etwas hören könnte, stieg auf einen Baum, um in die Ferne zu sehen; aber sie sah nichts um sich als Einöde und Wüsteney, und in der Ferne das große tiefe Meer. So blieb sie den ganzen Tag traurig, ohne

Essen und Trinken. Als die Nacht herbei kam, suchte sie sich einen starken, hohen Baum aus, den bestieg sie mit voller Mühe und blieb die ganze Nacht auf seinen breiten Aesten sitzen, doch schlief und ruhte sie wenig, denn sie hatte große Furcht vor den wilden Thieren. Da hatte sie Zeit über ihr Schicksal nachzudenken. Daß sie nicht mehr nach Hause zu ihren Eltern zurückgehen könne, sah sie klar ein; denn sie fürchtete den Zorn ihres strengen Vaters. Endlich beschloß sie bei sich selbst, ihren Geliebten in der weiten Welt suchen zu gehen. Sobald daher der Tag anbrach, stieg sie von dem Baume herab, und ging an den Ort, wo sie die Pferde noch angebunden fand. Unter Thränen löste sie ihnen die Fesseln und sagte zu ihnen, indem sie sie streichelte: „Weil euer Herr verloren ist, und mich in der Welt sucht, so möget auch ihr hinlaufen, wohin ihr wollet.“ Mit diesem Wort zog sie ihnen die Zäume ab, und ließ sie laufen, wohin sie wollten. Dann ging sie selbst zu Fuße lang im Walde fort, und fand endlich die Landstraße, die nach Rom führte; in der Nähe war eine steile Anhöhe, die bestieg sie, um zu sehen, ob sie nicht aus der Ferne einen Wanderer gewahr werden könnte. Endlich nach langer Zeit wurde sie eine arme Pilgerin ansichtig. Diese rief sie herbei, und bat sie um ihren Pilgerrock und ihre übrigen Kleider. Die Frau meinte, eine so schön gekleidete Jungfrau könne nicht allein im Walde seyn und nichts dergleichen begehren. Sie meinte also, die schöne Magelone spotte ihrer und sagte: „Gnädige Frau, ihr seyd freylich köstlich geschmückt, aber deß=

wegen sollet ihr die Leute Christi nicht verhöhnen; ein so schöner Rock, wie ihr ihn traget, ziert nur den Leib; aber mein Rock, hoffe ich, soll meine Seele zieren!“— „Liebe Schwester,“ sprach darauf die schöne Magelone, „ich bitte dich, laß dich meine Rede nicht verdrießen, ich rede aus gutem Herzen und will frey mit dir tauschen.“ Die Pilgerin überzeugte sich bald, daß die schöne Jungfrau von Herzensgrund rede. Voll Verwunderung zog sie ihre Pilgerkleider aus, und Magelone that dasselbe mit den Ihrigen. Diese bekleidete sich dann mit den Gewanden der Pilgerin so, daß man ihr nicht recht ins Gesicht sehen konnte und machte sich auch sonst auf mancherlei Weise unkenntlich.

In dieser Kleidung nahm die schöne Magelone ihren Weg nach Rom und ging so lange, bis sie diese Stadt erreicht hatte. Ihr erster Gang dort war in Sankt Peters Kirche. Hier kniete sie vor dem Hochaltar nieder und verrichtete ihr Gebet für sich und Peter unter bitteren Zähren. Als sie nun eben den Dom verlassen wollte, um nach einer Herberge zu gehen, sah sie zu ihrem großen Schrecken ihrer Mutter Bruder mit großem Gepränge und vielem Gefolge in die Kirche treten. Dieser war auch ausgezogen, seine entflohene Nichte zu suchen. Aber in den schlechten Pilgerkleidern erkannte er sie nicht; ja weder er noch seine Begleiter bemerkten auch nur die Gegenwart der armen Pilgerin. Magelone aber meldete sich als Pilgerfrau im dem Spitale, blieb dort fünfzehn Tage in großer Niedrigkeit und Demuth, besuchte nun alle Tage die Kirche zu St. Peter, wo sie

in tiefer Trauer zum Allmächtigen um Erhörung flehte. Dann gedachte sie nach Frankreich in die Grafschaft Provence zu wandern, weil sie dort am ehesten etwas von ihrem Geliebten zu erfahren hoffte. So machte sie sich denn auf den Weg und als sie in die Stadt Genua kam, erfragte sie den nächsten Pfad nach dem Meere. Hier fand sie zum Glück ein Schiff segelfertig, das nach Aiguesmortes segeln wollte, und mit welchem sie dorthin fahren konnte. In dieser Stadt wurde sie von einer frommen Frau aus Mitleiden ins Haus aufgenommen; die gab ihr zu essen und zu trinken, und legte sie in ein gutes Bett. Sie mußte der alten Frau viel von Rom und ihrer Wallfahrt erzählen und fragte dagegen sie wieder nach der Beschaffenheit der Länder, durch welche sie zu reisen hatte, und nach der Grafschaft Provence. Da erzählte ihr die Frau viel Gutes von dem alten Grafen von Provence, wie mächtig er sey, wie er sein Land im Frieden halte, wie nie ein Mensch gehört habe, daß Jemand ein Leid widerfahren sey. So seyen er und die Gräfin auch besonders freundlich gegen arme Leute. Aber sie seyen auch sehr betrübt und traurig, um ihres Sohnes willen, der Peter heiße und der edelste Ritter in der Welt sey; denn er sey vor zwei Jahren weggezogen dem Ritterspiele nach und nicht mehr heimgekommen; ja Niemand wisse, was aus ihm geworden sey. Da mußte Magelone laut aufschluchzen, als sie die fromme Frau von Peter erzählen hörte. Und weil diese glaubte, sie weine aus Mitleiden mit den

alten Eltern des Grafen, so hatte sie die fremde Pilgerin nur um so mehr lieb.

Gleich in jener ersten Nacht nahm sich jedoch die schöne Magelone vor, einen Ort zu suchen, wo sie Gott täglich dienen und in sicherer Zucht leben könnte. Am andern Morgen erkundigte sie sich bei ihrer Wirthin und erfuhr von dieser, daß in der Nähe in dem Hafen, der der Heiden Port heiße, eine kleine Insel sey, wohin aus allen Landen die Kaufleute mit ihren Waaren kämen, und wo sich auch viele arme und kranke Leute befänden. Diesen Ort besuchte Magelone, und da er ihr wohl gefiel, ließ sie von den Schätzen, die sie aus Neapel mit genommen und sorgfältig verborgen hatte, ein kleines Kirchlein zu St. Peters Ehren, und ihrem geliebten Peter zu Gefallen, nebst einem Spitale bauen, in welchem sie der Armen mit großer Treue pflegte, und ein so strenges Leben führte, daß alle Leute der Insel und Umgegend sie nur die heilige Pilgerin nannten. Von allen Seiten her bekam das Kirchlein Opfer und Schenkungen, und wurde weit und breit bekannt, so daß zuletzt auch Peters Eltern, der Graf und die Gräfin von Provence kamen, ihre Andacht dort zu halten. Diesen ging die fremde Pilgerin entgegen und erzeigte ihnen große Ehrerbietung, ward auch von beiden als eine heilige Frau wohl aufgenommen. Die Gräfin redete mit ihr von mancherlei und endlich auch, wie betrübt sie um ihren verlorenen Sohn sey; und da fing sie an herzlich zu weinen. Die schöne Magelone versuchte sie zu trösten, obwohl ihr die Thränen ebensonahe waren und der Trost

noch nöthiger gewesen wäre. Doch stillten ihre sanften Worte das Gemüth der Gräfin; sie hatte großes Gefallen an ihren Reden, und sagte ihr, was sie für ihren Spital bedürfte, das sollte sie doch begehren, nichts solle ihr versagt werden. Auch bat sie die Pilgerin beim Abschied für die Heimkehr ihres Sohnes Peter fleißig zu Gott zu beten; und das versprach Magelone gern und wurde ihr nicht schwer zu halten.

Eines Tages aber begab es sich, daß die Fischer der Insel im Meere fischten und einen schönen Fisch fingen, den man Meerwolf nennt; den brachten sie dem Grafen von Provence zum Geschenk. Als nun der Fisch durch die Diener in die Küche getragen wurde, um ihn zu bereiten, da fand man in dem Bauche des Fisches einen rothen Zindel, und der Köche einer eilte das wunderliche Ding der Gräfin zu bringen. Wie die Gräfin den Zindel aufwickelt, findet sie darin die drei Ringe, die sie ihrem Sohne mitgegeben, als er in die Ferne zog. Sobald sie dieselben erkannt, fing sie an bitterlich zu weinen und rief: „Allmächtiger Gott, was will ich weiter Zeugniß, daß mein geliebter Sohn todt ist! Nun bin ich aller Hoffnung beraubt.“ Auf ihr Jammern kam der Graf herbei, erkannte die Ringe auch, legte sein Haupt auf den Pfühl und weinte. Dann befahl er seinen Dienern, die köstlichen Teppiche seines Pallastes hinweg zu nehmen, und das ganze Haus mit schwarzen Tüchern zu behängen. Seine Unterthanen, die dieß sahen, trauerten mit ihm, denn sie hatten ihn sehr lieb.

Die Gräfin aber suchte Trost bei der frommen Pil-

gerin. Sie kam auf die Insel, und nachdem sie ihr Gebet in der Kirche vollbracht, ging sie in den Spital, nahm die schöne Magelone bei der Hand, führte sie in einen Betstuhl, und erzählte ihr mit großen Schmerzen, wie es ihr ergangen und sie jetzt gar keine Hoffnung mehr habe, ihren Sohn zu sehen. Magelone, die über Peters Verschwinden ihre Ringe vergessen, und nicht mehr an sie gedacht hatte, fing inniglich mit ihr zu weinen an, und bat sie, wenn sie die Ringe mit sich führte, sie ihr zu zeigen. Die Gräfin holte die Ringe mit Seufzen hervor und gab ihr sie zu besehen. Da erkannte die schöne Magelone freilich, daß es Peters Ringe waren, und kein Wunder wäre gewesen, wenn ihr das Herz im Leibe gebrochen wäre. Aber ihr frommer Wandel im Spital hatte sie im Dulden gestärkt, und so sprach sie mit Fassung: „Gnädige Frau, kümmert euch nicht über Dinge, die noch ungewiß sind. Seyen es immerhin die Ringe, die ihr eurem lieben Sohn Peter gegeben habt; er kann sie ja wohl verloren oder einer andern Person gegeben haben. Drum lindert euren Schmerzen; thut es eurem Gemahl zu Liebe; denn wenn er euch so betrübt sieht, so wird er auch traurig; darum kehret euch zu Gott dem Allmächtigen und bittet ihn um Hülfe.“

So tröstete Magelone die Gräfin; aber als sie allein war in der Kirche, fiel sie vor dem Altare nieder und die Thränen strömten ihr über das Angesicht. Da bat sie Gott, „wenn Peter lebendig wäre, so möge er ihn wohlbewahrt und glücklich seinen Freunden zuführen;

wäre er aber todt, so wolle er sich seiner Seele erbarmen, und sie selbst bald im Tode mit ihm vereinigen."

Während dieses mit der schönen Magelone vorging, blieb Peter am Hofe des Sultans zu Babylon, und wurde von ihm geliebt als wäre es sein eigener Sohn. Der Sultan hatte keine Freude, wenn sie Peter nicht mitgenoß, aber Peters Herz und Sinn war bei seiner armen Magelone, von welcher er nichts erfahren konnte, und bei seinen Eltern, von welchen er auch nichts hörte. Nun gab einst der Sultan ein großes Fest, war fröhlich und theilte große Gaben aus. Jetzt gedachte Peter sich auch seinen Antheil zu holen, fiel vor dem Sultan auf die Knie und sprach: „Herr, ich bin lange Zeit an eurem Hofe gewesen, habe euch die wichtigsten Sachen vortragen dürfen, habe vieler andern Leute Angelegenheiten betrieben; für mich selbst aber noch nie etwas begehrt oder erbeten. Jetzt wag' ich von euch etwas zu erbitten, was ihr mir nicht abschlagen wollet!" Als der Sultan ihn so demüthig bitten sah, sprach er freundlich: „Lieber Peter, habe ich dir gewährt, was du von mir für Andere gebeten hast, wie viel mehr werde ich dir mit fröhlichem Herzen gewähren, was du für dich begehrst!" Wie ihm aber Peter sein Gesuch vortrug, Vater und Mutter in Frankreich besuchen zu dürfen, da wurde der Sultan unwillig, und sagte: „Guter Freund,

an dein Hinwegziehen denke nicht mehr; wo du auch hinkommen magst, so gut bekommst du es nirgends mehr, und einen Freund, der dir so viel Gutes erweise, wie ich, findest du nicht; denn ich will dich zu dem gewaltigsten Mann im ganzen Lande machen.“ Peter aber ließ nicht nach zu bitten, bis der Sultan sprach: „Nun weil ich dirs zugesagt habe, so will ich es auch halten; du aber versprich mir, wieder zu mir zu kommen, wenn du deine Eltern besucht hast.“ Peter versprach ihm dieses, und nun ließ der Sultan in seinem ganzen Land einen Befehl ausgehen, wohin Peter im Mohrenreiche käme, da solle man ihn halten, wie den Sultan selbst, und ihm in Allem, was er begehre, behülflich seyn. Auch gab ihm der Sultan eine Menge Golds, Silbers und anderer Kleinode zum Geschenke mit.

So zog Peter fort, und viele weinten, die ihn lieb hatten. Er kam in kurzer Zeit nach Alexandria, wo er seinen Brief dem Statthalter des Sultans zeigte. Dieser erwies ihm große Ehre, und führte ihn in eine köstliche Herberge. Peter versah sich mit allem Nöthigen, und ließ vierzehn Fässer machen, die er oben und unten mit Salz füllte, in der Mitte aber war sein Schatz. Als alles zugerüstet war, ging er an das Meer, und war so glücklich ein Schiff zu finden, das eben nach der Provence fahren wollte. Er wurde bald mit dem Schiffsherrn einig, nur lachte dieser, als er die vierzehn Salzfässer herbeibringen sah. „Die könntet ihr zu Hause lassen,“ sprach er, „denn wenn ihr in die Provence kommet, so findet ihr dort überall Salz zu gutem Kaufe,

und werdet wenig Gewinn davon haben.“ Aber Peter erklärte die Fracht gut bezahlen zu wollen, und so war der Patron auch zufrieden. Noch in der Nacht stellte sich ein guter Wind ein, die Segel wurden aufgezogen, die Anker gelichtet, und sie fuhren fröhlich dahin. Unterwegs legten sie bei einer Insel, Namens Sagona an, um süßes Wasser einzunehmen. Peter stieg ans Land, und durchwandelte die Insel, er fand die schönsten Brünnlein, lagerte sich ins grüne Gras unter den Baumschatten, und vergaß einen Theil seiner Leiden, nur die schöne Magelone nicht, der er mit großen Schmerzen gedachte. Wie er so sann, überkam ihn der Schlaf, dem er sich sorglos überließ. Mittlerweile hatte sich ein frischer Wind erhoben, und der Schiffsherr ließ ausrufen, man solle zu Schiffe gehen. Als er sah, daß Peter nicht zugegen war, hieß er ihn am Strande suchen. Die Leute fanden ihn nicht; sie riefen laut ins Gebüsch hinein, aber er hörte es nicht, denn er schlief zu hart. Der Schiffspatron mochte den Wind nicht versäumen, ließ die Segel ausspannen und fuhr davon; der Peter aber blieb schlafend liegen.

Jene schifften so lange, bis sie in den Heidenport in der Provence gelangten. Hier gingen sie vor Anker, und luden aus. Als sie die vierzehn Fässer fanden, sprach der Schiffsherr: „Was sollen wir nun mit dem Salz des Edelmanns thun, der auf der Insel Sagona zurückgeblieben ist und sein Schiffsgeld so gut bezahlt hat?“ Am Ende wurden sie einig darüber, das Gut dem Spital St. Peters zu übergeben; besser, dachten sie, könne

es nicht angewendet werden. Der Patron ging zu der Vorsteherin, welches die schöne Magelone war, und sagte ihr: „der Herr der Fässer sey verloren gegangen; er übergebe sein Gut dem Hospital; sie möge für seine Seele Gott um Gnade bitten. — Nun fehlte es eines Tages in dem Spital an Salz, und Magelone eröffnete eines der Fässer. Da fand sie in der Mitte des Fasses einen großen Schatz, worüber sie gewaltig erschrack; sie nahm die andern Fässer, erbrach sie, und fand alle wie das erste. Da sagte sie bei sich selbst: „Ach, du armer Mensch! wer bist du gewesen? Gott der Allmächtige erbarme sich über deine Seele!“

Auf diese Weise war die Pilgerin in den Besitz eines großen Schatzes gekommen. Sie ließ sogleich Maurer und andere Werkleute berufen, um die Kirche und den Hospital größer zu bauen. Das Volk, das zum Schauspiel herbeiströmte, verwunderte sich über die Zurüstungen, und konnte sich nicht denken, wer das Geld dazu herschieße. Auch der Graf und die Gräfin kamen, die Kirche mit großer Andacht zu besuchen, dann holten sie wieder Trost bei der frommen Pilgerin, die ihnen Hoffnung einsprach, während sie selbst um Bräutigam, Vater, Mutter und Königreich hoffnungslos trauerte.

Peter hatte auf der grünen Insel eine gute Zeit geschlafen; als er erwachte, war es Nacht. Erschrocken

eilte er nach dem Meere und an die Stelle, wo er das Schiff verlassen hatte. Anfangs glaubte er nur vor der Dunkelheit es nicht zu erkennen, und fing daher an laut zu rufen; aber kein Mensch antwortete ihm. Da warf er sich vor großem Kummer auf die Erde und schrie: „O barmherziger Gott, wann werde ich denn endlich meiner bösen Tage ledig? Kann ich denn nicht sterben? Ist es nicht genug gewesen, daß ich meine Geliebte, die schöne Magelone verloren habe? Daß ich der Dienstbarkeit eines Heiden unterworfen worden bin? Jetzt hatte ich wenigstens gehofft, Vater und Mutter trösten zu können, und nun bin ich in eine Wüstenei verbannt, wo ich selbst keinen menschlichen Trost finde, wo mir der Tod nützlicher wäre, als das Leben!" Unter seinen Klagen wurde es Tag und wieder Nacht. Er lief hin und her, und blickte auf allen Seiten nach dem Meere hinaus, ob er nicht irgendwo ein Schiff erspähen könnte, das ihn von der Insel wegtrüge; aber seine Mühe war vergebens. Endlich fiel er vor Müdigkeit und Hunger ohnmächtig auf den Boden nieder.

Da fügte es Gott, daß ein kleiner Fischerkahn an der Insel beilegte, um frisches Wasser einzunehmen. Einige der Fischer betraten zu dem Ende die Insel und fanden den Peter ausgestreckt auf der Erde liegen. Sie hatten großes Mitleid mit ihm, erquickten ihn mit stärkendem Trank, und brachten ihn so wieder zu sich selbst, mit großer Mühe. Dann trugen sie ihn in das Schifflein und fuhren nach einer Stadt mit Namen Cragona; dort übergaben sie den Kranken dem Spital=

meister zur Pflege und gingen fort. Peter blieb hier neun Monate liegen, wohl gewartet. Aber er konnte nicht gesunden, denn der Kummer nagte an seinem Herzen. Als er wieder so weit hergestellt war, daß er langsam am Meere auf und ab zu wandeln vermochte, erblickte er einsmals ein Schiff im Hafen, und als er näher ging, hörte er die Schiffsleute die Sprache seines Vaterlandes reden. Peter zitterte vor Freuden bei diesen Lauten. Er fragte sie, wann sie wieder gen Frankreich fahren wollten? Spätestens in zwei Tagen, erwiederten sie. Da ging Peter zu dem Schiffsherrn, und bat ihn um Gottes willen, er solle ihn doch mitnehmen; denn er sey aus diesem Lande, und lange Zeit hier in der Fremde krank gelegen. Der Patron erklärte sich bereit, ihm, weil er sein Landsmann wäre, diesen Dienst zu erweisen, nur müßte er mit ihm fahren, wohin er steure, nach Aiguesmortes in den Heidenport.

Peter war dieß wohl zufrieden, und saß in das Schiff. Unterwegs sprachen die Schiffsgesellen von allerlei und einmal auch von der schönen Kirche St. Peters, von Magelone und ihrem Spital. Als Peter diesen Namen hörte, fuhr er wie aus dem Schlafe auf und fragte verwundert: „Wo in der Welt eine Kirche wäre, die diesen Namen hätte.“ Da sagten ihm die Schiffer: „In dem Heidenport, dahin wir fahren, auf der Insel, da liegt eine schöne Kirche und ein Spital, gar köstlich gebaut; die führen diesen Namen, und Gott thut dort viel Zeichen an den Kranken. Auch euch rathen wir, daß ihr dahin wallfahret und dort für eure

Genesung ein Gelübde thut.“ Da gelobte Peter bei sich selbst in dem Spital, das denselben Namen trage, wie seine Geliebte, einen ganzen Monat zu bleiben, ehe er sich Vater und Mutter zu erkennen gäbe, bis er wieder gesund würde, und vielleicht etwas von seiner schönen Magelone hören könnte; wiewohl er glaubte, sie sey schon lange todt. So schifften sie dahin und kamen in den Heidenport.

Sobald Peter sich auf dem Lande befand, eilte er in die Kirche und dankte dem allmächtigen Gott, daß er ihm sicher in die Heimath geholfen. Dann begab er sich als ein Kranker in das Spital, daselbst auszuruhen und sein Gelübde zu erfüllen. Als nun die Pilgerin nach ihrer Gewohnheit herumging, die Kranken zu besuchen, sah sie auch den neuen Ankömmling, hieß ihn aufstehen und wusch ihm das müde Haupt, gab ihm den Schwesterkuß, wie sie gewohnt war, und brachte ihm zu Essen, dann legte sie ihm schöne, weiße Tücher unter, und versprach ihm Alles zu geben, was er bedürfe und begehre, damit er recht bald wieder gesunden möchte. Aber Magelone hatte ihn nicht genauer angesehen, als alle andere Kranke, und ihn nicht wieder erkannt. So war auch sein Auge von Mattigkeit und Krankheit verdunkelt, daß er sie, zumal in ihrer Pilgertracht und Verschleierung, nicht zu erkennen vermochte. Nun ruhte er eine gute Zeit im Spitale aus, und kam bald wieder zu Kräften, denn Magelone pflegte ihn so gut, daß er sich oft darüber verwunderte, und bei sich selbst sprach: „Diese Vorsteherin muß eine recht

heilige Frau seyn!“ Einmal dachte er recht sehnlich an seine schöne Geliebte, und seufzte im Verlangen nach ihr laut auf, als eben Magelone nach ihrer Gewohnheit von einem Kranken zum andern ging; sie hörte sein lautes Seufzen, und weil sie meinte, er habe ein leibliches Anliegen, so trat sie zu seinem Bette, und sprach zu ihm: „Lieber guter Mann, was fehlt euch? Sagt mir, wenn ihr einen Wunsch habt; er soll euch werden und ich will kein Geld sparen.“ Peter dankte ihr und sagte: „Es fehlt mir gar nichts; ich thue nur wie alle Kranken und Betrübten; wenn sie an ihr Unglück denken, so wird es ihnen schwer um das Herz und sie seufzen.“ Als die Pilgerin ihn von Unglück reden hörte, wurde sie aufmerksam und sprach ihm freundlich zu, ihr seine Trübsal zu entdecken. Ihre Bitte lautete so süß, daß Peter sein Anliegen nicht länger vor ihr verbergen konnte; doch nannte er niemand, sondern erzählte nur so:

„Es ist ein reicher Sohn gewesen, der hörte von einer schönen Jungfrau in fremden Landen reden; deßwegen verließ er Vater und Mutter, und zog weg, dieselbe zu sehen. Gott gab ihm das Glück, daß er ihre Liebe erlangte; doch ganz heimlich, daß es Niemand merkte; sie versprachen sich mit einander, er führte sie ohne der Eltern Wissen hinweg; dann ließ er sie in einem großen Walde schlafend liegen, um einer verlorenen Sache nachzugehen.“ Und so erzählte er weiter seine ganze Geschichte: bis auf die Zeit, da er in den Spital gekommen war. Die schöne Magelone merkte

bald, mit wem sie sprach; ja sie erkannte ihn nicht nur an seinen Worten, sondern an allen seinen Geberden, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Doch verbarg sie dieses, sammelte sich, und sprach auf's freundlichste zu ihm: „Lieber, guter Freund! tröstet euch, wendet euch zu Gott dem Allmächtigen. Glaubt es, wenn ihr ihn anrufet, seyd ihr nicht verlassen. Ihr werdet erhört werden und erlangen, was ihr begehret; gewiß ihr werdet eure Braut, die ihr so treu und herzlich geliebt habt, wieder bekommen!" Als Peter solche Tröstungen hörte, stand er vom Lager auf und dankte ihr. Sie aber floh aus der Stube und in die Kirche, und warf sich vor den Altar und weinte sich da in großen Freuden satt. Als sie ihr stilles Gebet vollendet hatte, ließ sie sich königliche Kleider machen, denn sie hatte des Geldes genug; dann befahl sie ihr Frauengemach auf's Herrlichste und Köstlichste zuzurichten und auszuschmücken.

Und als alles dieß zubereitet war, ging sie zu Peter und sagte zu ihm: „Mein lieber Freund, kommt mit mir; ich habe euch ein Bad bestellt, eure Hände und Füße zu waschen; das wird euch wohl thun; denn ich habe die Zuversicht zu Gott, er werde euch erhören und frisch und gesund machen." Er ging mit ihr in die Kammer und sie hieß ihn niedersitzen und verziehen, bis sie wieder zu ihm käme. Magelone ging in ihr Gemach und kleidete sich in die herrlichen Gewande; vor das Gesicht aber hängte sie den Schleier wieder, damit er sie nicht sogleich erkennen sollte; unter dem Schleier aber hatte sie

ihr goldgelbes, langes Haar schön in Locken gelegt. So ging sie zu Peter und sprach: „Edler Ritter, seyd fröhlich! Eure Freundin steht vor euch, eure treue Magelone, um welcher willen ihr so vieles gelitten habt! Aber ich habe nicht weniger gelitten um euch; ich bin diejenige, die ihr allein im wilden Holze schlafend liegen gelassen habt, ihr seyd der, der mich aus dem Hause des Königs von Neapolis, meines Vaters, geführt hat. Hier seht ihr die, der ihr Zucht und Ehre bis zum Abschluß unserer Ehe verheißen habt; ich bin es, die euch diese goldene Kette um den Hals gehängt, und der ihr drei kostbare Ringe geschenkt habt. Ja, sehet zu, ob ich es bin oder nicht, nach der ihr so von Herzen begehret!“

Und ehe sich Peter besinnen konnte, warf sie ihren Schleier zurück; da fiel ihr schönes Haar herab wie wallendes Gold. Als nun der Peter von Provence die schöne Magelone ohne Schleier sah, da erkannte er erst recht, daß sie die war, die er so lange suchte; da stand er auf, fiel ihr um den Hals, und küßte sie wieder und wieder aus inniger Liebe; und beide weinten und konnten lange kein Wort vorbringen; endlich aber setzten sie sich noch einmal zusammen und erzählten einander ihr Unglück, und konnten sich nicht ersättigen mit Klagen und mit Küssen.

Vier Tage fehlten noch, da hatte Peters Gelübde, vermöge dessen er einen Monat in St. Peters Spital bleiben wollte, ein Ende. Als der letzte Tag gekommen war, bekleidete sich die schöne Magelone wieder mit den Kleidern, die sie im Spital zu tragen gewohnt war, und an denen sie Peter wohl als die fromme Vorsteherin erkannte: so beurlaubte sie sich von ihrem Freunde und zog zu dem Grafen und der Gräfin von Provence. Diese empfingen ihre liebe Pilgerin gar freundlich und erwiesen ihr große Ehre, weil sie dieselbe gar lieb hatten. Da fing denn Magelone also zu reden an: „Gnädiger Herr, gnädige Frau! Ich bin zu euch gekommen, euch eine Geschichte zu eröffnen, welche ich die vergangene Nacht im Gesichte geschaut habe. Mir ist ein Engel vom Himmel erschienen, der führte einen schönen, jungen Ritter an seiner Hand und sprach zu mir: Siehe hier denjenigen, um den dein Herr und deine Frau, so wie du selber, Gott so lange gebeten haben. Solches habe ich euch nicht verschweigen wollen, denn ich weiß ja, wie sehr ihr um euren geliebten Sohn betrübt seyd; glaubet es aber, ihr werdet ihn sicherlich in kurzer Zeit frisch und gesund wiedersehen! Darum bitte ich euch, lasset die schwarzen Trauerteppiche hinwegnehmen und hänget eurem Hause Freudentücher um!“

So schwer es dem Grafen und der Gräfin zu glauben schien, was die Pilgerin berichtete, so befahlen sie doch ihr zu Gefallen, die schwarze Trauerbekleidung hinwegzunehmen, und baten sie, das Frühstück mit ihnen zu genießen; aber ihr liebendes Herz vermochte nicht

über sich, ihnen dieses zuzusagen; sie schützte deßwegen Verrichtungen vor, und bat dagegen den Grafen und seine Gemahlin freundlich, auf nächsten Sonntag bei ihr in der St. Peterskirche zu erscheinen, denn sie hege gutes Vertrauen auf den allmächtigen Gott, daß sie erfreut werden würden, ehe sie wieder von ihr schieden. Und sie verhießen ihr zu kommen.

Peter wartete indessen auf Magelone mit großer Begierde. Als sie zurück kam, erzählte sie ihm ganz, wie sie die Sache veranstaltet habe und versprach ihm einen baldigen Besuch seiner Eltern. Und wirklich so wie der Sonntag kam, brach das gräfliche Paar mit seinem Gesinde auf, und zog nach St. Peter zu Magelone. Dort hörten sie vor allen Dingen die Messe in der Kirche. Als dieses zu Ende war, nahm die Pilgerin den Grafen und die Gräfin bei Seite, erklärte ihnen, etwas geheimes mit ihnen sprechen zu müssen, und bat sie, mit ihr in die Kammer zu kommen, worein sie auch gerne willigten. Als sie hier waren, sprach die Pilgerin zu ihnen: „Wenn ihr euren Sohn vor Augen sähet, würdet ihr ihn wohl kennen?“ „Ja!“ sprachen sie; da trat plötzlich Herr Peter in die Kammer und kniete vor Vater und Mutter nieder. Da sahen und erkannten sie ihn, und fielen ihm mit einem Freudengeschrei um den Hals. Und unbegreiflich schnell verbreitete sich das Gerücht, des Grafen Sohn sey wiedergekommen. Edle und Unedle strömten herbei und erwiesen ihm große Ehre. Jedermann war fröhlich, und Peter konnte seinen Eltern nicht genug erzählen.

Inzwischen war die schöne Magelona in ihre Kammer gegangen und hatte sich auf's Kostbarste bekleidet. So königlich angethan trat sie wieder zu ihnen ein. Der Graf und die Gräfin verwunderten sich, woher die wunderschöne Jungfrau käme, deren Angesicht sie nie in ihrem Leben gesehen hätten. Aber Peter ging auf sie zu, als auf eine Altbekannte, grüßte sie, ja küßte die Jungfrau vor seiner Eltern Augen. Als das die Leute sahen, waren alle voll Staunens. Dann nahm sie Peter bei der Hand und sprach: „Gnädige Eltern! diese Jungfrau ist diejenige, um deren willen ich von euch gezogen bin; und wisset, daß sie eine Tochter des Königs von Neapolis ist.“ Da gingen der Graf und die Gräfin auf die schöne Magelone zu, umarmten sie zärtlich, und dankten Gott für Alles, was geschehen war.

Zu Roß und zu Fuß kam auf das immer weiter sich verbreitende Gerücht von Peters Zurückkunft Alles aus dem ganzen Lande herbei. Der Adel turnierte, die Andern tanzten und waren fröhlich. Und als die Eltern die ganze Geschichte seiner Liebe vernommen hatten, da nahm der Graf seinen Sohn bei der Hand und führte ihn in die Kirche St. Peters vor den Altar; dasselbe that auch die Gräfin mit der schönen Magelone. Dort knieten alle nieder und dankten Gott dem Allmächtigen. Dann sprach der Graf unerbeten: „Sohn, ich will, daß du die Jungfrau, die um deinetwillen so viel gelitten, zur Ehe nehmest!“ — „Ach liebster Vater,“ fiel Peter ein, „das war auch mein Wille, schon als ich sie aus dem Hause ihres Vaters führte; urtheilet, welche Freude

mir euer Befehl macht!“ So zogen sie in die Kirche, und der Bischof vollzog die Trauung. Und die Gräfin gab dem Peter den schönsten Ring von den dreien, die in dem Bauche des Fisches gefunden worden waren. Peter nahm ihn mit Verwunderung und steckte ihn der nicht minder staunenden Braut an den Finger.

Vierzehn Tage dauerte die Hochzeit und Fröhlichkeit, dann verloren sich die Gäste und der Graf und die Gräfin lebten noch viele Jahre in Frieden und Wonne mit dem jungen Paare. Einmal aber machte Peter mit seiner Frau eine weite Reise nach Babylon zu dem Sultan, der schalt ihn freundlich und verzieh ihm, und ließ ihn heimziehen mit reichlichen Geschenken.

Peter und Magelone führten ein langes und glückliches Leben mit einander. Sie zeugten einen schönen Sohn, der wurde König von Neapolis und Graf von Provence. Sie selber liegen in St. Peter auf der Insel begraben, und die schöne Kirche und das Spital, die Magelone gegründet, schauen noch heute vom Heidenport weit in das Meer hinaus.

Der arme Heinrich.

In Schwaben war ein Herr ansäßig, dem keine Tugend fehlte, die ein junger Ritter, der nach vollem Lobe strebet, haben soll; so daß im ganzen Lande von Niemand so viel Gutes gesagt ward. Er war reich und von edler Geburt, aber noch viel größer war seine Ehre und sein Muth. Sein Herz hatte Falschheit und Schande verschworen, und er hielt auch seinen Eid treulich bis an sein Ende, denn sein Leben stand ohne Flecken da, und er wußte weltliche Ehre zum rechten Heil anzuwenden, so daß sie sich in jeder reinen Tugend mehrte. Er war eine Blume der Jugend, ein Demant der Treue, eine Krone der Zucht, ein Schirm der Bedrängten, ein Schild seiner Freunde. Nichts war zu viel, nichts zu wenig bei ihm. Sein Name war wohlbekannt, er hieß Heinrich, und sein Geschlecht war von der Aue genannt.

Wie nun dieser Mann, gepriesen und geehrt, sich Reichthums und fröhlichen Sinnes erfreute, da ward auf einmal sein hoher Muth in ein gar armes Leben herabgebeugt; denn wer in der höchsten Weltseligkeit lebt, der ist vor Gott gering. Darum fiel auch Herr Heinrich mit Gottes Willen aus seinem besten Glücke in ein gar schmähliches Leid und ihn ergriff der Aussatz. Als

nun diese Heimsuchung an seinem Leibe sichtbar ward, da wendeten sich Mann und Weib von ihm ab; und wie angenehm er der Welt zuvor war, so unerträglich ward er ihr jetzt, so daß ihn, wie den geschlagenen Hiob, Niemand mehr ansehen wollte. Als der arme Heinrich sah, daß er, gleich allen Aussätzigen, der Welt widerwärtig war, da unterschied ihn jedoch sein bitterer Schmerz von Hiobs Geduld; denn er war unfroh und traurig, sein hochsteigendes Herz sank, sein Honig ward zu Galle, eine schwarze Wolke bedeckte den Glanz seiner Sonne, und ein harter Donnerschlag zerschlug ihm seinen hellen Himmel. Er trauerte, daß er so viel Glück hinter sich lassen mußte, ja oft verwünschte und verfluchte er den Tag, an welchem er zur Welt geboren war.

Doch empfand er wieder ein wenig Freude, als ihm zum Troste gesagt wurde, daß diese Krankheit gar verschieden sey, und zuweilen heilbar. Da dachte er hin und her, wie er wohl genesen könnte, zog gen Montpellier und fragte die Aerzte um Rath; aber es wurde ihm geantwortet, er sey nicht zu heilen, und werde nimmer vom Aussatze rein. Traurig hörte er dieß an, und zog weiter gen Salerno, die weisen Aerzte auch dort zu befragen. Nun sagte ihm der beste Meister, der dort war, eine wunderbare Sache, nämlich: daß er zwar heilbar wäre, aber doch nimmermehr werde geheilt werden. „Wie mag das zugehen,“ sprach Heinrich, „du redest gar unverständlich! bin ich heilbar, so werde ich auch geheilt; denn was an Geld oder Zurüstung verlangt wird, das getraue ich mir beizuschaffen!“ —

„Lasset das Dingen," antwortete der Meister. „Eure Krankheit ist nun einmal der Art! Was frommts, daß ichs euch sage! Es gibt wohl eine Arznei dafür, die euch heilt: aber kein Mensch ist so mächtig oder klug, daß er sie gewinnen könnte; darum werdet ihr nimmer geheilt, Gott wolle denn euer Arzt seyn." — Da sprach der arme Heinrich: „Was nehmet ihr mir meinen Trost hinweg? Ich habe doch so großes Gut; ich kann euch mir gewiß geneigt machen, daß ihr mir gerne helfet!" — „Mir fehlet nicht der Wille," antwortete der Meister. „Wär' es eine Arzney, die man feil fände oder sonst auf irgend eine Art erlangen könnte, so ließe ich euch gewiß nicht verderben! Aber es ist leider nicht so, und wäre eure Noth noch größer, so müßte euch doch meine Hülfe versagt bleiben! Höret an: ihr müßt eine reine Jungfrau haben, die aus freiem Willen den Tod für euch leidet. Nun ist aber nicht der Menschen Art, daß Jemand so etwas freiwillig thut. Und doch, wie ich euch gesagt habe, dieß allein ist die rechte Arzney für eure Krankheit!"

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, wie es unmöglich sey, daß Jemand gern für ihn stürbe, und aller Trost, auf den er ausgezogen, war ihm hinweggenommen. Fernerhin hatte er keinen Gedanken mehr an seine Genesung, und war des Lebens überdrüssig. Er zog heim und fing an, sein Erbe, wie es ihm am besten schien, auszutheilen. Im Stillen machte er seine armen Verwandten reich, und linderte auch das Elend Fremder; das Uebrige gab er Gotteshäusern, damit sich

der Herr seiner Seele erbarme. Von aller seiner Habe behielt er nur ein neu angebautes Land, wohin er vor den Menschen floh. Aber nicht er selbst nur klagte über dieses traurige Verhängniß, sondern er wurde auch von Allen, die ihn selbst oder nach Anderer Sage kannten, bejammert. Jenes Neuland aber baute ein freier Meier, der hier in Ruhe und Friede lebte, während andere Bauern unter böser Herrschaft, nicht einmal mit Steuer und Gabe großes Ungemach meiden konnten. Was dieser Meier that, das war dem armen Heinrich recht, der ihn auch von aller fremden Last befreit hatte, so daß keiner im ganzen Land so wohlhabend war.

Zu diesem Manne zog der arme Heinrich; der vergalt ihm alle seine Milde, und nichts verdroß ihn, was er um des Kranken willen leiden mußte; er war so treu gesinnt, daß er Sorgen und Mühe willig ertrug und seinem Herrn Alles gemächlich einrichtete. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beschieden, denn er hatte einen gesunden, frischen Leib, eine fleißige sittsame Frau, dazu schöne Kinder, recht, wie sie des Mannes Freude sind. Darunter war ein Mägdlein von zwölf Jahren, von gar freundlichen Sitten, das wollte von dem Herrn nicht Fußbreit weichen, um seine Huld und seinen Gruß zu verdienen. Sie war so lieblich, daß sie nach ihrer schönen Gestalt, dem Alleredelsten im Reiche als Kind wohl angestanden hätte. Die andern Hausgenossen waren solchen Sinnes, daß sie den Kranken wohl zu Zeiten, wie es sich schickte, mieden; sie aber eilte in jeder Stunde zu ihm, und wollte nirgends anderswohin;

mit reiner Kindesgüte hatte sie ihm ihr Herz so ganz zugewendet, daß man das süße Mädchen allezeit zu seinen Füßen sitzend fand, dagegen liebte auch er sie wiederum vor Allen, und was ihr Freude machte, was Kindern bei ihren Spielen gefällt und ihr Herz so leicht gewinnt, das schenkte er ihr oft, bald einen kleinen Spiegel, bald ein Haarband, oder was sonst zu kaufen war. Durch solche Freundlichkeit machte er sie so zutraulich und heimlich, daß er sie seine Frau zu nennen pflegte.

So diente sie ihm drei Jahre, welche der arme Heinrich bei dem Meier zubrachte. Nun trug es sich zu, daß dieser mit seinem Weib und seiner Tochter, von der Arbeit ruhend, bei ihm saß und sie sein Leid beklagten. Denn es that ihnen weh; auch mußten sie fürchten, daß sie sein Tod schwer treffen und ein neuer hartgesinnter Herr sie um ihr Glück bringen würde. So saßen sie in Sorgen beisammen, bis endlich der Meier anfing: „Lieber Herr, wenn es mit euren Hulden seyn kann, so fragte ich gerne: da zu Salerno so viele Meister in der Heilkunst sind, wie kommt es, daß keiner so weise ist, und für eure Krankheit einen Rath findet? Herr, das wundert mich!“ Da holte der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz einen Seufzer aus dem Herzensgrund und antwortete so traurig, daß das Seufzen ihm die Worte im Munde zerbrach: „Ich habe diese schimpfliche und verspottete Krankheit wohl verdient, du hast ja gesehen, daß mein Thor weltlicher Lust weit offen stand, und daß Niemand von meinem Geschlecht so nach Wunsch lebte. Da achtete ich wenig darauf,

daß Gott mir dieses Wunschleben nur nach seiner Gnade verliehen, ich dachte in meinem Sinne, wie alle Weltkinder, daß ich solche Ehre und Freude auch ohne Gott haben könnte. Ueber diesem Hochmuth wurde der hohe Himmelspförtner zornig, er schloß mir die Pforten des leiblichen Heiles und mein thörichter Sinn hat es verwirkt, daß ich nun leider nimmermehr durch sie eingehe. Gott hat eine Krankheit auf mich gelegt, von der mich Niemand befreien kann. Die Guten fliehen mich, die Bösen verschmähen mich; ja keiner ist so schlecht, der mir nicht seine Verachtung zeigt und die Augen von mir abwendet. Nun leuchtet deine Treue erst recht an mir, daß du mich Siechen bei dir duldest und nicht fliehest. Und dennoch, so wenig du mich scheuest — so wie die Sachen mit mir stehen, erträgest du doch wohl leicht meinen Tod! Nun sage, wessen Unwerth, wessen Noth war je größer in der Welt? Vorher war ich dein Herr, nun bin ich Dein bedürftig, lieber Freund; und du, dein Weib und meine Frau hier, ihr drei verdient das ewige Leben, daß ihr mich Kranken also pfleget. — Was du mich aber gefragt hast, darauf will ich dir antworten: ich ging nach Salerno und konnte dort keinen Meister finden, der sich meiner Heilung unterwinden durfte oder wollte, denn ich sollte ein Mittel herbeischaffen, wie es Niemand auf der Erde mit irgend etwas gewinnen kann. Mir ward nichts Andres gesagt, als daß ich eine mannbare Jungfrau haben müßte, die entschlossen wäre, für mich den Tod zu leiden. Würde ihr ins Herz geschnitten und ihr Herzblut gewonnen,

das allein könnte mir helfen. Aber das ist ganz unmöglich, daß für mich Jemand gerne den Tod leide; darum muß ich diese schwere Schande bis an mein Ende tragen, das mir Gott bald gewähre!“

Was der arme Heinrich dem Vater sagte, das hörte die reine Jungfrau mit an, denn die Holdselige hatte ihres Herrn Füße in ihrem Schooße stehen. Sie achtete auf seine Worte und merkte sie wohl, und sie blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeschlossen. Als sie sich aber nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeschlafen waren, da holte sie über das Unglück ihres Herrn manchen tiefen Seufzer, und ihre Betrübniß war so schmerzlich, daß der Regen ihrer Augen die Füße der Schlafenden begoß. Als diese die Thränen fühlten, erwachten sie, und fragten was ihr wäre und welch Unglück sie so heimlich beklagte. Sie wollte es aber lang nicht sagen, bis endlich ihr Vater durch sanfte und strenge Worte es dahin brachte, daß sie sprach: „Ihr möget immerhin auch mit mir klagen, denn was kann uns leider seyn, als das Unglück unsers Herrn, den wir verlieren sollen nnd mit ihm Gut und Ehre! Nimmermehr bekommen wir einen so guten Herrn, der an uns thut wie dieser!“ Sie antworteten: „Du sprichst wahr. Doch frommt uns leider unsre herbe Trauer und Klage nicht haarbreit. Liebes Kind, wende deine Gedanken davon ab; es thut uns gewiß so weh, wie dir, aber leider steht es nicht in unserer Macht, ihm zu helfen. Gott hat es gethan; wär' es ein Anderer,

so müßten wir ihm fluchen.“ So geschweigten sie das Kind, aber sie schlief nicht und blieb traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag; was man auch vorbrachte, es kam nicht aus ihrem Herzen. Als sie die andere Nacht wieder nach Gewohnheit schlafen gingen, und sie selbst sich in ihre alte Bettstätte gelegt hatte, da beschloß sie festiglich bei sich, wenn sie den morgenden Tag erlebte, so wollte sie ihr Leben für ihren Herrn dahin geben. Ueber diesem Entschlusse ward sie froh und leichten Muthes; ihre einzige Sorge war, daß Herr Heinrich, wenn sie es ihm verkündigte, daran verzagen und daß alle drei es ihr nicht zugeben möchten. Darüber wurde ihre Unruhe so groß, daß Vater und Mutter, wie in voriger Nacht davon erwachten. Sie richteten sich auf und sprachen: „Was nimmt dir die Ruhe? Du bist recht albern, daß du mit solcher Klage, die doch Niemand enden kann, dir dein Herz schwer machst! Warum lässest du uns nicht schlafen?“ So verwiesen sie ihr die unnütze Sorge und meinten sie beschwichtigt zu haben; aber ihr Entschluß war ihnen noch nicht kund. Da antwortete sie: „Und doch hat mein Herr gesagt, daß er wohl erhalten werden könnte. Bei Gott! Wenn ihr mir es nicht wehret, so bin ich zu seiner Arzney gut; denn ich bin eine Jungfrau, und fest entschlossen, ehe ich ihn verderben sehe, den Tod für ihn zu leiden.“

Ueber diese Rede wurden Vater und Mutter sehr betrübt. Der Vater sprach: „Von solchen Dingen laß ab, und verheiße unserem Herrn nicht mehr, als du vollbringen kannst, denn dieß geht über deine Kräfte.

Du bist ein Kind, du hast den Tod noch nicht gesehen; kommt es denn dazu und du sollst sterben, so möchtest du noch gerne leben, und dann ist es zu spät; du hast noch nie in den finstern Abgrund geblickt. Darum schließe deinen Mund, oder es soll dir übel gehen!" So meinte er sie mit Bitten und Drohungen zum Schweigen zu bringen, aber vermochte es nicht. „Lieber Vater," sprach sie, „so dumm ich bin, so wohnt mir doch so viel Verstand bei, daß ich die Noth des Todes aus der Sage kenne, und ich weiß, daß es etwas Herbes ist. Aber wer sein Leben mit mühsamer Arbeit hoch bringt, dem ist auch nicht allzuwohl; denn wenn er mit großer Noth seinen Leib bis in's Alter fristet, so muß er doch den Tod leiden, und vielleicht ist alsdann seine Seele dahin, und es wäre ihm besser, er wäre niemals zur Welt geboren. Mir aber ist's zu Theil geworden, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben meinen Leib hingeben mag. Ihr sollt mirs nicht verleiden; ich thue uns allen damit wohl, denn so lange unser Herr lebt, steht auch eure Sache wohl. Darum wollen wir ihn mit so schöner Kunst erhalten, auf daß wir alle genesen. Gönnet mir's, denn es muß seyn." Die Mutter, als sie ihres Kindes Ernst sah, sprach weinend: „Gedenke, liebste Tochter, wie groß die Beschwerden sind, die ich deinetwillen erlitten, und laß mich bessern Lohn empfangen, als von dem ich dich sprechen höre. Du willst mir das Herz brechen? Und willst du denn auch bei Gott dein Heil verwirken? Denkst du nicht an sein Wort, daß man

Vater und Mutter ehren soll; und daß er uns zum Lohn dort der Seele Wohlfarth, und hier auf Erden ein langes Leben verheißen hat? Du sprichst, du wollest dein Leben für unser beider Wohl hingeben; nein, du willst uns das Leben verleiden: denn wenn wir, dein Vater und ich, gerne leben, so geschieht es für dich. Du solltest ein Stab unseres Alters seyn, und willst Schuld werden, daß wir weinend über deinem Grabe stehen? Die Jungfrau antwortete: „Ich glaube wohl, Mutter, daß du und der Vater mir mit Liebe zugethan sind, wie Eltern ihrem Kinde, und finde es auch täglich. Von eurer Liebe habe ich Seele und einen schönen Leib, um den mich jedermann preiset. Wem sollte ich also nächst Gott mehr Gnade verdanken, als euch zweien? Aber eben weil ich Leib und Seele durch eure Liebe habe, so gönnet mir, daß ich Beides vom Teufel erlöse und mich Gott ergebe. Ich fürchte, würde ich älter, daß die Süßigkeit der Welt mich unter ihre Füße brächte, wie sie so manchen zur Hölle herabgezogen hat. Auch ist unsre Jugend und unser Leben nichts als Nebel und Staub; ein Thor, wer diesen Rauch gern in sich faßt! Ueber faules Stroh ist ein schimmernder Teppich gebreitet; wen sein Glanz verlockt, der hat beides hingegeben, Leib und Seele. Und bedenket noch weiter: stirbt mein Herr, so kommet ihr in große Arbeit und Noth; lebt er aber in seiner Krankheit noch so lange fort, bis man mich einem reichen und ehrenwerthen Manne gebe, so denkt ihr freilich, mir sey Heil widerfahren und es ist geschehen, was ihr

nur immer hoffen könnet. Aber ganz anders sagt es mir mein Herz; wird mir mein Mann lieb, das ist eine Noth; denn ich habe meinen leidenden Herrn vor Augen; wird er mir verhaßt, so ist es gar der Tod. Setzet mich lieber in das volle Glück, das nimmer vergeht! Mein begehret ein Freier, dem ich mich wohl gönne. Ihm geht sein Flug leicht und wohl, sein Haus ist aller Habe voll, da stirbt nicht Roß noch Rind, da quälen nicht weinende Kind, da ist nicht zu heiß nicht zu kalt, da wird Niemand an Jahren alt, der Alte wird ein Junger, da ist kein Durst noch Hunger; da ist keiner Art Leid; da ist volle Freud' ohn' Arbeit! — Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt eure weltliche Freude seyn und tröstet euch über meinen Tod. Auch sollst du nicht über meinem Grabe stehen, Mutter! denn wo mir der Tod gegeben wird, da läßt dich Niemand zusehen. Zu Salerno geschieht's; da genesen wir Alle und ich noch viel mehr als ihr!"

Als die Eltern sahen, daß ihr Kind so fest zum Tode entschlossen war, so weise redete und menschlichen Rechtes Schranke zerbrach: da dachten sie, der heilige Geist müsse der Urquell ihrer Rede seyn, und wagten nicht länger, sie von dem abzuwenden, was sie so fest ergriffen hatte und wozu ihr der Entschluß von Gott gekommen war. Doch als sie dann wieder nur der Liebe zu ihrem Kinde gedachten, saßen sie beide still in ihrem Bett, frierend vor Jammer, und keines sprach ein Wort, und die Mutter hatte zuerst ihre Rede vor Leid abgebrochen. Am Ende dachten sie doch, es wäre

das Beste, sie gönnten ihr's, weil sie doch ihr Kind nie herrlicher verlören. Da sprachen sie zu ihr, es möge geschehen, was sie erbeten hätte.

Nun freute sich das reine Mägdlein und kaum als der Tag angebrochen war, ging sie in das Schlafgemach ihres Herrn und rief ihn an: „Herr, schlafet ihr?“ — „Nein, liebe Frau, aber sage, warum bist du heute so früh auf?“ — „Ach, Herr, dazu zwingt mich der Jammer über eure Krankheit!“ Er antwortete: „Liebe Frau, damit zeigst du ein gutes Gemüth gegen mich. Gott vergelte dir's! Aber Rath für dieses Uebel gibt es nicht!“ — „Ei gewiß, lieber Herr, es wird dafür guter Rath. Ihr habt uns doch gesagt, wenn ihr eine Jungfrau hättet, die gerne für euch den Tod leide, so könntet ihr wohl durch sie geheilt werden. Nun, weiß Gott, die will ich selber seyn, denn euer Leben ist besser und edler als das meine.“ Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen, und seine Augen füllten sich mit heimlichen Thränen. Liebe Frau,“ sprach er, „sterben ist nicht eine sanfte Noth, wie du dir vielleicht gedacht. Ich bin überzeugt, daß du mir gerne hälfest. Ich erkenne deinen guten und reinen Willen; das genügt mir. Deine Treue wolle dir Gott vergelten; aber alle, die davon höreten, würden spotten, daß ich, nachdem meine Krankheit so weit gekommen und alle Mittel nichts halfen, noch zu einem neuen greife. Liebe Frau, du thust wie Kinder thun, die ein Gelüste haben, und hernach reut es sie wieder. Bedenke doch, Vater und Mutter können dich nicht entbehren;

auch ich kann nicht dessen Unglück verlangen, der mir allezeit Liebe erzeigt hat; was die beiden dir rathen werden, liebe Frau, das thue!“ So redete er zu der Guten, lächelte und versah sich dessen wenig, was hernach geschah. Denn Vater und Mutter sprachen: „Herr, ihr habt uns geliebt und geehret, es wäre nicht recht von uns gehandelt, wenn wir es euch nicht mit Gutem vergelten wollten. Unsere Tochter ist des Willens, den Tod für euch zu leiden, und wir gönnen's ihr wohl. Heute ist der dritte Tag, daß sie uns um Gewährung ihrer Bitte anlag, und nun hat sie es von uns erhalten. Gott lasse euch genesen, denn wir wollen sie für euch hingeben.“

Als dem armen Heinrich auf diese Weise die Jungfrau für seine Krankheit den Tod anbot, und er ihren Ernst sah, da erhub sich großes Leid unter den Vieren. Vater und Mutter konnten nicht anders, sie mußten um ihr Kind bitterlich weinen. Aber auch den Kranken ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub, und nicht wußte, was besser wäre, gethan oder gelassen. Vor Furcht weinte auch das Mägdlein: denn es meinte, er verzage an ihrem Entschlusse. Zuletzt bedachte sich der arme Heinrich, dankte allen für ihre Treue und willigte ein. Da wurde das Mägdlein fröhlichen Muthes, und nun bereitete sie sich auf's Beste zur Fahrt nach Salerno. Was sie nun bedurfte, das ward ihr gegeben, schöne Pferde und reiche Kleidung, wie sie vorher nie getragen, von Hermelin, Sammt und dem köstlichsten Zobel. Wer könnte das Herzeleid ihrer El-

tern beschreiben? Gewiß wäre das Scheiden jämmerlich gewesen, als sie ihr liebes Kind so schön und frisch in den Tod fortschickten und nimmermehr sehen sollten, wenn nicht Gottes Güte ihre Noth gesänftigt hätte, desselben Gottes, von dem auch dem jungen Mägdlein der Muth erwuchs, daß es den Tod willig hinnahm. Aus Liebe war ihr Leid gekommen, darum litten sie keine Noth um ihres Kindes Dahinscheiden.

So fuhr denn die Jungfrau mit ihrem Herrn fröhlich und zufrieden nach Salerno. Was konnte sie nun noch betrüben, als daß der Weg so weit war und sie nicht eher ihn erlöste? Sobald sie dort angelangt waren, gieng Herr Heinrich zu seinem Meister und sagte ihm: „Hier bringe ich eine Jungfrau, wie du sie verlangt hast!“ Mit diesen Worten zeigte er sie ihm. Dem Meister däuchte das unglaublich, und er sprach: „Kind, hast du solchen Entschluß selbst gefaßt, oder haben Bitten und Drohungen deines Herrn bewirkt, daß du so sprichst?“ — „Nein,“ antwortete sie, „dieser Entschluß ist aus meinem eigenen Herzen gekommen.“ Darüber verwunderte sich der Arzt, führte sie bei der Seite und beschwur sie, ihm zu sagen, ob etwa ihr Herr solche Worte von ihr mit Drohen erzwungen habe. „Kind,“ sprach er, „dir ist Noth, daß du dich besser beräthst; ich will dir recht sagen, wie es ist: wenn du den Tod nicht ganz freiwillig leidest, und was du thust, nicht gerne thust, so ist dein junges Leben dahin und hilft uns nicht soviel als ein Brosamen. Auch will ich dir sagen, wie dir geschehen wird; ich entkleide dich, daß du dich vor

mir schämen mußst, binde dir Hände und Füße, und dann — bedenke den großen Schmerz, ich schneide dir gerade nach dem Herzen, und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun sage mir, wie steht dir dein Muth? Es geschah nie einem Kinde so weh, wie dir geschehen wird; nur daß ich es thun und ansehen soll, macht mir schon große Angst. Und bedenke weiter, gereuet es dich eines Haares breit, so habe ich meine Mühe und du hast dein Leben verloren.“ So beschwor er sie noch einmal. Sie aber fühlte sich zu standhaft, als daß sie abgelassen hätte. Daher sprach sie mit Lachen: „Gott lohne euch, lieber Herr, daß ihr mir so die Wahrheit herausgesagt habt; ja, wahrhaftig ich fange an, ein wenig zu verzagen, und es ist in mir ein Zweifel aufgekommen, den ich euch vorlegen will: ich fürchte nämlich, daß unser Vorhaben durch eure Zaghaftigkeit unterwegs bleibt; eure Rede geziemte einem Weibe; ihr seyd eines Hasen Geselle; eure Angst ist etwas zu groß und ihr stellet euch schlecht an zu eurer gewaltigen Meisterschaft! Ich bin ein Weib, und habe doch die Kraft. Getrauet ihr mich zu schneiden; ich getraue mir wohl, zu leiden! Die Angst und Noth, von der ihr mir da vorgesprochen habt, die habe ich schon vorher auch ohne euch gewußt. Gewiß, ich wäre nicht hieher gekommen, wenn nicht mein Entschluß so fest und sicher gewesen wäre, daß ich wußte, ich würde nimmermehr schwanken. Mir ist die schwache, bleiche Farbe verschwunden und so fester Muth gekommen, daß ich so ängstlich dastehe, als sollte ich zum Tanze gehen! Es ist Zeit, laßt eure

Meisterschaft sehen, was zaudert ihr länger? Versucht's und fürchtet euch nicht, meinem Herrn seine Gesundheit wieder zu geben, mir aber das ewige Leben."

Als der Meister sie sogar unwandelbar fand, brachte er sie zu dem Siechen zurück und sprach zu ihm: „Uns irrt kein Zweifel mehr, ob eure Jungfrau vollkommen tüchtig sey. Wohlan, freut euch, ich mache euch bald gesund!" Hierauf führte er das Mädchen in ein verborgenes Kämmerlein, und schloß den armen Heinrich zur Thüre hinaus, damit er ihr Ende nicht mit ansehen sollte. In dieser Kammer, die mit mancherlei Arzneien verstellt war, hieß er das Mägdlein die Kleider ablegen. Das that sie gern und willig, ja sie riß sie mit Hast in der Nath entzwei, bis sie gewandlos dastand; aber sie schämte sich dessen nicht. Als sie der alte Meister ansah, dachte er, daß in der ganzen Welt keine schönere Creatur gefunden werden könnte, und es erbarmte ihn so sehr, daß ihm das Herz fast verzagte. Es stand da ein hoher Tisch; auf den hieß er sie steigen und sich niederlegen, und band sie fest. Dann nahm er ein Messer in die Hand, das für solche Dinge bereit lag, und lang und breit war, das versuchte er, aber es schnitt nicht so gut, als ihm lieb gewesen wäre. Und da sie nun doch einmal nicht leben sollte, so erbarmte ihn ihre Noth, und er wollte ihr den Tod sanft anthun. Daher faßte er einen guten Wetzstein, der dabei lag, und fing an, das Messer langsam auf und ab zu streichen, zu schärfen und zu wetzen. Das hörte draußen der, für den sie sterben

sollte, der arme Heinrich, und es jammerte ihn unsäglich, daß er sie nimmermehr lebendig mit den Augen erblicken sollte. Da suchte er, ob er nicht eine Oeffnung in der Wand fände, und sah durch einen Ritz, wie sie gebunden da lag, und ihre Gestalt so gar schön und lieblich war. Er schaute sie an und wieder sich; da wandte sich sein Sinn; ihm däuchte nicht mehr gut, was er gedacht hatte, und der alte, finstere Entschluß machte milder Güte Platz. „Du Thor, sprach er zu sich selber, begehrst du zu leben, ohne das Wohlgefallen dessen, gegen den Niemand etwas vermag? Fürwahr, du weißst nicht, was du thust, wenn du dieses schmähliche Leben, das Gott über dich hat kommen lassen, nicht willig und demüthig erträgst. Und weißst du denn, ob dich dieses Kindes Tod sicher heilt? Was dir Gott beschieden hat, das laß dir wiederfahren! Nein, ich will dieses Kindes Tod nicht sehen!“

Da hielt er nicht länger zurück, klopfte an die Wand und rief: „Laß mich hinein!“ der Meister antwortete: „Ich habe jetzt nicht Zeit, euch einzulassen!“ — „Nein, Meister, redet mit mir!“ — „Herr, jetzt kann ich nicht, wartet bis ich fertig bin!“ — „Nein, Meister, redet zuvor mit mir!“ — „So sagt mirs durch die Thüre!“ — „Es läßt sich nicht so sagen! — Da ließ ihn der Meister ein, und Heinrich ging zu dem Mägdlein, wo es gebunden lag und sprach: „Dieß Kind ist so wonniglich, daß ich wahrhaftig seinen Tod nicht zu sehen vermag. Es geschehe Gottes Wille an mir! Wir wollen sie wieder aufstehen lassen. Wie ich mit

euch gedingt habe, Silber und Gold gebe ich euch; aber die Jungfrau sollt ihr leben lassen!" Da das Mägdlein nun erst recht sah, daß es nicht sterben und ihn erlösen sollte, da war ihr das Herz schwer; sie brach Zucht und Sitte, raufte zornig ihre Haare und gebärdete sich zum Erbarmen. Bitterlich weinte sie und rief: „Wehe mir Armen, wehe! wie soll es mir nun ergehen? Soll ich die reiche Himmelskrone, die mir um diese kurze Noth geschenkt worden wäre, verlieren? Jetzt bin ich erst todt! Nun entbehrt mein Herr, und entbehre ich die Ehre, die uns zugedacht war!" Umsonst bat sie um den Tod, der sie glücklich machen sollte. Dann wandte sie sich zu dem armen Heinrich, hub an, ihn zu schelten und sprach: „Ich muß leiden für meines Herrn Zaghaftigkeit; ich sehe wohl, die Menschen haben mich getäuscht; ich hörte sie allezeit sagen, ihr wäret bieder und hättet festen Mannesmuth! Gott helfe mir, sie haben gelogen, die Welt war mit euch hintergangen, denn ihr waret und seyd der feigste Mann! Ihr getrauet euch nicht einmal geschehen zu lassen, was ich doch mir zu leiden getraue! Warum erschracket ihr denn, als ich gebunden ward? Es stand ja eine dicke Wand zwischen uns beiden! Ich versichere euch, es soll euch Niemand etwas zu Leide thun! Was geschehen soll, ist für euch nur nützlich und gesund!" So bat und schalt sie ihn; aber umsonst. Sie mußte ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm Vorwurf und Spott tugendlich hin, wie einem frommen Ritter geziemte. Als er die unglückliche Jungfrau wieder angekleidet und den

Arzt bezahlt hatte, wie ausgemacht war, fuhr er zurück in die Heimath, obgleich er wußte, daß er dort in Aller Mund nur Hohn und Schmähung finden würde. Aber Alles dieses stellte er Gott anheim.

Das gute Mägdlein aber hatte sich so verweint und verklagt, daß sie dem Tode nahe war. Da erkannte ihre Noth der, der die Nieren prüft, vor dem kein Herzensthor verschlossen ist. Er hatte Beide nach seiner Liebe und Macht recht aus dem Grunde versuchen wollen, wie er es bei dem reichen Hiob gethan. Da zeigte der Herr, wie lieb ihm Treue und Erbarmung ist; er schied beide von ihrem Elend und machte ihn zur Stunde rein und gesund. So schnell besserte es sich mit dem guten Heinrich, daß er noch unterwegs wieder frisch und schön wurde, ja er genaß so durch Gottes Pflege, daß er so jung ward, wie vor zwanzig Jahren. Dieses Heil, das ihm wiederfahren war, ließ er allen ansagen, von denen er wußte, daß sie Liebe und Güte gegen ihn im Herzen trugen. Da mußten alle billig froh seyn über die Gnade, die Gott an ihm erzeigt hatte. Als nun seine besten Freunde von seiner Ankunft hörten, ritten und gingen sie ihm drei Tagreisen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Sie wollten keiner Sage, nur ihren eigenen Augen glauben, bis sie selbst die Wunder Gottes an seinem Leibe gesehen hätten. Der Maier und sein Weib blieben auch nicht still zu Hause sitzen. Die Freude, die sie empfanden, ist unbeschreiblich, ihre Herzen waren so bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß, ihr Gruß war seltsam gemischt, ihr

Mund wollte nicht mehr los von dem Munde ihrer Tochter. Auch wer die Schwaben je in ihrem Lande sah, der muß sagen, daß von ihnen nie größere Liebe erzeigt wurde, als da sie Herrn Heinrich bei seiner Heimfahrt empfingen. Dieser ward reicher, als er vorher war, an Gut und Ehren. Nun aber wendete er sich stets an Gott und hielt seine Gebote strenger als zuvor; und deßwegen war seine Ehre unvergänglich. Dem Maier und seinem Weib, denen er so großen Dank schuldig war, gab er das Neubruchland, wo er krank gelegen hatte, zum Eigenthum. Seiner lieben Frau aber, des Mägdleins, pflegte er mit sanftem Leben in allen Dingen, als wäre sie seine verheirathete Frau.

Als nun seine Freunde in ihn drangen, sich zu verehelichen, da sprach er: „Ich bin entschlossen, und will nach meinen Verwandten senden, damit ich ihrem Rathe folge.“ Als dieß geschehen, und alle beisammen waren, Männer und Frauen, so sagten alle aus einem Munde, es wäre recht, und Zeit, daß er sich vermähle. Nun aber erhob sich ein großer Streit im Rathe seiner Verwandten, wen er sich wählen sollte: der eine rieth hin, der andere her, wie die Leute pflegen, wenn sie Rath geben sollen. Als sie sich nun nicht vereinigen konnten, sprach der arme Heinrich: „Ihr Herren und Frauen, es ist euch allen wohl bekannt, daß ich vor kurzer Zeit in schmählicher Krankheit lag und allen Menschen widerwärtig war, jetzt scheut mich Niemand mehr, und durch Gottes Gnade habe ich wieder einen gesunden Leib. Jetzt rathet mir alle, wie soll ich es dem vergelten,

durch den ich wieder gesund worden bin?“ Sie antworteten: „Fasset den Entschluß, daß euer Leib und Gut ihm unterthänig sey!“ —

Das Mägdlein, seine liebe Frau, stand neben ihm als sie dieses sagten. Da sah er sie liebreich an, umfing sie und sprach: „Ihr Herrn und Frauen, ich sage euch allen, daß ich durch diese gute Jungfrau, die ihr hier bei mir stehen seht, mich meiner Gesundheit wieder erfreue. Nun ist sie ledig und frei, wie ich es bin, und mein Herz räth mir, daß ich sie zum Weibe nehme. Wenn dieß Gott und euch gefällt, so soll es geschehen. Ist es aber nicht möglich, so will ich unverehelicht sterben; denn Ehre und Leben habe ich von ihr allein! Bei Gottes Hulden aber will ich euch insgesammt bitten, daß es euch wohl gefalle!“ Da antworteten alle, die zugegen waren: „Ja, so ist es ziemlich und recht!“ Und da auch geistliche Herren darunter waren, so stand es nicht weiter an, daß sie zusammen getraut wurden.

Nach süßem, langem Leben kamen sie zusammen ins ewige Reich der Liebe.

Hirlanda.

I.

Daß die Unschuld, so lange die Welt gestanden hat und stehen wird, mit Gottes Zulassung von der Bosheit gedrückt, aber auch, wenn die Prüfungszeit vorüber ist, mit größerer Ehre aus dem Abgrunde des Elends emporgehoben werde, das haben in alter und neuer Zeit viele Beispiele gelehrt. Auch aus der Geschichte, die hier erzählt werden soll, leuchtet diese Wahrheit hervor.

Vor viel hundert Jahren lebte in England ein Herzog Namens Artus, der, als er ins Mannesalter getreten war, sich mit einer Herzogin von Bretagne vermählte, einer Landschaft, die, obwohl in Frankreich gelegen, doch damals der Krone England als Lehen angehörte. Dieser Herzog verbrachte mit seiner jungen Gemahlin Hirlanda in dem Erblande derselben die ersten fünf Monate seiner Ehe in großer Liebe und Einigkeit. Da wurde er genöthigt, von ihr zu scheiden, um in den Diensten seines Königes einen Ritterzug in das Feld zu wagen. Wie bitter diese unverhoffte Trennung den jungen Eheleuten vorkommen mußte, mögen diejenigen erwägen, die durch zarter Liebe Bande stark und innig verknüpft sind. Zwar tröstete der Herzog seine geliebte

Gemahlin beim Abschied aufs herzlichste, aber je freundlicher sich ihr Eheherr gegen sie erzeigte, desto schmerzlicher erschien ihr selbst diese unzeitige Scheidung. Nach dem traurigen Abschied war der Herzog immer in schweren Gedanken, und es ahnete ihm, als wenn seiner Gemahlin ein großes Unglück bevorstände. Diese Furcht wurde noch gewaltig durch einen Traum vermehrt, der ihn bald darauf im Schlaf heimsuchte, und den er einem vertrauten Diener mit großer Bekümmerniß erzählte:

„Ich war kaum eingeschlummert,“ sagte er „da kam mir vor, als sehe ich meine geliebte Hirlanda ohnmächtig im Bette liegen, und auf ihrem Leibe saß ein grausamer Geier, der ihr das innerste Eingeweide mit Gewalt herauszerrte. Ich sah mich schmerzlich um, ob dem halbtodten Weibe nicht irgend Jemand zur Hülfe käme; bald aber wurde ich gewahr, daß noch zwei andere Raubvögel herzuflogen, und mit ihren spitzigen Schnäbeln ihr das Herz aus dem Leibe reissen wollten. Dieser Traum verstört mich so, daß ich mir nichts anders denken kann, als es schwebe meine geliebte Gemahlin in irgend einem Unglück, oder sey, was Gott verhüten wolle, gar schon gestorben.“

Der Herzog hatte keine Ruhe, bis er einen Diener nach Hause geschickt und durch diesen über das Wohlbefinden seiner Frau günstige Nachrichten eingezogen hatte. Während nun der Herzog zu Felde lag, ereignete es sich, daß Richard, der König in England, von einer abscheulichen Krankheit heimgesucht wurde, die zu einem

häßlichen Aussatz ward, und von der kein Arzt im ganzen Königreich ihn heilen konnte. Endlich ließ der elende König einen Juden rufen, dessen Kunst und Name im ganzen Lande sehr berühmt war. Diesem entdeckte er sein Anliegen, und bat ihn freundlich, allen seinen Fleiß anzuwenden, daß er von der entsetzlichen Plage befreit würde. Der Jude that dem Könige zu Liebe sein Bestes; dennoch wurde die Krankheit je länger, je ärger. Am Ende kam der Hebräer auf einen gräßlichen Gedanken, den der Satan selbst nicht teuflischer hätte ausdenken können. „Jetzt weiß ich ein kräftiges Mittel," sprach er zu dem Könige, „wenn anders Eure Majestät Herz genug haben, es zu gebrauchen." Der König, der in seinem verzweifelten Zustande sich nicht gescheut hätte, Gift zu schlucken, erwiederte dem Juden: „Du weißest, Hebräer, daß ich dir bisher in Allem gefolgt habe; zweifle nicht, daß, falls du einen guten Vorschlag hast, ich mich auch in diesen willig fügen werde." Da sprach der Schalksknecht: „Allergnädigster König! Wisset, daß ihr wieder zu eurer völligen Gesundheit gelangen könnet, sobald ihr euch entschliessen könnet, in dem Blute eines jungen Kindes zu baden. Ich betheure euch, daß nichts in der Welt so kräftig gegen die Fäulniß ist, die sich an eurem Leibe angesetzt hat, als das frische Blut eines neugeborenen Kindes. Nur muß man diesem äusserlichen Mittel mit einer Zugabe nachhelfen, die auch die innerliche Wurzel der Krankheit heilt. Es muß nämlich das Herz des Kindes dazukommen, welches Eure Majestät ganz warm

und roh, wie es aus dem Leibe genommen wird, essen und ganz aufzehren soll."

Ueber diesem Vorschlag kam den König ein Grausen an, aber aus Liebe zur Gesundheit und Hoffnung eines längeren Lebens, entschloß er sich endlich, das unnatürliche Mittel zu gebrauchen. Und um sich sein Gewissen frei zu machen, schloß er in seinem Sinne also: „Es muß dem gemeinen Wesen mehr an der Wohlfahrt eines Königes liegen, als an dem Leben eines kleinen Kindes in seinem Reiche. Darum thue ich nicht unrecht, wenn ich in meiner großen Noth zu dem verzweifelten Mittel greife, vor dem mir selber graut."

Wie der Jude merkte, daß der König bereit sey in Allem zu folgen, so sprach er weiter: „Mein König muß auch wissen, daß das Kind von hohem, ja fürstlichem Geblüte sein muß, dazu darf es auch noch nicht getauft seyn." Der König entsetzte sich abermals, wenn er bedachte, daß um seinetwillen ein unschuldiges Kind an Leib und Seele verderbt werden sollte, doch nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, sprach er die Worte: „Noth bricht Eisen; warum sollte sie nicht auch rechtfertigen können, was nicht ziemlich ist!"

Kaum war der Schluß des Königs gefaßt, so entzündete der böse Geist in dem Fürsten Gerhard, dem leiblichen Bruder des Herzogs Artus, Mißgunst, Neid und Haß, auch Begierde, seines Bruders Güter einst ungetheilt zu besitzen, so daß der Vorsatz in ihm reifte, an dem glücklichen Paare zum Verräther zu werden. Sobald er nämlich von dem schelmischen Vorschlage des

Juden Nachricht erhielt, verfügte er sich in Geheim zu dem Könige, und erklärte: weil es schwer wäre, ein fürstliches Kind zu finden, das ohne Geräusch und Widerstreben der Eltern hinweggenommen werden könnte, so sey er bereit, falls der König ihm die Sache anheimstellen wollte, allen Fleiß anzuwenden, ihm das Kind seines Bruders, das die Herzogin unter dem Herzen trage, ohne alles Aufsehen in die Hände zu spielen." Ueber dieses Anerbieten war der König hocherfreut, und gelobte dem Fürsten eine königliche Vergeltung, wenn er sein Versprechen ins Werk setzen könnte.

Gottes Langmuth läßt den Gottlosen zuweilen eine Zeitlang den Zügel ihrer Bosheit schießen, und die Prüfung der Unschuldigen auf Erden walten. Aufgemuntert durch das Versprechen des Königs beurlaubte sich der Fürst Gerhard ohne Säumen vom englischen Hofe, und fuhr über Meer nach der Bretagne, wo die Herzogin während der Abwesenheit ihres Gemahls Hof hielt und ihrer Niederkunft harrte. Hirlanda wurde durch die Ankunft ihres fürstlichen Schwagers aufrichtig erfreut, und erzeigte ihm alle Liebe und Freundlichkeit. Aeusserlich stellte sich auch der Fürst an, als wenn er ihr bester Freund wäre; aber im Herzen suchte er nach allen Mitteln und Wegen, sein böses Vorhaben auszuführen. Inmittelst kam die Zeit der Geburt heran, und man machte

alle Anstalten, das erstgeborne Herzogskind würdig zu empfangen. Der schlimme Gerhard aber suchte die Hebamme und die Säugamme auf seine Seite zu bringen, und theils mit schmeichlerischen Worten, theils mit reichen Geschenken zu bestechen. Damit aber Niemand Argwohn schöpfen möchte, so bat er sie öffentlich ohne Aufhören, der Herzogin in ihrem Wochenbette doch ja getreulich beizustehen und allen Fleiß anzuwenden, daß die Gefahr glücklich vorüber ginge. Nachdem er diese Beiden ganz gewonnen, und auch die vornehmsten Frauen der Herzogin durch die kühnsten Versprechungen auf seine Seite gebracht hatte, verlangte er nichts anderes von ihnen, als daß sie zur Zeit der Geburt aussprengen sollten, das Kind der Herzogin sey während der Geburtswehen gestorben. Die Amme sollte sich dann mit dem Kind in denjenigen Ort begeben, wo er es zu erziehen gesonnen wäre, und dieß um ganz besonders wichtiger Ursachen willen, die ihn nöthigten, das Kind der Mutter zu entwenden.

Die Stunde der Niederkunft war da, die Kindesnöthen dauerten einen ganzen Tag und einen guten Theil der folgenden Nacht, und waren so hart, daß man sehr fürchtete, die Mutter würde mit dem Kinde zu Grunde gehen. Endlich wurde das Kind geboren, die Herzogin aber von solchen Schmerzen befallen, daß sie eine gute Weile ohnmächtig dalag. Die boshaften Weiber, die der meineidige Gerhard bestochen hatte, bekamen also Zeit genug, mit dem Kind aus dem Schlosse zu fliehen und der See zuzueilen. Dort wartete ihrer ein

segelfertiges Rennschiff. Kaum aber waren sie mit gutem Geleite eingeschifft, als eine Menge bewaffneter Knechte daherkam, die von dem Fürsten Gerhard bestellt waren, und den neugebornen Prinzen nach England hinübertragen und, wie sie vorgaben, vor den Seeräubern beschützen sollten.

Während nun diese glücklich davon segelten, erschien der Engel des Herrn einem frommen Abte des Klosters Sankt Malo, mit Namen Bertrand, und brachte ihm den Befehl Gottes, alsbald einige Mannschaft zusammen zu bringen und nach dem Hafen Aleth zu schicken; dort sollten sie am Ufer einige Flüchtlinge anhalten, die ein fürstliches Kind, das noch nicht getauft sey, bei sich hätten. Dieses Kind sollte er taufen und erziehen lassen, die Säugamme aber so lange im Gefängnisse halten, bis Gott ihm neue Befehle zusenden würde.

Der Abt beeilte sich, dem Befehle Gottes zu gehorchen; er schickte Mannschaft nach dem Hafen, welche die Flüchtinge bei ihrer Landung überraschte, und die Kriegsknechte theils niedermachte, theils in der See ertränkte. Die Amme mit dem Kinde allein ward in Gewahrsam genommen und vor den Abt geführt. Auf seine Fragen gab sie lügenhafter Weise vor, als sie am Ufer des Meeres sich mit dem Kind ergangen, sey ein Trupp Seeräuber dahergekommen, habe das Kind seinen Eltern entwendet, sie selbst mit sich geschleppt, und ihr das Kleine zu erziehen gegeben. Das Söhnchen übrigens sey gemeiner Eltern Kind. Der Abt strafte mit ernsten Worten die Falschheit des lügnerischen Weibes, und be-

wies ihr aus der kostbaren Seide, in welche das Kind eingewickelt war, daß es nicht nur kein gemeines Kind seyn könne, sondern daß es Fürsten zu Eltern haben müsse. Hierauf warf er die boshafte Amme ins Gefängniß, ließ das Kind taufen, und gab ihm seinen eigenen Namen Bertrand. Er selbst und seine Schwester huben das Kind aus der Taufe, und die letztere, der vor wenigen Tagen ihr Töchterlein von der Brust weg gestorben war, nährte das Findelkind mit ihrer eigenen Milch.

Nachdem der junge Bertrand durch Gottes wunderbare Schickung dem Messer des Schlächters entzogen und in Sicherheit gebracht ist, wenden wir uns wieder zu der betrogenen Wöchnerin, der armen Herzogin Hirlanda. Sobald diese nach der Geburt von ihrer schweren Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, fragte sie zuerst nach ihrem lieben Kinde, und begehrte zu sehen, was sie geboren hätte. Sogleich sagte eine der bestochenen Frauen seufzend zu ihr: „Ach, durchlauchtigste Frau, wollet doch nicht begehren eure Leibesfrucht mit Augen zu sehen, denn sie ist so gestaltet, daß sie euch mehr Schrecken als Trost verursachen würde.“ Hierüber wurde die kranke Mutter sehr bestürzt, doch siegte in ihr die Begierde, ihr Kind zu sehen. „Es liegt nichts daran, sagte sie, wie es gestaltet sey; ich will, daß

man mir das Kind zeige!" Da sprach die Lügnerin weiter: „Lasset doch euren verderblichen Vorwitz fahren, gnädige Herzogin, denn ihr habt gar kein natürliches Kind geboren, es hatte keinen wohlformirten Leib, sondern war nur ein Klumpen Fleisch, und kaum hatte es einige Zeichen des Lebens gegeben, so ist es alsbald gestorben." Die Herzogin ließ sich noch nicht beruhigen; sie sprach unter bitteren Zähren: „So sage nur, liebe Tochter, ob doch das arme Kind getauft worden ist, und wohin man seinen Leichnam gebracht hat?" Das böse Weib antwortete: „Wie sollte man eine Furcht taufen dürfen, die keine menschliche Gestalt an sich hat? Man hat es ohne Taufe unter die Erde gescharrt!"

Diese Worte durchstachen das Herz der betrübten Hirlanda, und man glaubte, sie würde sich vertrauern, und bei lebendigem Leibe dahin sterben. Sie klagte Gott ihren Jammer so schmerzlich und beweinte ihr Kind so kläglich, daß selbst die feindlichen Herzen der Weiber zum Mitleiden bewegt und zur Vergießung von Thränen getrieben wurden. Aber ihr großes Herzeleid wurde von Tag zu Tag vermehrt durch ihren falschen Schwager. Dieser gottvergessene Mensch redete die bedrängte Frau mit vielen Schmähworten an, nannte sie eine Mörderin ihres Kindes, und behauptete, die Mißgeburt müsse eine Frucht des Ehebruchs oder noch größerer Gräuel seyn. So mußte sich die bedrängte Fürstin in ihrem eigenen Palaste, während sie ohnedem in der tiefsten Betrübniß war, ihr unschuldiges Herz von einem Böswicht zerfleischen lassen, der auf nichts an-

-deres dachte, als wie er sie unter die Erde bringen könnte.

Unter dem Frauenzimmer der Herzogin befand sich ein Edelfräulein, auf welches sie immer ein besonderes Vertrauen gesetzt hatte; aber eben die war es, welche zu ihrem Unglück am meisten helfen sollte. Denn auch diese hatte der trügerische Gerhard mit Geld bestochen und durch schmeichelnde Liebkosungen auf seine Seite gebracht. Auf seine Anstiftung ängstete sie ihre gnädige Frau unaufhörlich, hinterbrachte ihr, wie schlimm ihre Sache stehe, und wie sie in gewisser Lebensgefahr schwebe. So ging sie einsmal zu ihr und sprach mit erheuchelter großer Betrübniß: „Ach, Herrin, wie wird es euch ergehen! Was hat der Himmel in seinem Zorne mit euch vor! Wie wollet ihr der großen Gefahr, in der ihr schwebet, entfliehen?“ Die Fürstin wurde bei diesen Worten so niedergeschlagen, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Doch trieb sie die große Angst zu Fragen, was diese Worte bedeuten sollten. Das lose Fräulein holte einen tiefen Seufzer, und sprach: „Unglückseligste Frau, laßt euch anvertrauen, was ich mit List aus dem Fürsten, eurem falschen Schwager, herausgelockt habe. Wisset, daß dieser euch fälschlich angeklagt hat, euer Kind sey die Frucht eines unaussprechlichen Greuels. Und deßwegen hat er den bestimmten Befehl von dem Herzog erhalten, euch heimlich hinrichten zu lassen, bevor er selbst wieder zurückkäme. Auf diese Rede kam die Herzogin eine tödtliche Angst an und sie ward von ihren Sinnen verlas-

sen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, sprach sie schluchzend und wehklagend zu dem Fräulein: „Mein liebes Kind, ihr wisset, wie ich euch immer vertraut habe; darum rathet mir auch in dieser fürchterlichen Noth, wo ich mir selbst vor Schrecken nicht zu rathen weiß.“ — „Liebe Frau,“ antwortete die Falsche, „ich weiß euch keinen bessern Rath, als daß ihr euch heimlich auf die Flucht begebet; denn seyd gewiß, wenn ihr dieses nicht thut, so müßt ihr schon in der folgenden Nacht sterben.“

Die Herzogin fand keinen besseren Rath, nahm von Kostbarkeiten zu sich, was sie konnte, und verließ mit anbrechender Nacht heimlich das Schloß. Die erste Nacht blieb sie unter großer Angst in einem dunkeln Walde liegen; vor Tag stand sie wieder auf, und floh so weiter Tage und Nächte durch lauter Heiden und unbewohnte Gegenden. Endlich nach langem Umherirren kam sie auf einen Edelsitz, der ihr gänzlich unbekannt war. Hier hoffte sie sicher zu seyn, und trug den Bewohnern als eine arme Magd ihre Dienste an; sie wurde aber zu nichts Anderem genommen, als den Tag über das Vieh zu hüten und des Abends den Viehmägden zu helfen. Diesen verächtlichen Dienst nahm sie demüthig an, und war in demselben getrosteren Muthes als in ihren frühern fürstlichen Ehren. Nur wenn sie manchmal des Tages ganz einsam im offenen Walde war, weinte sie über ihr unaussprechliches Unglück mit so viel heißen Zähren, daß ihre Kleider ganz naß wurden. Dennoch sagte sie dem gnädigen Gott herzli-

chen Dank, daß er sie der schnöden Welt so wunderbar entrückt und sie in diesen niedrigen Stand versetzt habe, in welchem sie ihm wohlgefälliger dienen, und für ihr Seelenheil besser besorgt seyn könne. Vielmals kniete sie unter den grünen Bäumen, erhob Herz und Augen gen Himmel und betete mit tiefer Inbrunst. So führte sie mitten im Elend ein frommes und gottseliges Leben und nahm an allen Tugenden zu, Andern, wenn sie es hätten anblicken können, zu einem erwecklichen Muster.

Sobald Hirlanda das Schloß verlassen hatte, sprang dem falschen Gerhard das Herz vor Freuden auf. Ihre unbesonnene Flucht schien ihm eine kräftige Anklage wider ihre Unschuld an die Hand zu geben. Es war ihm tausendmal lieber, daß die Fürstin noch am Leben war, als wenn sie gestorben wäre: so durfte ja sein Bruder nicht mehr heirathen, und er hoffte unfehlbar das Herzogthum zu erben. Damit jedoch sein Bruder keinen Argwohn gegen ihn schöpfen möchte, als hätte er dessen Gemahlin durch böse Ränke vertrieben, so stellte sich der arglistige Fuchs, als wäre er über die Flucht seiner Schwägerin trostlos, und klagte vor allen Hofbedienten schmerzlich über ihre Entfernung; auch ließ er im ganzen Schlosse fleißig suchen und fragen, ob sie nicht irgendwo erforscht werden möchte, und schickte zu Roß und zu Fuße Leute aus, wenn sie einer

treffen könnte, unter Versprechung großer Belohnungen. Diese Boten kamen begreiflich alle unverrichteter Dinge wieder zurück, und jetzt befahl er dem obersten Hofmeister das ganze Hauswesen, und verfügte sich persönlich in's Feldlager des Königs zu seinem Bruder, um mündlichen Bericht über den ganzen Verlauf der Sache abzustatten.

Als er nun nach langer Reise bei dem Herzog angekommen war, stellte er sich so traurig, als könnte er alle Tage seines Lebens nicht mehr fröhlich werden. Sein Bruder erschrack über diese verstellte Traurigkeit sehr und fragte ihn eifrig darüber aus, was doch dieselbe zu bedeuten hätte. Hierauf sprach der Schalk: „Herzliebster Bruder, ich bringe dir eine so schlechte Zeitung, daß ich sie dir lieber verschweigen als mittheilen möchte!“ In vollem Schrecken fragte der Herzog: „Ist doch nicht meine Hirlanda gestorben?“ — „Wollte Gott, sie wäre gestorben,“ erwiederte Gerhard mit gesenktem Haupte; „dann wäre das Leid noch zu verschmerzen. Nun aber sollst du wissen, daß sie in ihrem letzten Wochenbette eine solche Mißgeburt geboren hat, daß ihre Weiber sie auf der Stelle begraben mußten, und einhellig sagten, eine solche scheußliche Frucht könne von keinem Menschen herrühren. Als die Sünderin merkte, daß der Greuel an den Tag kommen würde, hat sie bei Nacht ihr Heil in der Flucht gesucht; und wiewohl ich zu Roß und zu Fuß Leute nach ihr ausgesandt, habe ich doch keine Spur vor ihr entdecken können.“

Wer wollte beschreiben, welche Wirkungen diese Bot-

schaft in dem Gemüthe des Herzogs verursacht habe. Auf die erste Bestürzung folgte in seinem leichtgläubigen Herzen eine grausame Erbitterung über die Missethat seiner Gemahlin. Die Wuth wurde bei ihm immer heftiger und raubte ihm zuletzt alle Besinnung. Er machte seinem Feldzug ein kurzes Ende, und eilte mit Gerhard im vollen Grimme nach Haus. Dort durchforschte und befragte er alle Vornehmen seines Hofes, was sich, so lange er von der Heimath ferne gewesen, mit Hirlanda zugetragen habe. Weil aber Alle von dem Fürsten Gerhard mit Geld bestochen waren, so stimmten sie meisterlich in seine Lügen ein. Dadurch wurde der Herzog in seinem falschen Wahne bekräftigt, und verschwur sich hoch und theuer, wo er Hirlanda auskundschaftete, wollte er ihrer nicht schonen, sondern sie ums Leben bringen. Nachdem auf diese Weise der boshafte Gerhard sein schlechtes Vorhaben nach Wunsche ausgerichtet hatte, nahm er Abschied von seinem Bruder, und verfügte sich wieder nach England. Dort hoffte er den versprochenen Lohn in Empfang zu nehmen; denn er dachte nichts anders, als daß Hirlanda's Sohn dem Könige ausgeliefert und geschlachtet worden sey. Wie er aber dort angekommen war, mußte er wider all sein Verhoffen erfahren, daß kein Kind in England angekommen sey, sondern daß dasselbe noch an der bretagnischen Küste zu Aleth von gewaffneter Mannschaft aufgefangen worden. So hatte es ein Bootsknecht, der mit dem Kinde auf dem Schiffe gewesen, und durch die Flucht sich gerettet, zu London erzählt. Dieß brachte den Bösewicht ganz aus der Fas-

sung; er getraute sich nicht, bei dem Könige sich anmelden zu lassen, sondern floh zurück auf seinen Herrensitz, und hier quälten ihn immer schwere Gedanken und Sorgen, was sich wohl mit dem Kinde zugetragen haben möchte, und daß es, großgewachsen, sich dereinst wohl an ihm rächen könnte.

Sieben ganze Jahre waren verflossen. Herzog Artus hatte als ein Wittwer gelebt, und zuerst die Falschheit seines ungetreuen Weibes, später aber seine eigene Unbesonnenheit angeklagt, denn es stiegen ihm von Zeit zu Zeit Zweifel gegen die Ehrlichkeit seines Bruders auf, und er konnte über nichts mehr in der Welt eine rechte Freude empfinden. Da trug es sich zu, daß eine große Schaar benachbarter Edelleute bei ihm um die Erlaubniß anhielten, eine Wallfahrt nach dem Sankt Michaelsberg anzustellen, welcher Berg weit im Süden an der Gränze von Frankreich und Spanien liegt, und durch großen Zulauf vielen Volkes verherrlicht wird. Der Herzog erlaubte es, und die große Wallfahrt ging von Statten. Nachdem nun die Edelleute ihre Andacht bei dem heil. Michael verrichtet hatten, nahm einer von den Vornehmsten, Herr d'Olive genannt, Abschied von der Gesellschaft, um eine Verwandte, welche weiter hineinwärts nach der Normandie zu wohnte, zu besuchen. Nach langer Reise kam er an das gewünschte Schloß.

das in einer tiefen Wildniß lag. Hier fand er auf einer Trift eine Hirtin bei den Kühen, die er anfangs nicht erkannte. Sie sah wohl feiner aus, als sonst Bauernweiber, aber ihre Schönheit war ganz verblichen. Als sie jedoch auf seine Bitte ihre Heerde ließ, ihn, der irre gegangen war, auf den rechten Pfad geleitete und unterwegs mit ihm in ein Gespräch gerieth, da erkannte er sie an der Sprache, und argwohnte alsbald, es möchte die flüchtige Herzogin Hirlanda von Bretagne seyn. Als er nun von seiner Verwandtin auf dem Schlosse freundlichst empfangen und zu Abend herrlich bewirthet worden war, erblickte er zufällig unter den Dienstmägden abermals jene Hirtin, welche in dem Speisezimmer irgend etwas zu verrichten hatte. Er faßte sie aufmerksam ins Auge, erinnerte sich ihrer früheren Gestalt, und erkannte endlich mit Sicherheit, daß es Hirlanda sey. Er fragte darauf die Frau des Hauses, welche neben ihm am Mahle saß, was das für eine Magd sey und woher sie dieselbe erhalten habe. Diese antwortete: „Woher sie sey, kann ich euch nicht sagen; ich weiß nur, daß sie vor sieben Jahren irrend auf mein Schloß gekommen ist, und um einen Dienst bei mir angehalten hat. So habe ich sie als ein verlassenes, armes Weibsbild zu mir genommen, und ihr das Vieh zu hüten aufgetragen.“ Der Ritter erstaunte und sprach: „Liebe Base, glaubet mir, daß diese Magd niemand anderes ist, als die Herzogin Hirlanda von Bretagne, die ihren Adel unter diesen schlechten Kleidern verbirgt!“ Die Edelfrau ward bei diesen Worten ganz nachdenklich, und gestand endlich,

daß diese ihre Magd ihr oft seltsam vorgekommen sey, und daß sie ihr oft an Sitten und Geberden abgemerkt, daß sie kein Bauersmagd, sondern edleren Standes sey."

Nach gehaltenem Mahle, als die Gäste voneinander gingen, berief die Edelfrau in Beiseyn des Herrn d'Olive jene Magd auf ihr Zimmer, und forschte aus ihr, wer sie sey und von wannen sie auf das Schloß gekommen. Hirlanda, die nicht erkannt seyn wollte, erzählte darauf: „Sie sey eines Bauern Tochter, und wegen Armuth von ihrem Dorfe hinweggelaufen, um einen Dienst zu suchen." Der Bretagner aber sprach: „Frau, eure Gestalt und Gebärde zeigt etwas ganz Anderes an; und wenn ich irgend meinen Augen trauen darf, so sage ich, daß ihr der Herzogin von Bretagne ganz ähnlich sehet!" Als Hirlanda diesen Namen nennen hörte, wurde sie ganz schamroth und wußte kein einziges Wort zu erwiedern. Um so ernstlicher drang der Edelmann in sie; er wollte es erzwingen, daß sie die aufrichtige Wahrheit bekennen sollte. Endlich kam er so weit, daß Hirlanda nach vielen Ausreden in ihren eigenen Reden gefangen wurde, und nicht umhin konnte, sich ihm zu erkennen zu geben. Auf dieses Bekenntniß wollten sowohl die Edelfrau als der Ritter ihr zu Füßen fallen, und ihr die tiefste Ehrerbietung beweisen. Die Herzogin gestattete es aber nicht, sondern bat inständig, sie doch ja nicht zu verrathen. Dann erzählte sie den Beiden ihre ganze Geschichte, und überzeugte sie von ihrer Unschuld.

Als der Ritter d'Olive dieses vernommen, erbot

er sich auf der Stelle, sie nach ihrem Schloß in Bretagne zurückzubringen und mit ihrem herzoglichen Gemahl zu versöhnen. Die demüthige Fürstin bat ihn jedoch inständig, ihr Geschick nicht zu offenbaren, sondern sie in ihrem niedrigen Stande bis ans Ende verharren zu lassen. So machte er sich allein auf die Reise, doch mit dem festen Entschluß, seinem Herrn dem Herzog, sobald er könnte, die frohe Botschaft mitzutheilen. Dazu zeigte sich auch bald günstige Gelegenheit auf einer Jagd, die der Herzog veranstaltet hatte. Da stellte der Edelmann, der neben ihm ritt, dem Herzoge vor, wie glücklich er sey; denn er besitze Alles, was er auf Erden nur wünschen möge. Der Herzog dagegen sagte: Nichts von Allem, was er besitze, sey vermögend ihn zu vergnügen, da er in der Ehe so unglücklich gewesen sey und keinen Erben seines Gutes hinterlassen würde. „Wie aber," fiel da der Ritter ein, „wenn eure heimlich von euch betrauerte, und sehnlich vermißte Hirlanda noch am Leben wäre? Wolltet ihr, Durchlauchtiger Herzog, euch auch alsdann nicht mehr glücklich preisen?" — „Ja freylich," sprach der Fürst, „dann wüßte ich nicht, was mir auf Erden zu wünschen übrig bliebe. Und wenn mir sie einer lebendig in die Arme führen wollte, ich weiß nicht, wie ich mich ihm dankbar genug zeigen könnte!" Als der Edelmann diese Worte hörte, wollte er nicht länger verziehen, sondern fing an, dem Herzog Alles, was sich zwischen ihm und Hirlanda zugetragen, zu erzählen: wie er sie in gemeiner Bauerntracht, das Vieh hütend, angetroffen, und an nichts als an ihrer

Sprache erkannt habe, und wie er so lange in sie gedrungen, bis sie ihm endlich bekennen mußte, daß sie die unglückliche Hirlanda sey.

Ueber diese unerwartete Botschaft wurde das Herz des Herzogs mit Leid und Freude so ganz angefüllt, daß ihm süße und bittere Zähren mit Macht aus den Augen hervordrangen. Er beschenkte den Edelmann fürstlich, und hieß ihn sich aufs geschwindeste aufmachen und seine vielgeliebte Hirlanda abholen. Pferd und Wagen, Diener und Geld wurden zu seiner Verfügung gestellt; nirgends auf dem Wege sollte er sich aufhalten, sondern sobald als möglich die Ersehnte ihrem Gemahl in die Arme führen. Eilends machte sich der Ritter d'Olive auf den Weg und in wenigen Tagen war er auf dem Schlosse der Normandie, begrüßte seine Verwandte, richtete der Herzogin den Auftrag ihres reumüthigen Gemahls aus, und brachte durch dringende Vorstellungen die frohe und erschrockene Fürstin so weit, daß sie sich entschloß, nach der Bretagne zurückzukehren. In dem Edelsitze wurde es indessen unter allen Bewohnern ruchbar, daß die arme Hirtin, die sieben Jahre lang das Vieh gehütet, eine gewaltige Herzogsfrau sey, und Alles eilte herbei, ihr die tiefste Verehrung zu bezeigen und nachzuholen, was bisher an Ehrerbietung versäumt worden war. Dieß that besonders die adelige

Besitzerin des Schlosses, die sich zwar glücklich pries, eine so hohe Fürstin so lange beherbergt, aber auch höchst unglücklich achtete, sie nicht eher erkannt und besser bewirthet zu haben. Aber Hirlanda dankte ihr, als wenn sie das Beste bei ihr genossen hätte, und nahm unter vielen Thränen einen wehmüthigen Abschied.

Sobald der Herzog vernommen, daß seine sehnlich erwartete Gemahlin nur noch eine Tagreise von seinem Schloß entfernt sey, kam er ihr mit allem seinem Adel und seiner ganzen Dienerschaft entgegen, um sie mit möglichster Ehre und Liebe zu empfangen und heimzuführen. Sobald er an den Wagen kam, in welchem sie saß, fiel er ihr mit großer Inbrunst um den Hals, und Liebe und Leid schloß ihm den Mund, so daß er kein Wort mit ihr reden konnte. Ebenso erging es der Herzogin, als sie denjenigen wieder sah, dessen Abwesenheit ihr so viele tausend Zähren ausgetrieben hatte. Lange lagen sie in dem süßen Umfangen sprachlos, bis ihre stummen Zungen endlich wieder gelöst wurden, und sie einander aufs freundlichste willkommen hießen. Der Herzog bat sie wohl tausendmal um Verzeihung, wenn er sie auf irgend eine Weise erzürnt hätte, wiewohl seine Schuld an ihrem Unheil keine andere war, als daß er seinem falschen Bruder so leicht geglaubt hatte. Aber auch Hirlanda bat ihren Gemahl demüthig um Vergebung, daß sie ihn durch ihre unbesonnene Flucht betrübt hätte, wiewohl sie dieß aus keiner andern Ursache gethan, als aus Furcht vor dem ihr angedrohten Tode. Und wie sie nun zusammen in dem Wagen heim=

fuhren, da erzählte die Herzogin, was sich mit ihr in den sieben Jahren zugetragen. Durch diese Erwähnung ihres ausgestandenen Elendes bewegte sie ihren Ehegemahl zu so wahrem Mitleiden, daß er sich anließ, als wenn er nimmer zu trösten wäre.

Als sie in die Hofburg und Hauptstadt des Landes kamen, zog ihnen der ganze Rath und alle Bürgerschaft entgegen, und empfing die edle Fürstin, als wenn sie von den Todten erstanden wäre. Was zur Freudebezeugung Festliches angestellt werden konnte, wurde nicht gespart, und der Tag der glücklichen Wiedervereinigung schien viel fröhlicher zu seyn, als der erste Tag des herzoglichen Beilagers gewesen war.

II.

Wenn die Sonne am hellsten scheint, pflegen erfahrene Seeleute am ersten einen Sturm zu befürchten. So sind alle menschlichen Dinge der Veränderlichkeit unterworfen, und oft, wenn man meint, dem Glück im Schooße zu sitzen, kommt unvermuthet wieder ein neues Ungewitter, das uns in den vorigen Abgrund, ja in einen noch weit größeren zurückwirft. Hirlanda hat dieß erfahren. Denn während noch alles in Lust und Freuden lebte, und wegen Wiederkunft der verlorenen Landesmutter jubelte; siehe, da schmiedete der gottlose Gerhard neue Anschläge, die Unschuld zu stürzen;

denn es war ihm, als müßte er vor Zorn und Grimm wüthend werden, als er hörte, daß seine Schwägerin wieder heim gekommen sey. Er war damals, als Hirlanda in der Bretagne anlangte, nicht im Lande. Damit nun niemand seinen Widerwillen merken sollte, schickte er schleunig einen von seinen Hofjunkern ab, welcher seiner Schwägerin versichern sollte, wenn er nicht bettlägerig wäre, so würde er selbst gekommen seyn, ihr wegen ihrer Wiederkunft Glück zu wünschen. Der Herzog und seine Gemahlin empfingen den Abgesandten auf's freundlichste, und ließen mit keinem Worte ihren Widerwillen gegen den tückischen Gerhard merken. Dieß veranlaßte den Falschen, daß er hernachmals einen ganz freundlichen Brief an die Herzogin schrieb, in welchem er bei Himmel und Erde betheuerte, daß ihre Wiederkehr niemanden mehr zu Herzen gehen könne, als ihm. Auch schwur er sieben schwere Eide, daß er an ihrem früheren Unheil keine Schuld habe: vielmehr sey die Säugamme, die gleich nach der Geburt heimlich mit dem Kinde davon geflohen war, die erste Anstifterin jenes Unglücks gewesen. Kurz, er wußte so natürlich zu lügen, so freundlich zu schmeicheln, daß der Herzog und die Herzogin seinen Worten glaubten, und ihn wieder an den Hof beriefen. So kam der falsche Judas wieder heim und wurde mit besonders großen Freuden empfangen. Er stellte sich auch äußerlich an, als wenn er ein wahres, brüderliches Herz hätte; innerlich ging er mit keinem andern Gedanken um, als wie er neues Unheil anstiften könnte.

Unterdessen lebten die beiden neuen Eheleute in solcher Herzlichkeit zusammen, daß es schien, ihr Glück könne hinfort durch kein Leid mehr unterbrochen werden. Was der Herzog seiner geliebten Hirlanda Freundliches erweisen konnte, that er um so beflissener, jemehr er die Pflicht erkannte, ihr das siebenjährige Elend durch Beweise seiner innigen Liebe zu vergüten. Auch war da nichts, was die fromme Fürstin ferner betrübte, als allein, daß ihr in den ersten Jahren des neuen Zusammenseyns kein Erbe geschenkt wurde; und das erste Kind, das sie so zu Schmerzen geboren, konnte sie nicht vergessen. Im Uebrigen stand alles am Hofe wohl, und Jedermann bemühte sich, der lieben Gebieterin nach Schuldigkeit dienstbar zu seyn. Auch der Fürst Gerhard ließ es seinerseits an nichts fehlen, was ihm den Ruhm eines bescheidenen Bruders und den Namen eines getreuen Freundes verschaffen konnte, so daß jene beiden durch seine List hintergangen, nichts als Gutes von ihm glaubten, und seines begangenen Unrechts ganz vergaßen.

Sieben Jahre hatte die erneute, glückliche Ehe gedauert; zu Ende dieser Zeit wurde die Herzogin Hirlanda mit einem Mägdlein gesegnet. Als nun der falsche Gerhard sah, daß durch die Geburt dieser Erbin der Anspruch auf seines Bruders Erbschaft ihm wieder

aus den Händen schlüpfte, so dachte er darauf, durch falsche Klagen seinen Bruder aufs Neue gegen die Herzogin aufzubringen. Als daher am Tage der Niederkunft seiner Gemahlin der Herzog in dem Schloßgarten sich erging und mit einiger Schwermuth darüber brütete, daß die Herzogin keinen männlichen Erben zur Welt gebracht hatte, trat der Bösewicht allein zu ihm und stellte sich, als ob des Bruders Kummer ihm sehr zu Herzen ginge. Dann wünschte er ihm Glück zu der gebornen Herzogstochter, weil er nun doch eine Erbin seiner Güter habe, worauf er so lange geharrt hätte. Der Herzog aber sprach: „Du hast keine Ursache, Bruder, mir Glück zu wünschen und dich mit mir zu erfreuen; Hirlanda hat mir eine Tochter geboren, und ich hatte nach einem Sohne geseufzt.“ Auf diese Antwort hatte Gerhard gewartet; mit Begierde griff er nach der Gelegenheit, die Herzogin ihrem Gemahle verhaßt zu machen. Darum sprach er weiter: „Es steht freilich nicht in unserer Gewalt, Erben ganz nach unserem Wunsche zu erwerben. Doch meine ich, an der Geburt dieser unverlangten Tochter sey Hirlanda zum großen Theile selbst schuld. Durch übermäßige Buße und übertriebenes Fasten hat sie die Gesundheit ihres Leibes so geschwächt, daß sie für immer untauglich werden wird, einen männlichen kräftigen Erben zu gebären!“ Dieß und Anderes sagte Gerhard zu seinem Bruder und versenkte ihn in immer tiefere Schwermuth.

Einige Tage nachher, als er merkte, daß sein Bruder in der Kaltsinnigkeit nicht nachließ, machte er bei

seiner Schwägerin unter dem Scheine der Freundschaft einen Besuch, und nachdem er ihr ingeheim geoffenbaret hatte, warum ihr Gemahl sich nicht mehr so freundlich gegen sie erzeige, gab er ihr den Rath, durch größere Zärtlichkeit das Herz des Herzogs zu gewinnen. Warum er ihr dieses rieth, wird sich bald zeigen. Die unschuldige Fürstin befolgte den scheinbar gutgemeinten Rath; der Herzog aber, von Natur wild und mißtrauisch, wurde hierdurch nicht nur nicht zur Freundlichkeit bewegt, sondern fing auch an zu argwohnen, ob nicht unter dieser Liebkosung irgend ein Trug verborgen seyn könnte. Der böse Gerhard, welcher seinen Bruder in diesem Argwohn bestärken wollte, ließ nun durch einen Vertrauten ein kleines Briefchen schreiben und es dem Herzoge zu Tisch unter sein Handtuch legen. Es waren folgende Zeilen:

Trau nicht, o Fürst, des Weibes List,
Das gegen dich so freundlich ist!

Diese wenigen Worte machten den Herzog so verstört, daß er von demselbigen Tag an nie mehr ein freundliches Wort zu der Fürstin redete. Ja, so oft er ihr begegnete, that er ihr mit spitzigen Worten wehe, oder erwies ihr mit spöttischen Geberden eine Unehre. Der armen Hirlanda machte dieß so bittere Schmerzen, daß sie in Thränen zerfloß und Niemand sie zu trösten vermochte.

Der ehrvergessene Gerhard aber, der das ganze Spiel angefangen hatte, gedachte nicht eher davon abzulassen, als bis er die Herzogin um Ruf und Gut, ja um Leib und Leben gebracht hätte. Es wohnte in der Nähe ein

Edelmann, der wegen seiner Verworfenheit von allen Menschen gefürchtet und gehaßt wurde, selbst aber so vermessen war, daß er Niemand fürchtete, und alle Ungerechtigkeiten ohne die mindeste Scheu beging. Zu diesem gottlosen Menschen begab sich Gerhard, und versprach ihm eine große Belohnung, wenn er ihm in einer gewissen Sache dienen wollte. Der Edelmann zeigte sich sogleich bereit; nur begehrte er zu wissen, worin er ihm einen Gefallen erweisen könnte. Da sagte ihm der tückische Gerhard, daß sein Bruder, der Herzog, sehr zornig auf seine Gemahlin sey, weil sie ihm keinen Erben geboren habe; von ihm, dem Edelmann nun, verlange er, daß er den Zorn seines Bruders noch mehr erhitzen und ihm einflüstern solle, daß die Tochter, welche Hirlanda dem Herzog geboren, eine Frucht der Treulosigkeit sey, und daß der Ritter d'Olive, welcher die Herzogin zuerst auf der normannischen Viehtrift entdeckt habe, und eine schändliche Neigung zu der Fürstin trage, von dieser ehebrecherischer Weise begünstigt worden sey." Dieser Vorschlag gefiel dem schlechten Mann außerordentlich wohl; sobald es daher Gelegenheit gab, verfügte er sich zu dem Herzog und redete ihn also an: „Gnädigster Fürst und Herr! Stets war ich von einem besondern Eifer beseelt, für das hohe Ansehen Euer Durchlaucht, meines Landesfürsten, mich zu wehren; so werde ich auch jetzt von meinem Gewissen getrieben, meinem Herrn eine Sache, die seine Person betrifft, vertraulich zu offenbaren. Und wenn euer Durchlaucht das, wovon ich sichere Kenntniß habe, sich anzuhören ent-

schließen können, so werde ich nichts vorbringen, wofür ich nicht mein eigenes Leben verpfänden könnte. Ich kann mir freylich kaum denken, daß nicht auch meinem gnädigsten Herrn etwas von der Sage zu Ohren gekommen seyn sollte, die sich ganz öffentlich über den genauen Umgang verbreitet, welchen der Ritter d'Olive mit der Herzogin pflegt. Denn dieser Edelmann ist unabläßig bemüht, sie in Unehre zu stürzen. Schon so lange mein Herr abwesend war, ist er nicht von ihrer Seite gekommen, und wenn er sich nicht füglich zu ihr begeben konnte, so hat er sie durch eine seiner Freundinnen in sein eigenes Haus gelockt. Ist es ein Wunder, wenn Jedermann die neugeborene Tochter der Fürstin mit verdächtigem Auge betrachtet? Glaubet mir, gnädigster Herr, ich würde von allem Diesem nicht sprechen, wenn ich nicht mit Augen gesehen hätte, was für verbotene Händel jene beiden miteinander getrieben haben!"

Ueber diese Mittheilung wurde der Herzog so entrüstet, daß er sich vor Zorn kaum zu fassen wußte. Er glaubte festiglich, alles dieses müsse wahr seyn, weil der ruchlose Edelmann erklärt hatte, er wolle Gut und Blut an die Vertheidigung seiner Wahrheit setzen. So befahl er denn voll Ingrimm, man sollte der Herzogin ihr Kind nehmen und an einem entlegenen Ort einer fremden Säugamme geben. Die tugendhafte Fürstin war auf ihrem Zimmer, und hielt ihr liebes Töchterlein auf den Armen, als unversehens eine Rotte grober Kriegsknechte hereintrat, welche mit frechen Worten die Herzogin anfuhren: Sie sollte ihren Bastard aus den Hän-

den geben. Bei dieser schimpflichen Anrede erschrack die Fürstin in tiefster Seele, und rief Gott und Menschen zu Zeugen des Unrechts, das ihr geschehe. Aber die ruchlosen Menschen hörten auf ihre Klage nicht, sondern rissen ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen, und verließen das Zimmer mit Lärmen und Gespötte. Die Fürstin jammerte so herzzerreißend, daß es auch hätte wilde Thiere erbarmen sollen; doch konnte sie mit allem ihrem Weinen es nicht so weit bei ihrem Ehegemahl bringen, daß er ihr auch nur gestattet hätte, sich persönlich vor ihm zu entschuldigen. Ja sein Zorn wurde so groß, daß er eben jenen Kriegsknechten befahl, die Ehebrecherin zu fahen, und in ein schimpfliches Gefängniß zu werfen.

Wie war doch der gütige Gott so streng gegen diese unschuldige Seele, und wie hart suchte sein Zorn sie heim! Sie hatte sich alle Tage ihres Lebens beflissen, ihm zu gefallen und zu dienen; und doch schien ihrer keine andere Vergeltung zu warten als Noth und Tod. Mit Schimpf vom Hofe ausgestoßen, mußte sie wie ein ehrloses Geschöpf sich in einen finstern Kerker einsperren lassen. Ihre Feinde sprengten indessen unter allem Volke aus, als wenn sie eine gemeine Verbrecherin wäre, deren jahrelang getriebene Schande jetzt endlich aufgedeckt worden sey. Inzwischen berathschlagte der verblendete

Herzog mit den Seinigen, welchen Todes er sie sterben lassen sollte, denn er nahm sie für überwiesen und überführt an. Und endlich wurde beschlossen, daß sie lebendig auf offenem Marktplatze verbrannt werden sollte; es sey denn, daß sich ein Ritter ihrer annehmen, und mit dem Edelmann, ihrem Ankläger, in ehrlichem Kampf um sie streiten wollte. Dieses wurde nach dem Brauche jener alten Zeit in dem ganzen Lande verkündigt, und ein Tag anberaumt, an welchem auf dem Kampfplatze erscheinen sollte, wer Lust hätte, sich der schwer veklagten Herzogin anzunehmen. Aber da war Niemand im ganzen Lande, der sich gegen den boshaften Edelmann zu wagen getraute, weil er wegen seiner Grausamkeit von allen verabscheut und noch mehr gefürchtet war.

Aber der gerechte Gott sah die Zähren der unschuldigen Gefangenen, und in seinem Rathe war ihre Rettung von Anbeginn beschlossen. Und jetzt erschien sein Engel wieder dem frommen Abte Bertrand zu St. Malo, offenbarte ihm, was der Mutter seines Pathen bevorstand und befahl ihm, den jungen Bertrand wohl auszustatten, und mit ihm und der gefangenen Säugamme, so wie mit des Abtes Schwester und ihrem Manne, die des Knaben Pflegeltern waren, vor dem Herzog von Bretagne auf einen bestimmten Tag zu erscheinen. Der Knabe solle sich vor seinem Gegenpart nicht fürchten, sondern herzhaft auf den falschen Ankläger losgehen und seine unschuldige Mutter erretten.

Sobald es Tag geworden, erzählte der Prälat seinem Pathen die Erscheinung, worüber beide neben großer

Freude bitteres Herzeleid empfanden. Sie wußten jetzt, daß der junge Bertrand ein geborener Herzog sey, aber es machte ihnen auch großen Jammer, daß seine Mutter so unverschuldete Schande und Noth zu dulden habe. Um so eifriger rüsteten sie sich zu dem bevorstehenden Kampfe, und befahlen die Herzogin dem Beschirmer der Unschuld in ihren Gebeten.

Allgemach kam der bestimmte Tag herbei, und in der Bretagne fand sich Niemand, der sich gemeldet hatte, für die Herzogin zu kämpfen. Den Abend zuvor schickten daher die Richter ein altes Weib, das bisher der Gefangenen aufgewartet hatte, zu Hirlanda in den Kerker, mit dem Befehl, ihr anzusagen, daß sie am andern Tage sterben müsse. Das alte Weib kam ganz traurig ins Gefängniß, und beim Anblick ihrer Herrin entfuhr ihr ein Seufzer. Die Herzogin fragte ihre Magd, warum sie so traurig aussähe, und was der schmerzliche Seufzer Böses bedeute. „Ach, gnädigste Frau," sprach die Alte mit heißen Zähren, „ich habe die ganze Zeit eurer Gefangenschaft herzlicher Mitleid mit euch getragen; jetzt aber will mir das Herz vor Kummer brechen. Denn ich komme auf Befehl der Richter hieher, euch anzusagen, daß ihr morgen des gräßlichsten Todes sterben und lebendig verbrannt werden sollet."

Hirlanda, als sie das hörte, schlug sie ihre Hände über dem Haupt zusammen und that einen lauten Schrei,

daß man es so vor dem Kerker hören konnte. „O Gott,“ rief sie, „womit habe ich mich an dir versündigt, daß du mich so hart heimsuchest? Ist es dir nicht genug gewesen, daß ich sieben Jahre im Elend und in Knechtschaft leben sollte, muß ich auch noch zur Schande meines Namens und Geschlechts als Ehebrecherin lebendig in den Flammentod gehen? Sieh mein Elend an, mildereicher Vater! Du weissest ja, daß es mir unmöglich ist, solche Qualen auszustehen, und wenn du mich nicht auf wundersame Weise stärkest, so werde ich in der schweren Pein verzagen müssen.“ Darauf fragte sie die Magd, ob denn keine Gnade für sie zu hoffen wäre? Das Weib antwortete: „Nein, es ist bis diese Stunde kein Kämpfer für euch erschienen.“ Da gedachte Hirlanda des Ritters d'Olive. „Dieser ist längst außer Landes,“ erwiederte die alte Frau, „und euer Ankläger gibt vor, er habe sich aus dem Staube gemacht, weil er mit Recht fürchte, es werde ihm ergehen, wie euch.“ Da warf sich die Herzogin weinend auf die Knie und betete so lang und so inbrünstig, bis sie Trost vom Himmel in ihrem zerschlagenen Herzen empfand. Dann erbat sie sich als letzte Gunst einen Priester, dem sie beichtete. Und als die Beicht vorüber war, sprach sie mit starker Stimme: „Siehe Herr! Hier ist mein schwacher Leib, der morgen verbrannt werden soll. Ich opfere ihn in deine göttlichen barmherzigen Hände. Verleih mir Standhaftigkeit in meinem Leiden, und nimm meinen entfliehenden Geist aus Gnade zur Seeligkeit an!“

Kaum war der Tag angebrochen, so bereitete man sich von allen Seiten zu dem traurigen Schauspiel, das der Herzog den Bretagnern geben wollte. Die Stadt Rennes war zu diesem Jammer ausersehen, und eine unzählige Menge Volkes strömte dahin. Vor der Stadt auf einem ebenen Platze war eine große erhöhte Schaubühne errichtet, auf welcher der bethörte Herzog und sein ganzer Hof zuschauen wollte. Nicht ferne davon war ein Scheiterhaufen aufgeschichtet, und über ihn einige Bretter festgelegt und mit schwarzem Trauertuche bedeckt. Auf diesen Brettern stand ein schwarzer sammtener Sessel für die arme Hirlanda und rechts und links noch zwei andere, der eine für den Beichtvater, der andere für den Scharfrichter. Vor Hirlanda's Sessel befand sich ein schwarzgedeckter Tisch an Altars Statt und auf diesem ein Kruzifix mit schwarzem Flor überzogen. Wer nur von ferne dieses Todtengerüste erblickte, wurde im tiefsten Herzen erschüttert.

Alles war fertig; der Herzog, seine Räthe und obern Diener saßen auf der hohen Bühne und harreten der verurtheilten Herzogin. Da kam ein Trupp Kriegsknechte mit Trommeln und Heerpauken herangezogen, welche die unglückliche Hirlanda zum Richtplatz führten. Sie selbst in einem langen schwarzen Talar, das Angesicht mit einem Schleier bedeckt, der auf beiden Seiten vom Haupt bis auf die Füße herabwallte. Ihre Hände hatte sie kreuzweise über die Brust zusammengelegt; ihr Antlitz schamhaft gegen die Erde gesenkt. Zur rechten Seite ging der Beichtvater, ein Kreuz in der Hand

tragend, zur andern sein Gehülfe, aus einem Buch Gebete für das Heil der Sterbenden lesend. Hinter ihr ging der Scharfrichter in stolzem Gewand, und um ihn her eine Schaar von Henkersknechten. Eine endlose Menge von Zuschauern folgte nach. Alle rührte die klägliche Gestalt der Herzogin, und wer die Zähren durch ihren Schleier schimmern sah, dessen Augen blieben nicht trocken.

So wurde denn das unschuldige Lamm zur Schlachtbank geführt, von dem Beichtvater und Henker auf den Scheiterhaufen begleitet, und zwischen beiden niedergesetzt. Da trat ein Herold hervor und rief mit gewaltiger Stimme: „Höret ihr Adligen und ihr Unadligen! Höret ihr Alten und ihr Jungen! Es wird euch hiermit angekündigt, daß diese Hirlanda hier wegen vieler begangenen Schandthaten rechtmäßigerweise zum Tode verurtheilt und zum Feuer verdammt worden. Dennoch ist ihr nach Gewohnheit des Landes die Gnade vergönnt worden, daß sich ein Jeder ihres Lebens annehmen und sie von dem Tod erretten kann, wenn er mit ihrem gegenwärtigen Kläger kämpfen will, und sich getraut ihn zu überwinden. Darum wer Hirlanda für unschuldig hält, und Lust hat, ihr das Leben zu erhalten, der trete hervor und kämpfe mit Gottes Hülfe!“ Nun waren in dem Kreise wohl Viele, die gerne ihre Unschuld vertheidigt hätten, aber Niemand war so kühn, sich wider den trotzigen Edelmann zu wagen. Dieser war sich zu sicher seiner Kunst und Stärke bewußt, und jagte allen Zuschauern einen gewaltigen Schrecken

ein. Er ritt einen muthigen, kohlschwarzen Rappen, und war vom Haupte bis zu den Füßen mit einem blinkenden Harnische bedeckt. Auf seinem Sturmhut trug er einen schwarzen Federbusch, einen großen Speer in der rechten, einen starken Schild in der linken Hand. Auf diesem Schilde führte er im Wappen einen goldenen Drachen auf schwarzem Felde, der ein silbernes Schaf im Rachen hielt, darunter war der Denkspruch geschrieben: „Ohne Gnade!“ Dieser Edelmann ritt ganz hochmüthig in dem Kreise auf und ab und rief mit lauter Stimme; „Wer ist's, der diese Ehebrecherin wider mich vertheidigen will? Er trete hervor und zeige seine Stärke!“ Da war unter der großen Menge Niemand der es wagte.

Jetzt gab die erschrockene Fürstin ihr Leben verloren, und fing an allen Gliedern ihres Leibes zu zittern an. Sie stand von ihrem Sessel auf, fiel vor dem Kruzifix, das auf dem Tische stand, nieder und befahl weinend ihre Seele Gott. Dann erhub sie sich wieder, wandte sich zu dem umstehenden Volk und sprach von dem Scheiterhaufen herab: „Liebe Leute! ich bezeuge vor Gott, daß ich des Verbrechens, das man mir aufbürdet, nicht schuldig bin. Ich will sterben zu Ehren dessen, der für mich am Kreuz gestorben ist, als arme Sünderin, aber nicht als Ehebrecherin. Ich verzeihe allen denen, die Ursache meines Todes sind, denn sie wissen nicht, was sie thun. Euch allen sage ich von Herzen gute Nacht; betet für meine Seele!“ Nachdem sie dieß gesprochen, gab ihr der Priester den Segen und

verließ mit dem Scharfrichter den Scheiterhaufen. Alsdann fingen die Trompeter an zu blasen und gaben den Henkern das Zeichen, den Holzstoß anzuzünden.

Wie nun die Trompeter in vollem Athem bliesen, und die Henkersknechte geschäftig waren, den Scheiterhaufen anzuzünden, da sah man eine Staubwolke in der Ferne sich erheben und immer näher kommen. Bald erkannte man einen Ritter, der daher gesprengt kam, und dem in einiger Ferne mehrere Personen nachfolgten. Der Ritter drang mit Gewalt durch die dichten Volkshaufen in die Schranken hinein, und tummelte sein Roß einigemal auf's schnellste im Kreise herum. Sein Pferd war so weiß wie der Schnee, die Tracht des Ritters lichtgrün mit goldenen Blumen durchsäet, sein Wappen ein silberner Hermelin in grünem Felde, darunter der Denkspruch: „Nichts kann mich beflecken." Die Herzogin, die schon halb todt war, wurde den Ritter nicht gewahr. Wer aber wahres Mitleid mit ihr fühlte, den erfüllte seine frische Erscheinung mit großen Freuden. Einige meinten, es sey der Schutzengel der Fürstin; andre hielten ihn für den Ritter d'Olive, der seine eigne Ehre retten wollte. Als sie ihn jedoch näher in's Auge faßten, wurde den Freunden der Herzogin wieder bange und sie zweifelten sehr an dem glücklichen Ausgange des Kampfes, denn der Jügling war gar zart

und schwach, der Edelmann dagegen ein geübter, beherzter, toller Ritter.

Sobald der Jüngling in die Mitte des Planes eingeritten war, grüßte er mit allen Sitten den Herzog und den gesammten Adel, und sprach mit heller Stimme: „Durchlauchtigster Fürst und Herr! weil ich durch wahrhaftigen Bericht erfahren habe, daß eure liebe Gemahlin fälschlich angeklagt und unschuldiger Weise zum Tode verurtheilt worden, so fühle ich mich verbunden, Leib und Leben zum Schutz ihrer Unschuld einzusetzen, und wider ihren Verläumder den Ritterkampf zu wagen. Ich hoffe dadurch, Gott und der Wahrheit zu dienen und euer eigenes Fürstenhaus von einer Schmach zu befreien.“ Der Herzog ließ sich dieses Anerbieten gefallen und sprach: „Dein Entschluß, junger Held, gefällt mir. Zeige dich tapfer und strebe nach dem Sieg. Aber siehe zu, was du thust: du bist jung und schwach, und dein Widersacher ist stark und wohlgeübt!“ Der Ritter antwortete: „Was meine Kräfte nicht vermögen, wird die Gerechtigkeit meiner Sache ersetzen, denn ich bin gewiß, daß die Fürstin fälschlich verklagt worden ist.“

Unterdessen war die Herzogin wieder zu sich selbst gekommen; sie ward inne, daß ein Vertheidiger ihrer Unschuld sich eingefunden, und blickte den Ritter mit Verwunderung an; als sie aber sah, daß er noch so gar jung und zart war, wurde ihr todesangst, und sie rief im Grunde ihres Herzens Gottes Hülfe für ihn an.

Nun tummelte der junge Kavalier seinen schnee-

weißen Zelter noch einmal, und rief laut, daß alles Volk es hören konnte: „Wo ist der verwegene Bösewicht, der es gewagt hat, die unschuldige Herzogin anzuklagen? Er komme hervor, ich will ihm mit Hülfe Gottes den Hals brechen!“ Diese Schmachrede erbitterte den Ankläger, er sprengte hervor und rief: „Du Milchbart, wie darfst du so kühn seyn, diese Ehebrecherin zu rechtfertigen? Du sollst deine Vermessenheit theuer bezahlen; es wird mir wenig Mühe machen, dich zum Henker heim zu schicken!“ Darauf bliesen die Trompeten zum Kampfe, und beide Ritter spornten ihre Rosse und rannten mit den Speeren gegen einander. Ihr Ungestüm war so groß, daß der Verräther halb, der junge Ritter aber ganz aus dem Sattel gehoben ward. Da erhub alles Volk seine Stimme, und alle Guten jammerten über das unschuldige Blut; die Herzogin selbst war nahe daran umzusinken; man sah sie beide Hände zum Himmel erheben und Gottes Beistand anflehen. Als nun der Jüngling auf der Erde lag, wollte der Edelmann vom Pferde springen und ihn mit dem Schwerte durchstoßen. Kaum aber hatte er einen Fuß auf die Erde gesetzt, als man den jungen Ritter ebenso schnell auf sein Pferd springen sah, wie er davon gefallen war. Der Edelmann jedoch faßte einen schnellen Entschluß; er stieß dem Pferde des jungen Helden sein Schwert mit solcher Gewalt und so tief in den Vorderleib, daß er es mit keiner Macht wieder herausziehen konnte. Da sprang der junge Ritter ge-

schwind vom Rosse herab, und brachte dem alten Bösewicht einen so gründlichen Schwertstich unter dem Halsringe bei, daß er plötzlich zu Boden fiel.

Jetzt erhoben die Umstehenden vor Freuden ihre Stimmen und riefen mit fröhlichem Muth: „Es lebe, es lebe Hirlanda!“ Der Herzog aber fing an vor Freuden zu weinen; er glaubte fest, es sey ein Wunder von Gott, daß ein junges Kind einen geübten Ritter zu Boden werfe. Der Herzogin selbst war nicht anders zu Muth, als wenn sie aus dem Rachen des Todes hervorkäme und durch ein Wunder aus dem Grab erweckt wäre. „Gepriesen sey der Gott der Christen, der mich vom Tode erlöset hat!“ rief sie und streckte die Hände gen Himmel.

Als der alte Sünder den tödtlichen Streich empfangen, lästerte er Gott und den jungen Ritter, und verfluchte Hirlanda sammt Herrn d'Olive in den Abgrund der Hölle. Der tapfere Held aber stand ihm auf den Leib, und drohte ihn in Stücke zu zerhauen, wenn er die Wahrheit nicht aussagte. Da bekannte der Verräther, daß der Fürst Gerhard ihn angestiftet, seine Schwägerin fälschlich zu verklagen, und ihren Ehegemahl wider sie aufzuhetzen. Er widerrief Alles feierlich, was er je gegen die Fürstin und gegen den Ritter d'Olive ausgesagt; und mit diesen Worten verschied er. Der Fürst Gerhard, als er das Zeugniß gegen sich vernommen, sprang von der Schaubühne und wollte sich unter dem Volke verkriechen, um sich auf die Flucht zu ma-

chen. Aber der Herzog rief, man sollte ihn greifen und festhalten.

Als der Bösewicht seinen Geist ausgehaucht, waren die Herolde alsbald beschäftigt, den glorreichen Sieger ihrer Fürstin mit großem Gepränge zuzuführen. Die vom Tod Erstandene hatte ein großes Verlangen, ihren Erretter zu sprechen und seinen Namen und Stamm kennen zu lernen. Während nun der junge Ritter dem Scheiterhaufen nahte und das Gerüst hinaufstieg, wollte es Hirlanden dünken, der Hermelin des Helden sey eine Kunstarbeit ihrer Hände, ja seinen ganzen Wappenzeug verglich sie mit den Windeln, die sie für die Geburt ihres ersten Kindes gemacht hatte. Ehe sie sich jedoch weiter besinnen konnte, lag der Ritter vor ihr auf den Knien und sprach: Durchlauchtige Fürstin; wenn ich euch zu Diensten mein Leben gewagt, so war dieß nur meine heiligste Pflicht, denn ich habe es von euch empfangen. Ich bin euer unglücklicher Sohn, der euch so viel Schmerzen und Leid bereitet hat, jetzt aber halte ich mich für das glücklichste Kind unter der Sonne, weil mir Gott die Gnade verliehen hat, euch das Leben zu erhalten. Ja, herzliebste Mutter, ich bin euer erstgeborner Sohn Bertrand, durch Feinde euch am Tage meiner Geburt entrissen, am heutigen Tage durch Gottes Schickung euch wieder zugestellt!“

Was Hirlanda im Herzen empfand, als sie diese Worte des Ritters vernahm, läßt sich nicht beschreiben. Sie konnte es nicht glauben, weil es ihr gar zu fremd vorkam; sie konnte es nicht läugnen, weil alle Zeichen dafür sprachen. Bertrand aber hieß sie nicht zweifeln, fiel ihr um den Hals und gab ihr einen Sohneskuß. Da umfing ihn die Mutter mit beiden Armen, und war von Liebe so durchdrungen, daß sie kein Wort reden konnte. Ihre Antwort bestand in lauter Freudenthränen, so daß sie durch ihren Zährenschleier den kaum mehr sah, den sie in ihren Armen hielt. Endlich brach sie in die Worte aus; „O herzliebster Sohn, o goldenes Kind! Bist du es, den ich mit Schmerzen geboren, den ich mit so bitterem Herzeleid betrauert habe? O ich glückselige Mutter! nun will ich gerne sterben, weil meine Augen Den gesehen haben, nach dem meine Seele verlangt hat!“

Der Herzog Artus und der ganze Hof sah diesem Schauspiel mit höchster Verwunderung zu, und konnte die Ursache dieser öffentlichen Liebkosungen nicht begreifen, bis Hirlanda ihrem Gemahl den jungen Ritter zeigte und nur die wenigen Worte zurief: „Herr! sehet da euren Sohn!“ Bei diesen Worten erstarrte Artus. Als er aber seine Augen fest auf das Gesicht des Ritters heftete, so mußte er bekennen, daß sein Antlitz dem der Herzogin so ähnlich war, als ob es ihr eigenes wäre. Da konnte er nicht mehr zweifeln, obgleich er es nicht begriff. Inzwischen drang auch der Abt von Sankt Malo durch die Volkshaufen auf den Platz vor, redete den

Herzog an, und erzählte ihm, was sich mit seinem Sohne zugetragen; er stellte ihm seine Schwester als Erzieherin des Knabens vor, und ließ die gebundene Säugamme zum Zeugniß und Bekenntniß herbeiführen. Das armselige Weib warf sich der Herzogin zu Füßen, bekannte Alles und flehte um Gnade, indem sie als Hauptschuldigen den Fürsten Gerhard angab.

Nach diesem Zeugnisse konnte der Herzog nicht mehr an der Wahrheit zweifeln; er stieg mit reumüthigem Herzen von der Schaubühne herab, hieß seine Gemahlin von dem Scheiterhaufen herunterkommen, ging ihr entgegen und sprach zu ihr demüthig: „Durchlauchtige Fürstin, ich wage es kaum, die Augen gegen euch aufzuschlagen, vielweniger euch meine Gemahlin zu nennen. Ich habe wider Gott und euch gesündigt, und bin nicht würdig, von euch Vergebung zu erlangen. Verzeihet mir um unseres Sohnes willen, den Gott uns heute zur Freude unseres Herzens bescheert hat, durch den euch seine Güte vom Tod erlöst und mich vor einer Mordthat bewahrt hat!“ Hirlanda ließ den Herzog nicht ausreden, sondern reichte ihm liebreich ihre Hand und sprach: „Ja, um Gottes und unsers lieben Sohnes willen verzeihe ich euch alles Uebel, das ihr mir zugefügt habt. Gedenke der gerechte Gott desselben sowenig, als ich daran denken will!“ Der Herzog dankte ihr mit erleichtertem Herzen, wandte sich darauf zu seinem Sohn, fiel ihm um den Hals und hieß ihn willkommen. Auch die Mutter neigte sich auf das Haupt ihres Kindes und weinte so süße Zähren, daß sie ihm sein weiches Haar

durch und durch befeuchtete. Alle Umstehenden, die zu einem ganz andern Schauspiele gekommen waren, weideten sich an diesem Anblicke.

Hierauf bewillkommte der Herzog auch den Abt, dankte ihm tausendfach für die Bewahrung seines Sohnes, und ließ seine Schwester und ihren Gatten, da der Abt selbst sich jede Vergeltung verbat, seine fürstliche Gnade genießen. Auch der Säugamme wurde auf des Abtes Fürbitte verziehen, weil sie vierzehen Jahre in Angst und Buße zugebracht hatte.

Endlich wurde auf Befehl des Herzogs auch der Fürst Gerhard herbeigeführt, der vor Schaam seine Augen nicht aufzuschlagen, viel weniger bei seinem Bruder um Gnade zu flehen wagte. Ihn allein sah der Herzog mit zornigen Augen an und hielt ihm mit erbittertem Gemüthe alle seine Missethaten vor. „Deine Verbrechen," sprach er, „rufen vor Gott und der Welt um Rache, und es ist keine Pein zu erdenken, die deiner Bosheit gleich käme! Verstümmelt sollst du werden und auf ewig in demselben Gefängnisse schmachten, in welchem meine unschuldige Gemahlin gelegen!" Die Herzogin suchte dieses strenge Urtheil zu mildern, und brachte zur Entschuldigung ihres Schwagers vor, was sie konnte. Aber der erzürnte Herzog ließ sich nicht besänftigen, und wollte das gefällte Urtheil auf keine Weise mildern. Gerhard ward dem Henker, der noch auf der Stelle war, übergeben, vor allem Volk an Händen und Füßen verstümmelt und durch die Henkersknechte schimpflich in den Kerker geschleppt.

In dem ganzen Lande war Freude und ein allgemeines Fest wurde gefeiert. Der Herzog und Hirlanda, der junge Fürst Bertrand und der ganze Adel zogen in voller Pracht und Herrlichkeit in die Hauptstadt des Landes ein. Aber der Herzog ward still im Gemüthe, zog sich vom Regimente des Landes zurück, und führte, nachdem er seinem jungen Sohn Bertrand die Grafschaft übergeben, mit seiner Gemahlin ein einsames, doch glückliches Leben. Im ganzen Lande trauerte niemand als der boshafte Gerhard, welcher der allgemeinen Freude beraubt, in bittern Schmerzen in seinem Gefängnisse lag, und Zeit hatte, seine schweren Missethaten einzusehen und zu bereuen. Doch währte seine peinliche Gefangenschaft nicht lange mehr. Leibliche Qualen, Hunger und Kummer zehrte an ihm und in kurzem gerieth er in Sterbensgefahr. Wie ihm nun sein Ende bevorstand, ließ er die fromme Herzogin flehentlich ersuchen, sie möchte ihm um des gekreuzigten Jesu willen seine große Mißhandlung verzeihen. Auf diese Bitte begab sich die fromme Fürstin selbst in den Kerker, begrüßte ihren sterbenden Schwager freundlich, und bemühte sich aufs äußerste, ihn in den letzten Nöthen zu trösten. Sie sagte ihm, daß sie alles Unrecht, das er ihr angethan, ihm von ganzem Herzen verzeihe, und größeres Mitleid mit seinen gegenwärtigen Leiden trage, als sie Schmerz über ihr eigenes, jetzt vergangenes Elend empfunden habe. Sie blieb beständig bei ihm, erquickte ihn mit geistlichem Trost in seinen Todesängsten, und schied nicht eher von ihm, als bis sie ihm mit eigenen Händen die Augen zugeschlos-

sen und über dem Todten schmerzliche Thränen geweint hatte.

Diese denkwürdige Geschichte ist für arme Frauen geschrieben, die von ihren Männern Uebels zu leiden haben. So schlimm wird es schwerlich einem Weibe gehen, wie es der frommen Herzogin Hirlanda ergangen ist, und doch sind die meisten Weiber viel ungeduldiger in ihren kleinen Trübsalen, als es Hirlanda in so großem Jammer gewesen ist. Und hier können sie nicht sagen: „Hirlanda war eine heilige, darum hatte sie es leicht, in ihrem Kreuze geduldig zu seyn!“ Nein, Hirlanda war nicht heilig, sie war ebensowohl eine arme Sünderin, als es andere Frauen auch sind. Sondern daß sie in ihren großen Verfolgungen so standhaft geblieben, kam besonders daher, daß sie der Ungeduld großen Widerstand leistete, und in ihren vielen Widerwärtigkeiten getreulich die Hülfe Gottes anrief, und sich dem Willen des Allerhöchsten vollkommen übergab. Wenn alle unschuldig Verfolgte getreulich diesem Muster nachfolgen wollen, so werden sie auch die göttliche Hülfe eben so gegenwärtig empfinden, wie Hirlanda, und durch zeitliches Leiden sich ewige Freude erwerben.

Genovefa.

Unter die Zahl der Frauen, die von ihren Männern unschuldigerweise verfolgt worden sind, gehört auch die tugendreiche und geduldmüthige Genovefa, deren Geschick eben so traurig als die Erzählung davon anmuthig ist. Diese Geschichte hat sich zu den Zeiten des Bischofs Hudelfus von Trier zugetragen. Damals lebte im trierischen Lande ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, der mit Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, einem sehr reichen und tugendhaften Fräulein, vermählt war. Dieses junge Ehepaar lebte in lauter Liebe und Freundlichkeit beisammen, als der Mohrenkönig Aberosam mit großer Macht in Spanien einfiel, und nachdem er das Land verheert hatte, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als nun Martellus, der König in Frankreich, die große Gefahr vor Augen sah, befahl er allen ihm untergebenen Fürsten und Grafen, daß sie ihm Hülfe leisten und gegen den Mohrenkönig streiten sollten. Weil aber das Gebiet von Trier damals zum Frankenreiche gehörte, so mußte auch der Graf Siegfried mit zu Felde ziehen. Als er nun sich mit den Seinigen zum Feldzug aufmachte und von seiner Gemahlin Abschied nehmen wollte, da war es recht betrübt anzu-

sehen, von welchem Schmerze die Gräfin ergriffen wurde, so daß sie mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtigen zum Mitleid bewegte. Ja, als ihr der Graf die Hand gab, und die letzte gute Nacht sagte, wurde sie von solchem Herzeleid überfallen, daß sie vor Ohnmacht halb todt darnieder sank. Der Graf suchte sie zu trösten, aber alle seine Worte waren traurig. Endlich befahl er sie der heiligen Jungfrau Maria, sie in seiner Abwesenheit zu beschützen. „Auch hinterlasse ich euch" fügte er hinzu, „meinen getreuesten Diener, den Golo, dieser wird euch in meinem Namen auf das eifrigste dienen, und für alle eure Bedürfnisse besorgt seyn." Genovefa konnte vor Thränen kein Wort reden, sondern fiel wieder in den Arm ihrer Dienerinnen. Deßwegen wandte sich der Graf Siegfried um ohne weitern Abschied, und ritt, bitterlich weinend, von ihr hinweg.

Der Graf war mit den Seinigen im königlichen Lager angekommen, und alle Fürsten und Herren hatten sich allmählig versammelt. Da zog König Martellus mit sechszigtausend Mann Fußvolks und zwölftausend Reitern gegen das Lager der Barbaren, welche wohl viermal stärker waren. Dennoch verlieh ihm Gott großes Glück und seine Krieger schlugen so tapfer auf den Feind, daß an die hunderttausend Mohren auf dem Platze blieben, während die Christen nur wenig Tausende verloren. Die übrig gebliebenen Feinde sammt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen sie dort lange belagern

mußten. Dadurch geschah es, daß auch Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeint hatte, indem sich seine Rückreise über ein ganzes Jahr verschob. Die Gräfin wurde über dieses lange Ausbleiben immer betrübter, und hatte keinen andern Trost in der Welt als in Gott und im heiligen Gebet. Sie führte ein ganz frommes und tugendliches Leben, und hielt auch alle ihre Diener zur Andacht an. Aber der leidige Satan, dem ihre Tugend ganz zuwider war, sann auf alle Weise, wie er sie stürzen und wenigstens vor der Welt in Schande bringen könnte. Dieß suchte er durch folgendes Mittel in's Werk zu richten.

Weil der Graf bei seiner Abreise dem Hofmeister Golo seine geliebte Genovefa anempfohlen hatte, der täglich um sie war, und ihr aufwartete; siehe da entzündete der Böse das Herz dieses jungen Dieners mit einer unlautern Liebe gegen seine Gebieterin, und erfüllte sein Herz mit solcher Begierlichkeit, deß er endlich nicht länger an sich halten konnte, sondern auf allerlei Weise anfing der Gräfin seinen bösen Willen merken zu lassen. Sobald die unschuldige Frau dieß bemerkte, sprach sie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämst du dich nicht, leichtfertiger Diener, dir solche Gedanken kommen zu lassen, und ist dieß die Treue, die du deinem Herrn versprochen hast, das der Dank, den du ihm für seine Liebe erweisest? Wenn dich deine Thorheit nicht gereuen soll, so wage nicht mehr von solchen Dingen zu mir zu reden.

Der gottlose Golo erschrack über diese Antwort,

und wagte lange kein Wort mehr. Die fromme Genovefa aber glaubte, seine bösen Gedanken seyen verschwunden, und fing wieder an, freundlicher mit ihm umzugehen; da wurde seine verkehrte Neigung durch den täglichen Umgang immer mehr entflammt; als sie nun einst ihr eigenes Bild, das sie kürzlich für den Grafen hatte malen lassen, beschaute, und Golo von ungefähr dazu kam, fragte ihn die Gräfin, ob er meine, daß diesem schönen Gemälde noch etwas fehle? Da sprach er mit wilder Gier: „Gräfin, diesem Bilde kommt nichts an Schönheit gleich, und doch fehlt ihm Eines, nämlich daß es nicht lebend ist, und mir, mir eigen gehört! Bei diesen frechen Worten stieg der Gräfin der rothe Zorn in's Angesicht, und sie schalt ihn so streng, daß er ganz beschämt davon ging. Doch vemochte dieser Verweis das Feuer der Leidenschaft in seinem Herzen nicht auszulöschen und als einst die Gräfin nach dem Abendmahle allein in dem Schloßgarten wandelte, trat er ihr allgemach näher, schmeichelte ihr mit den süßesten Worten und gab ihr endlich nicht undeutlich zu verstehen, wie er von solchem Liebesbrande verzehrt werde, daß er vor der Zeit sterben müßte, wenn seine Gluth keine Gegenliebe fände.

Ueber so unumwundene Worte wurde die züchtige Gräfin mehr als je entrüstet, und schwur ihm ernstlich zu, wenn er ein einiges Mal mit Worten oder Zeichen Aehnliches verlangen würde, so werde sie unwiderruflich solches ihrem Herrn und Gemahl berichten. Jetzt merkte Golo freilich, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel sei-

ner unlautern Wünsche zu erreichen; darum verkehrte sich seine Liebe in grimmigen Haß, und alle seine Gedanken vereinigten sich in dem einzigen, wie er sich an der Gräfin rächen könnte. Er lauerte auf all ihr Thun und Lassen, und endlich entdeckte er, daß sie eine besondere Zuneigung für einen ihrer Köche zeigte, mit Namen Drago; weil dieser in aller seiner Einfalt ein frommer und andächtiger Mann war. Diesem gottseligen Menschen war die Gräfin mehr gewogen, als allen andern Hofdienern: so oft sie vorüberging, redete sie ihn an, und wo sie ihm einen Gefallen thun oder ihn in einer Widerwärtigkeit trösten konnte, da that sie es mit herzlichem Wohlgefallen. Der unreine Golo aber legte dieses erhabene Wohlwollen nach seiner wilden Liebe aus, und fand in ihm die rechte Gelegenheit, seine Gebieterin zu verklagen. Zuerst eröffnete er zu wiederholten Malen vertrauten Freunden, daß ihm das liebreiche Betragen der Gräfin gegen den Koch sehr verdächtig vorkomme, und daß er fürchte, es möchte zu einem übeln Ende ausschlagen. Er bat sie auch, etwas genauer Achtung zu geben, und die Liebkosungen der Frau zu beobachten: sie würden dann selbst sehen, was von dieser Vertraulichkeit zu hoffen sey. Mit dergleichen Worten wußte er die Tugend der Gräfin bei einigen Dienern zu verdächtigen, und richtete so viel aus, daß er endlich einige auf seine Seite brachte. Einsmals sagte er dem Koch, die Gräfin, die damals gerade allein auf ihrem Zimmer war, verlange nach ihm. Der ehrliche Mensch glaubte dieses und eilte zu Genovefa. Da kam denn der

Golo herbei, überraschte den Koch bei der Gräfin, und ging ohne ein Wort zu sprechen, wieder zu dem Zimmer hinaus. Ihm folgte der Koch auf dem Fuße, sobald er vernommen, daß die Gräfin ihn nicht gerufen hätte. Sogleich rief Golo seine Vertrauten, und klagte ihnen mit erheucheltem Zorne, daß der Koch bei der Gräfin im Gemache getroffen worden sey. „Was ist hier Rathes, meine lieben Freunde, sagte er, was Rathes? Wenn wir dem Uebel nicht abhelfen, wird ein größeres daraus werden, und wir werden bei der Zurückkehr unsers Herrn nicht bestehen können. Ich bin gewiß, der elende Koch hat unsere Herrin verzaubert und ihr einen Liebestrunk unter die Speisen gemischt; und deßwegen kann sie nicht von ihm lassen, wenn es ihr auch Ehre und Leben kosten sollte. Darum ist es wohl rathsam, daß man den Koch ins Gefängniß werfe, die Gräfin aber in so weit beaufsichte, daß ihr der Zugang zu dem Menschen versperrt sey."

Die Freunde erwiederten dem Hofmeister, weil ihm der Graf die Sorge für die Gräfin aufgetragen habe, so solle er thun, was ihm am rathsamsten zu seyn dünke. Hierauf ließ Golo den Koch rufen, fuhr ihn mit rauhen Worten an, und warf ihm vor, daß er die Gräfin bezaubert und Liebespulver in ihre Speisen gemischt habe, darum verdiene er in Eisen geschmiedet und in den tiefsten Thurm geworfen zu werden. Vergebens schwur der erschrockene Drago, daß er an solcher Sünde ganz unschuldig sey, und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm niemals in den Sinn gekommen, sich so an

seinem Herrn, dem Grafen, zu versündigen: er ward in Bande und Kerker geworfen, und ging nicht eher wieder daraus hervor, als bis man ihn todt heraustrug.

Mit dieser Grausamkeit war der ruhlose Golo noch nicht zufrieden, sondern er stürmte mit einigen seiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin, und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinschaft mit dem Koche Drago nun genug zugesehen habe, und, wenn er vor seinem Herrn bestehen wollte, dieses Aergerniß nicht länger dulden könne. Darum sollte auch sie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängniß gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demselben entlassen werden. So wurde die hohe Gräfin, die im achten Monate schwanger ging, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, vielmehr wegen Vertheidigung ihrer Unschuld, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen festen Thurm verriegelt.

Genovefa erzählte den einsamen Kerkerwänden ihre Unschuld, und die heiligen Engel trugen ihre Klage vor Gottes Thron. Niemand besuchte sie in dem finstern Thurm, als die Säugamme des bösen Hofmeisters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte. Endlich erschien auch Golo selbst zu wiederholten Malen und wandte alle Mittel an, das reine Herz

seiner unlautern Liebe geneigter zu machen. Er drang mit guten und bösen Worten in sie; er lockte mit Verheißungen und schreckte mit Drohungen; er schmeichelte ihr, als ein erfahrener Buhler; und doch richtete er mit allem diesem nichts weiter aus, als die Gräfin immer standhafter zu machen. Als er nun einst gar seinen Arm um sie schlingen wollte, da stieß sie ihn mit starker Faust von sich, und sprach zu ihm: „Du Bösewicht! ist es dir nicht genug, daß du mich Unschuldige in den Kerker geworfen hast, willst du mich auch noch um meine Ehre und meine Seligkeit bringen? Doch sey versichert, daß du dich betrogen findest; denn ich bin bereit, lieber tausendmal zu sterben, als das geringste wider meine Ehre und meine Frauenunschuld zu begehen!“ Durch diese Sprache hätte Golo billig abgeschreckt werden sollen; dennoch gab er seine Hoffnungen nicht auf, sondern bestach seine Amme durch das Versprechen großer Vergeltung, wofern sie etwas bei der Gräfin ausrichten könnte, daß das lose Weib, so oft es der Gefangenen Speise brachte, ihr mit Worten anlag, sie sollte dem Hofmeister doch wenigstens freundliche Worte geben, damit sie ihrer Gefangenschaft ledig, oder zum mindesten mit besserer Nahrung versorgt würde. Aber die standhafte Frau war entschlossen, lieber im Kerker Hungers zu sterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewissen zu beflecken.

Inmittelst nahte die Zeit ihrer Entbindung heran, und die geängstete Frau bat ihre Aufwärterin, die Säugamme, ihr doch nur ein Paar Frauen zu verschaffen, die ihr bei dieser ersten Geburt beistehen könnten. Das

boshafte Weib verwilligte ihr nicht nur dieses nicht, sondern sie gab ihr nicht einmal eine Windel, das Kind, dessen sie genesen sollte, darein zu wickeln. So war Genovefa in der Stunde der Geburt ganz verlassen; doch gebar sie leicht und ohne Gefahr einen feinen, kräftigen Sohn, den sie, weil sie keine Windeln hatte, in ein Handtuch, das man ihr gelassen, einzuwickeln genöthigt war. Nun bat sie inständig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dieses verweigert wurde, taufte sie es selbst, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm sie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und sprach mit großem Mitleiden: „Ach du, mein armes Kind, du mein einziger Schatz! Mit Recht nenne ich dich Schmerzenreich; denn mit Schmerzen habe ich dich unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren; aber mit noch größeren Schmerzen werde ich dich erziehen; mit unsäglichem Schmerz werde ich dich verschmachten sehen; denn aus Mangel an Nahrung werde ich dich nicht sättigen können; habe ich doch kaum selbst soviel, mein Leben zu erhalten! Du armer Schmerzenreich, du unglückseliges Kind.“

Die von Golo aufgestellte Wärterin brachte inzwischen diesem die Nachricht, daß von nun an zwei Gefangene in dem Kerker seyen, daß die arme Gräfin vor Herzleid fast verschmachte, und daß ihr wohl eine bessere Labung zu gönnen wäre, damit sie sich und das schwache Kind ernähren könnte. Aber der unbarmherzige

Mann hatte weniger Mitleid mit der trostlosen Kindbetterin, als wenn sein Hund Junge geworfen hätte; denn er hoffte durch dieses äusserste Elend sie zu seiner Liebe zu zwingen. Doch, damit sie nicht gar verschmachtete, ließ er ihr etwas mehr Brod geben als zuvor; sonst aber neben dem Wasser gar nichts weiter; und anstatt des Trostes speiste sie der Unmensch mit Schmähworten.

Von allem dem, was vorgegangen war, hatte der Graf Siegfried noch nichts vernommen, denn aus Furcht vor dem Hofmeister wagte niemand aus dem Schlosse ihm etwas davon zu schreiben. Seine Abwesenheit verzögerte sich auch noch länger, als er gehofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, die gar langsam zu heilen war. Damit nun Golo die Mißhandlung der Gräfin bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er zwei Monate nach Genovefa's Niederkunft einen Diener ab, der dem Grafen die Botschaft von Allem, was sich ereignet hatte, überbringen sollte. Der Inhalt des Briefs, den er an den Grafen schrieb, war dieser: „Gnädiger Herr! Wenn ich nicht fürchtete, Euch zu betrüben, so wollte ich Eurer Gnaden eine Sache, welche ich mit allem Fleiß zu verhehlen suche, in diesem Brieflein offenbaren. Alle Hausgenossen und sonderlich der Ueberbringer dieses, haben sich mit mir die äusserste Mühe ge-

geben, ein großes Unheil zu verhüten; dennoch ist alle meine Aufsicht durch die List der Boshaftigen hintergangen worden, dafür bedarf ich kein anderes Zeugniß, als das mir alle Schloßbewohner geben können, wodurch hoffentlich meine Treue außer Argwohn gesetzt, und mein Diensteifer beglaubigt werden wird. Belieben dafür Euer Gnaden von dem Boten, den ich sende, ausführlichen Bericht anzunehmen und seinen Erzählungen vollen Glauben zu schenken, und mir durch denselben Diener Eure Befehle kund zu thun, wie ich mich in dieser schweren Sache verhalten soll."

Diesen Brief erhielt der Graf gerade damals, als er in einer Stadt im Languedoc die Wunde, die er empfangen hatte, heilen ließ. Er ward durch diese Nachricht so entrüstet und verstört, daß seine Wunde nur unheilsamer, und der Schaden größer wurde. Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über gehabt und wie der Hofmeister sie allein mit ihm in der Kammer überrascht habe. Weil sie nun beide auf öfteres Vermahnen nicht von einander hätten lassen wollen, so habe sich der Hofmeister genöthigt gesehen, sie von einander zu trennen und in zwei verschiedene Gefängnisse sperren zu lassen. Hier im Kerker habe sie einen Sohn geboren; und alles im Schlosse wisse, wessen das Kind sey! Der Graf fragte, zu welcher Zeit die Gräfin das Kind geboren hätte. Da sprach der Diener fälschlich, es sey erst ein Monat verflossen, wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte. Da

fing der Graf an zu rasen als wenn er wahnsinnig wäre, und lästerte die Gräfin sammt dem Koch Drago, als ob sie die schlimmsten Ehebrecher wären. „Du verruchtes Weib,“ sprach er, „sollst du die versprochene Treue so schändlich brechen? Und stellest dich bei mir an, als wenn du ganz heilig wärest!“ In solchen Worten machte sich sein Zorn Luft, und nachdem er sich lange besonnen, auf welche Weise er den begangenen Ehebruch abstrafen wollte, schickte er den Diener mit dem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo solle die Gräfin so eng einschließen, daß Niemand mit ihr reden noch zu ihr kommen könne. Den ehebrecherischen Koch aber sollte er mit der Marter hinrichten lassen, die seine Missethat verdient habe.

Mit diesem ungerechten Befehl eilte der Abgesandte nach Hause, und Golo wußte ihm großen Dank, daß er seinen Auftrag so treulich ausgerichtet habe. Damit nun die Hinrichtung Drago's kein Aufsehen verursachte, ließ er dem armen unschuldigen Koch Gift in seine Speise mengen, und als er daran jämmerlich gestorben, denselben, mit sammt den Ketten, in denen er gefangen lag, in einer abgelegenen Grube beerdigen. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeschlossen zu werden, als sie zuvor war, weil ja von Anfang an Niemand als Golo und seine falsche Amme zu ihr gekommen war. Und doch war der Bösewicht mit dieser grausamen Behandlung noch nicht zufrieden, denn er fürchtete immer, seine List und Falschheit möchten durch Genovefa endlich an den Tag kommen. Auch fehlte es nicht an Leuten im

Schlosse, welche über die ungerechte Hinrichtung des Koches und das schwere Gefängniß der Gräfin aufgebracht waren; dazu lief die Nachricht ein, daß der Graf Siegfried von dem König in Frankreich seinen Abschied erhalten habe und bereits auf der Rückreise begriffen sey. Den Golo überlief ein kalter Schweiß; er mußte sich kurz besinnen, was in dieser mißlichen Lage anzufangen sey. Deßwegen setzte er sich eilends zu Pferde und ritt seinem Herrn entgegen; aber er traf ihn nicht eher, bis er schon zu Straßburg angekommen war.

In dieser Stadt wohnte eine alte Frau, die einen Schein von Heiligkeit von sich gab, und für eine sehr gottselige Matrone gehalten wurde; es war dieß die Schwester der Säugamme Golo's, daher sie denn auch diesen seit vielen Jahren kannte. Zu ihr begab sich der Bösewicht, ehe er zu seinem Herrn dem Grafen ging, und erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache; zugleich verlangte er von ihr, sie sollte gestatten, daß er den Grafen gegen Abend zu ihr brächte, da sollte sie ihm durch Kunst eine Vorspieglung machen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch gesündigt. Dafür gab er ihr ein Stück Geld, und dann verfügte er sich zu dem Grafen, ihn zu bewillkommnen. Nach Gruß und Gegengruß nahm ihn sein Herr bei Seite und forderte vollständigen Bericht über den bösen Zustand, in welchem sich sein Haus befände. Der listige Golo stellte sich, als könnte er vor Leid kaum reden, und falsche Thränen gaben seinen Lügen einen Schein der Wahrheit. Er erzählte der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin

begangen, sondern was seine Bosheit ihr angedichtet hatte, und das mit so wohlausgesonnenen Beweisen, daß der gute Graf allmählig glaubte, es müsse Alles wahr seyn. Golo unterließ auch nicht hinzuzufügen, daß er den Koch ohne öffentlichen Prozeß habe hinrichten lassen, damit die Schande der Gräfin desto mehr bedeckt bleiben möchte.

Der Graf hörte Alles mit tiefem Kummer an, und verlangte immer wieder neue Beweise; als nun der Falsche bemerkte, daß seinem Herrn Zweifel aufstiegen, und er in seinen eigenen Worten gefangen zu werden fürchtete, sprach er zu demselben: „Gnädiger Herr, solltet ihr etwa gegen meine Worte ein Mißtrauen hegen, so ist in dieser Stadt eine ehrwürdige Frau, die wegen ihrer Gabe, verborgene Dinge zu offenbaren, berühmt ist; wolltet ihr dieselbe umständlich befragen, so würdet ihr durch sie gewiß vollständig vom Verlauf der Sache unterrichtet werden.“ Siegfried ließ sich den Vorschlag gefallen, und ging mit einbrechender Nacht, von seinem Hofmeister begleitet, zu der Betrügerin. Dieser erzählte er offen, daß er einen Verdacht gegen seine Gemahlin hege, und bat sie, ihm vermöge ihrer Einsicht in die verborgenen Dinge, zu entdecken, was sich zwischen der Gräfin und dem Koche zugetragen habe.

Die Frau erwiederte mit erheuchelter Demuth: sie sey keine Heilige; soviel ihr jedoch Gott in dieser Sache offenbaren würde, wolle sie ihm gern entdecken. Alsdann führte sie beide Männer in einen dunkeln Keller hinab, in welchem ein grünes Licht braunte, das

einen blauen Schein von sich gab. Hier beschrieb sie mit einem kleinen Stabe zwei Kreise auf dem Boden, und stellte den Grafen in deren Mitte. Hierauf warf sie einen Spiegel in ein Geschirr voll Wasser, murmelte darüber so ungewöhnliche Worte, daß den Grafen ein Schauer ankam, und ihm die Haare gen Berge zu stehen anfingen. Nach diesem drehte sie sich dreimal vor dem Geschirre um, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um, und sprach einen wunderlichen, zauberischen Segen darüber. Auf ihr Geheiß blickte jetzt der Graf in das Wasser. Da glaubte er in dem Spiegel die Gestalten zweier Personen zu entdecken, die zärtlich mit einander sprachen, und je länger er hinein blickte, desto mehr ward ihm, als gliche die Frau, die einem Mann mit lächelndem Angesicht liebkose, seiner Gemahlin Genovefa, und als wäre der Mann sein Koch Drago. Doch sagte der Graf noch mit freundlichen Worten: „Ich sehe nichts Unrechtes." — „Gut," setzte die Zauberin hinzu, „wir wollen nun weiter sehen, ob es Gott vielleicht gefalle, uns ein Mehreres zu zeigen." Sie wiederholte dann die vorigen Ceremonien, und hieß den Grafen abermals ins Wasser sehen. Da mußte er mit eigenen Augen schauen, wie die Gräfin mit kosenden Händen dem Koch über die Wangen glitt, und wiederholt ihm einen zärtlichen Kuß auf die Lippen drückte. Darüber war der Graf ganz schamroth, und wartete mit Angst, was zum drittenmal in dem Spiegel erscheinen würde. Als er nun nach den alten Ceremonien zum letztenmal in den Spiegel sah, ward er zu seinem Ent-

setzen gewahr, daß der Koch mit seiner Gemahlin schändlicher Weise sündigte.

Da kochte das Herz des Grafen von Rachgier. Er rief seinem Hofmeister zu: „Golo! reite voran, und laß die Ehebrecherin sammt dem Bastard eines schimpflichen Todes sterben! Ich will sie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich ankomme!“ Wer war froher, als der rachgierige Golo, da er diesen Befehl vernahm! Er flog auf seinem Roß nach Hause, besprach sich schnell mit der Säugamme und theilte ihr im geheimsten Vertrauen das Bluturtheil mit. Doch sollte sie keinem Menschen etwas davon wissen lassen, damit unter den Freunden der Gräfin und im Schlosse kein Aufruhr entstände. Als Golo dieß seiner Amme anvertraute, war Niemand in der Stube, als die kleine Enkeltochter der Frau, vor welcher sich Beide wenig scheuten. Nun war das Mädchen wohl noch ganz klein aber klug, und der Gräfin, die es vom Hörensagen kannte und bemitleidete, mit mehr Neigung zugethan, als seiner boshaften Großmutter. Dieß Mägdlein schlich sich sogleich nach dem Kerker, stellte sich vor das kleine Fenster, durch das der Gräfin das Brod und Wasser hineingereicht wurde, und weinte so bitterlich, daß Genovefa es hörte und darüber erschrocken an das Fenster trat. Sie fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme, warum sie denn so weine. Da antwortete das Kind: „Gnädige Frau! Euer großes Elend treibt mir diese Zähren aus den Augen; denn es ist mit eurem Leben aus; Golo hat von unserm Herrn Befehl, euch hinzurichten.“ Die Gräfin dachte nicht an sich,

sondern nur an ihren Säugling: „Und wie wird es meinem Kinde gehen?“ fragte sie. „Nicht besser als euch!“ erwiederte das Mädchen schluchzend.

Jetzt erst erschrack die arme Gräfin so, daß sie fast in Ohnmacht sank. Als sie wieder zu Sinnen gekommen, fing sie an laut zu weinen und zu beten und rief: „Ach, mein Gott, hilf mir! Erlöse mein Kind und mich vom grimmigen Tode!“ Dann sprach sie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind! geh' doch schnell in mein Zimmer, und bringe mir Papier, Feder und Dinte, für deine Mühe nimm dir von meinen Kleinodien, soviel dir beliebt. Da hast du den Schlüssel zu Allem!“ Das Mädchen brachte das Verlangte und nun schrieb Genovefa einen Brief des folgenden Inhalts: „Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen ist, daß ich auf euern Befehl sterben soll, so wollte ich euch mit diesen Zeilen noch gute Nacht sagen und einen freundlichen Abschied von euch nehmen. Ich will gerne sterben, wenn ihr es befehlt, obgleich es mich bitter kränkt, daß ihr mich, die Unschuldige, zum Tode verurtheilet. Die Ursache, warum ich sterbe, ist die, daß ich meine euch gelobte Treue nicht brechen und dem schändlichen Golo, eurem Hofmeister, nicht willfahren wollte. Doch messe ich euch, meinem Herrn, keine andere Schuld zu, als daß ihr meinen Anklägern zu leichten Glauben geschenkt und mir zur Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt. So kann ich nur vor Gott bezeugen, vor dessen strengem Gericht ich morgen schon erscheinen werde, daß ich

mein Leben lang an keinen Mann gedacht habe, als an euch. Mein Trost bleibt, daß dereinst ein Tag aufgehen wird, an dem meine Unschuld hervorkommen und meiner Ankläger Falschheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr! liebster Freund! Ich verzeihe euch von Herzen; ja noch nach meinem Tode will ich Gott bitten, daß mein unschuldiges Blut keine Rache über euch, noch über meine Ankläger schreie. Dieß schreibe ich mit zitternden Händen, und fließenden Augen, denn in meinem Herzen wohnt der Tod und erfüllt mich mit Schrecken. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genovefa."

Dieß Briefchen gab sie dem Mägdlein, daß es dasselbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menschen ein Wort davon offenbaren sollte. Die ganze folgende Nacht verlebte sie in eifrigem Gebet und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

Am andern Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von seinen getreusten Dienern und eröffnete ihnen den ernstlichen Befehl seines Herrn. Er hieß sie deßhalb die Gräfin sammt dem Kind in einen Wald hinausführen, daselbst umbringen und zum Wahrzeichen vollbrachten Befehls ihre ausgestochenen Augen mitbringen. Wenn sie dieß thun würden, wollte er ihre Treue

reichlich belohnen, widrigenfalls mit Weib und Kindern sie umbringen lassen. Die Diener unterwarfen sich dem Befehl und giengen alsbald zu der Gräfin Genovefa in's Gefängniß. Hier legten sie ihr ein schlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angesicht, damit man sie nicht erkennen sollte, und befahlen ihr, in tiefster Stille ihnen zu folgen. Da gieng die arme Genovefa wie ein unschuldiges Schaaf zur Schlachtbank, und that ihren Mund nicht auf, sich mit einem einzigen Wörtlein zu beklagen, sie trug ihr kleines Lamm, ihr Söhnlein, auf den Armen, und drückte es ohne Unterlaß an ihr Herz und flüsterte über demselben: „Ach du mein herzliebstes Engelein, dürfte ich dich nur so lang noch auf meinen Armen tragen, als ich dich unter meinem Herzen getragen habe; nun aber mußst du sterben, ehe du weißest, was schuldig seyn heißt, und mußt als schuldig leiden, da du doch niemals eine Schuld begangen hast!“ Die Diener hörten diese leisen Worte und ihr Herz wurde weich, so daß sie ein wahres Mitleiden mit Beiden hatten, und es ihnen sehr schwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollstrecken.

Nachdem sie nun den Wald und einen gelegenen Ort in demselben erreicht hatten, da sagten sie der Gräfin, ihr Herr habe verordnet, sie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten, und der Hofmeister Golo habe ihnen anbefohlen, dieses Gebot zu vollbringen. Darum sollte sie dieses grausame Schicksal nicht ihnen, den Dienern, zuschreiben und sich zu einem seligen Tode bereiten. Genovefa, dem Befehl ihres Herrn gehorsam,

kniecte demüthig nieder und betete zu Gott aus dem Innersten ihres Herzens. Inmittelst ergriffen die Diener das unschuldige Kind, zogen ihre Messer hervor, und wollten ihm den Hals abschneiden. Als die erschrockene Mutter dieß sah, sprang sie von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und rief mit gebrochener Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o lieben Leute, schonet doch des unschuldigen Blutes, und wenn ihr das arme Kind tödten wollt, so bringet mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu sterben!" Die Diener erhörten diese Bitte und hießen sie ihren Hals entblößen und zum Streiche darstrecken. Genovefa schauerte bei diesen Worten zusammen, sie zitterte an allen Gliedern; doch sprach sie mit thränenden Augen: „Ich bin bereit zu sterben, aber glaubet mir, gute Männer, daß ihr euch gröblich an mir versündiget, denn ich bezeuge vor Gott, daß ich unschuldig bin, daß ich fälschlich von dem Hofmeister verklagt worden bin, weil ich seinen bösen Willen nicht thun wollte. Glaubet mir auch: wenn ihr mich schonet, so wird es Gott euch und euren Kindern vergelten; bringet ihr mich aber um, so wird mein unschuldiges Blut über euch und eure Kinder Rache schreien."

Durch diese Worte wurden die Herzen der Diener so bewegt, daß es ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; sie sprachen deßwegen beide auf einmal mit freundlichen Worten zur ihr: „Gnädige Frau! Uns ist zwar bei Lebensgefahr befohlen, euch hinzurichten; dennoch, wenn ihr uns versprechen wollet, nimmermehr

unter die Menschen zu gehen, sondern euch in dieser oder einer andern Wildniß verborgen aufzuhalten, so möget ihr in Gottes Namen hingehen, und unser in eurem Gebet eingedenk seyn!“ Die Gräfin hob ihre Augen gen Himmel, erhub sich freudig, versprach den Dienern, was sie verlangten, mit allem Ernste, und dankte ihnen von ganzer Seele für die erzeigte Barmherzigkeit. Die Diener stachen nun einem Windspiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen aus, und überbrachten dieselben ihrem Herrn, als Beweis ihrer betrübten Mordthat. Den Golo grausste jedoch, die Augen der Frau zu sehen, die er geliebt hatte; er sprach daher abgewendet, „sie sollten die Augen voll Ehebruchs den Hunden vorwerfen!“

Die gerettete Genovefa, verlassen von allen Menschen, ging in dem wilden Wald herum, und suchte einen Ort, wo sie vor dem Unwetter geschirmt sich aufhalten könnte; sie fand aber den ganzen, langen Tag keinen, sondern wurde genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. So brachte sie die kalte Nacht unter Frost und vieler Furcht hin, ohne allen Schlaf, die weinenden Augen und zitternden Hände gen Himmel gewendet. Als der Morgen anbrach, stand sie auf und nahm ihr Kind, das auf ihrem Schooße geruht hatte, auf den Arm, dann ging sie abermals den

ganzen Tag im Walde umher, eine gelegene Höhle, oder auch nur einen hohlen Baum zu suchen, um darin zu wohnen. Aber es war wieder vergebens. Da sie nun zwei Tage nichts gegessen und getrunken, so war ihr Hunger und Durst so groß, daß sie die rohen Wurzeln der Kräuter auszuraufen anfing, sich daran zu erfri- schen. Die zweite Nacht brachte sie wieder ohne Schlum- mer und voll Angst unter einem Baume zu. Endlich den dritten Tag, als sie noch tiefer in die Wildniß hin- eingegangen war, fand sie im Felsgestein eine Höhle, und nächst dabei ein kleines Quellbrünnlein. Die Grä- fin nahm diese Wohnung an, als von Gott bescheert, und setzte sich vor, ihr übriges Leben in der Höhle zu- zubringen. Sie machte sich ein Bett aus Baumzwei- gen und Laub, und suchte sich von Tag zu Tage frische Wurzeln zur Nahrung. Weil sie aber ein so gar küm- merliches Leben führen mußte, so ging ihr bald die Mut- termilch aus, und ihr armes Kind trank an der leeren Brust so lange, bis endlich Blut statt der Milch floß; und weil es keine Nahrung mehr bekam, so fing es an zu verschmachten. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter so tief ins Herz, daß auch sie vor Leid sterben zu müssen meinte. Sie legte es verzweifelnd unter einen Baum, und ging weit davon, wo sie es nicht hören und sehen konnte. Dort kniete sie mit aufgehobenen Händen nieder, und rief den gütigen Gott so inbrünstig an, daß er sie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöser," sprach sie, „können deine gnädigen Augen ohne Mitleiden anse- hen, wie dieses unschuldige Kind verschmachten muß?

Siehe doch an, barmherziger Gott, wie das arme Lamm vor deinen Augen liegt, und mit seinem milden Weinen dich so innig um die nöthige Nahrung anruft! Ach, erbarme dich über die Waise, der ihr Vater so hart ist, und die Mutter nicht helfen kann. Ich habe ja keinen Trost mehr auf Erden, als dieß mein einziges Söhnlein. Nimmst du es mir, so muß ich gar vertrauren in dieser öden Wildniß. Darum gieb es mir wieder, barmherziger Gott, gewiß, ich will es dir zur Ehre und zu deinem Dienste aufziehen."

Kaum hatte die weinende Mutter dieses Gebet geendigt, da lief eine Hirschkuh auf sie zu, die sich wie ein zahmes Thier anstellte, und freundlich um sie herstrich, gleich als wollte sie sagen: "Siehe mich hat Gott gesendet, dein Kindlein zu ernähren." Genovefa erkannte mit freudigem Staunen die Fürsehung Gottes, sie eilte zurück zu ihrem Kinde, und da die Hirschkuh ihr nachlief, so legte sie das Kind an die Zizen des Wildes, und ließ es so lange saugen, bis es gesättigt war. Durch diese himmlische Wohlthat wurde die gute Gräfin so erfreut, daß sie sich auf die Knie niederwarf, und mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank sagte, und in Demuth um Fortsetzung seiner Hülfe flehte. Ihr Gebet wurde erhört; die Hirschkuh kam täglich, so lange beide in der Wüste waren, zweimal, das Kind zu säugen. Dieß war die einzige Hülfe, welche das schuldlose Kind sieben ganzer Jahre lang von den Kreaturen empfing, während seine Mutter von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Ihre Grafenwohnung hatte sie mit

der wilden Einöde vertauscht, ihr schönes Zimmer mit einer finstern Kluft, ihre reichbeladene Tafel mit wilden Kräutern, ihre Kammerjungfrauen waren die unvernünftigen Thiere; statt auf ihr weiches Ruhebett legte sie sich des Nachts in Laub und harte Reiser; anstatt ihrer kostbaren Perlen hatte sie bittere Zähren, und für Lust und Kurzweil nichts als Leid und Traurigkeit. Im Sommer war zwar ihr Elend noch erträglich, im Winter aber quälte sie die Kälte; die Nahrung aus der Erde war kaum aufzutreiben; wenn sie trinken wollte, mußte sie das gefrorene Eis so lange im Munde halten, bis es schmolz; wenn sie Wurzeln suchen wollte, mußte sie den tiefen Schnee hinwegräumen, und gar mühselig mit einem Holz in die gefrorene Erde hineingraben; wollte sie sich erwärmen, so mußte sie die eiskalten Hände so lange zusammenschlagen und reiben, bis das Blut wieder kam. Und die langen Winternächte, die kein Ende nehmen wollten, mußte sie mit ihrem kleinen Knaben in der schwarzen Höhle durchleben. Doch waren alle Schmerzen, welche die Gräfin aus eigner Bedrängniß litt, gering gegen den Kummer, den ihr mütterliches Herz über dem Elend ihres Kindes empfand.

Dieses fing allmählig an heranzuwachsen und sein eigenes Elend zu empfinden. Wie oft drückte die Mutter ihren Schatz an die Brust, seine kleinen von Kälte erstarrten Glieder zu wärmen! und wenn sie dann sah, wie sein ganzer Leib von Kälte bebte, so wußte sie vor Trauer sich nicht zu halten und mußte unaufhör-

lich weinen, und das arme Kind weinte mit, als es seine Mutter so traurig sah. Allmählig jedoch gewöhnte sie sich an so große Mühseligkeiten und auch der Knabe ward abgehärtet und stark. Da dankte sie Gott, daß er sie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüste geführt hatte. Die meiste Zeit brachte sie mit heiligem Gebete zu, und übte sich je länger je mehr in der Andacht und der himmlischen Liebe.

Einst nun, als sie vor ihrer Höhle knieend ihre Augen betend gen Himmel gerichtet hatte, da sah sie staunend ein Wunder sich ereignen. Ein Engel flog herab aus der Höhe, der trug ein gar schönes Kreuz in seinen Händen, an welchem der sterbende Heiland aus Elfenbein abgebildet war, künstlicher, als Menschenhände es vermögen. Dieß Crucifix reichte ihr der Engel, und sprach mit holdseligen Worten zu ihr: „Nimm dieses heilige Kreuz, Genovefa, welches dein Erlöser dir zum Trost vom Himmel herabsendet. In ihm sollst du dich beschauen und spiegeln; vor ihm dein Gebet verrichten. Tröste dich mit diesem Kreuz, wenn du betrübt bist, fliehe zu ihm, wenn du angefochten bist, wenn dich Ungeduld überfällt, so erinnere dich an die Geduld dessen, der an diesem Kreuze hangt.“ Als der Engel dieß gesprochen, stellte er das Kreuz vor ihr nieder, und verschwand vor ihren Augen. Das Kreuz aber blieb leibhaftig stehen; Genovefa nahm es und endeckte bald in ihrer Höhle einen natürlichen Altar, aus Felsen geformt. Dort stellte sie es auf und warf sich mit andächtiger Demuth davor nieder, brachte ihren gekreuzigten Er-

löser vom Haupt bis zu den Füßen, vergaß so ihr eigenes Leid und wurde von so großem Mitleiden verwundet, daß ihr das Herz im Leibe zerspringen wollte. An dem Kreuze hatte sie ihren höchsten Trost, dem Kreuze klagte sie ihr Leid. Im Sommer zierte sie es mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umschlang sie es mit Tannenreisern und immergrünen Wachholderstauden.

Inzwischen erstarkte ihr lieber Sohn Schmerzenreich und lernte allgemach gehen und reden. Genovefa unterrichtete ihn, so gut sie in der Einsamkeit konnte, und hatte mancherlei Kurzweil mit ihm, und herzlichen Trost durch das Kind. Gott und die Natur hatten den Knaben mit besonderem Verstand ausgerüstet, daß er vor der Zeit klug zu werden anfing und Alles leicht begriff, was die Mutter ihm sagte. Nur war es jammervoll anzusehen, wie das arme Kind zuletzt ganz nackt und baarfuß ging, denn die schlechten Tücher, in welche die Mutter es von Kindheit an eingewickelt, waren bald zerrissen, und auch die Stücke Tuch, welche die Mutter von ihren eigenen Kleidern abschnitt, wurden bald zu Fetzen. Am Ende kam es so weit, daß Mutter und Kind ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten. Da erbarmte sich Gott und sandte einen Wolf daher, der die Haut eines zerrissenen Schaafes im Rachen trug und sie dicht vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieses Geschenk mit großem Danke von Gott an, trocknete die Haut und warf sie ihrem Schmerzenreich um.

Von dieser Zeit fingen auch die wilden Thiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden. Sie kamen täglich vor die Höhle und spielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schaafsfell gebracht hatte, ließ den Knaben auf sich reiten; und oft speiste der Kleine mitten unter den Hasen und anderem Wild, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf die Hand und auf das kleine Haupt, und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Gesang. Wenn das Kind ausging, Kräuter für die Mutter zu suchen, so liefen verschiedene Thierchen mit ihm, und zeigten ihm, mit den Füßen scharrend, wo die besten Kräuter wären. Die fromme Mutter hatte auch große Freude an dem Gespräche des Knaben und verwunderte sich oft über seine klugen Fragen und Antworten. Sie lehrte ihn auch das Vaterunser und andere Gebete; niemals aber sagte sie ihm, von welchem Geschlecht er geboren wäre, damit sie nicht sein Leid noch vermehre, oder die Weltlust in ihm erwecke.

Einst als sie ein freundliches Gespräch mit ihm hielt, sagte Schmerzenreich zu ihr: „Mutter, du befahlst mir oft zu sagen: Vater unser, der du bist im Himmel! So sage mir doch, wer ist denn mein Vater?“ — „Liebes Kind, sprach die Mutter, dein Vater ist der Gott, welcher droben wohnt, wo Sonne und Mond scheint.“ Das Kind sprach: „Kennt mich denn mein Vater auch?“ — „Freilich, antwortete die Mutter, kennt er dich, und hat dich auch herzlich lieb.“ — „Wie kommt es denn, sagte das Kind, daß er mir nichts Gutes

thut und mich in der Noth schmachten läßt?" — „Lieber Sohn, erwiederte Genovefa, wir sind hier auf der Erde alle in einem Jammerthale, und müssen Vieles leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben." Der Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Vater noch mehr Söhne neben mir?" — „Ja freilich," sprach sie. — Er aber sagte: „Wo sind sie denn? Ich meinte, du und ich, wir seyen nur allein in der Welt." Genovefa antwortete: „Obwohl du in deinem Leben nie aus diesem Walde hinausgekommen bist, so sollst du doch wissen, daß außerhalb desselben noch viele Menschenwohnungen sind, darin wohnen allerhand Leute; etliche von ihnen thun Gutes, etliche Böses; und die Böses thun, die kommen in die Hölle, darin sie ewige Pein leiden." — Der Knabe sprach endlich; „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten; was thun wir denn in diesem Walde allein?" — „Wir thun es, erwiederte Genovefa, damit wir unserem himmlischen Vater desto besser dienen und um so gewisser in den Himmel kommen mögen." Dergleichen Reden führte das kluge Kind gar viele mit seiner Mutter und lernte durch seine vorwitzigen Fragen mancherlei.

Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die fromme Gräfin tödtlich krank, und glaubte nicht anders, als daß sie sterben müsse; denn die Noth und der Mangel an allen Dingen hatte ihren Leib so abgezehrt, daß sie nicht mehr sich selbst gleich sah, sondern ein Schatten des Todes zu seyn schien. Ein heftiges

Fieber entzündete das Blut in ihren Adern, an allen Gliedern wurde sie kraftlos und voller Schmerzen. Als nun der arme, verlassene Schmerzenreich seine Mutter allmählig dahin sterben sah, da warf er sich über ihren kranken Leib und rief in Verzweiflung aus: „Was fange ich an, geliebte Mutter, wo soll ich hin, wenn du stirbst? In dieser Wildniß bin ich allein und in der Welt kenne ich keinen Menschen. Mutter, bitte doch den lieben Gott, daß er dich länger leben lasse, denn ohne dich muß dein Sohn verkümmern!“ Die sterbende Genovefa suchte nach einem Troste für ihr Kind. Darum sagte sie ihm, was sie bisher verschwiegen hatte und sprach: „Betrübe dich nicht wegen meines Todes und klage nicht so sehr über deine Verlassenheit. Wisse, daß du neben dem himmlischen Vater auch noch einen Vater auf Erden hast; dieser wohnt nicht ferne von diesem wilden Walde, in der Stadt Trier. Zu dem geh' nach meinem Tode und sag' ihm, daß du sein Kind seyest. Er wird dich leicht erkennen, denn du siehest ihm ganz ähnlich; ja alle Leute dort werden dich erkennen.“ Und dann erzählte sie ihm ihr ganzes Unglück, so weit es der Knabe erfahren durfte und fassen konnte. Dennoch ließ sie sich von ihm versprechen, ihre Unbilde nicht rächen zu wollen. Alsdann legte die müde Genovefa ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite und erwartete den Tod. Da war ihr, als träten zwei glänzende Engel in die Höhle, und einer beugte sich über ihre Lagerstatt, rührte ihr die Hand an und sprach: „Du sollst leben, Genovefa, und jetzt nicht ster-

ben; denn das ist der Wille deines Gottes.“ Mit diesem Wort verschwanden die Engel, und die Kranke erwachte gestärkt und mit neuer Lebenskraft. Der kleine Schmerzenreich sah dieß, er fuhr fort, seine Mutter zu pflegen, und sah mit seliger Freude, wie sie von Stunde zu Stunde neue Kräfte gewann und endlich völlig gesundete.

Nun kehren wir zum Grafen Siegfried zurück. Als dieser von Straßburg wieder in seinem Schlosse zu Trier angekommen war, erzählte ihm sein Hofmeister Golo, daß er die Ehebrecherin sammt dem Bastard in einem Walde heimlich habe umbringen lassen. Der Graf war damit wohl zufrieden, lobte die Vorsicht seines Dieners, und kehrte zu seiner frühern Lebensgewohnheit zurück. Aber nach wenigen Tagen fing sein Gewissen an, ihn zu ängstigen und die Erinnerung an Genovefa ihn mit bitterer Sehnsucht zu betrüben. Er dachte es sich doch als möglich, daß ihr Unrecht geschehen seyn könnte; er sah ein, daß er sich sehr versündigt habe, weil er ihre Sache nicht auf gerichtlichem Wege untersuchen lassen. In der folgenden Nacht hatte er einen schweren Traum. Ihm war, als risse ein Drache seine geliebte Gemahlin hinweg, und Niemand war, der ihm in dieser Noth Hülfe leistete. Dieser Traum vermehrte seine Angst und er erzählte ihn am andern Morgen seinem Schloßhof-

meister Golo. Der war aber arglistig genug, ihn sogleich auszulegen: „Herr, erwiederte er, der Drache bedeutet den Koch, der ja Drago geheißen, das ist gedollmetscht Drache; der hat seiner Treue vergessen und die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entrissen.“ Golo beredete auch seinen Herrn, solchen melancholischen Träumen fernerhin keine Aufmerksamkeit zu schenken, sondern fest überzeugt zu seyn, die Gräfin sammt dem Koch hätten wohl noch einen übleren Tod verdient. Um den Grafen zu zerstreuen, veranstaltete Golo auch mancherlei Gastereien, Tänze und Besuche bei Freunden und was er sonst wußte, das den Grafen erlustigen konnte. Alle diese Dinge erfreuten nun freilich seine äußerlichen Sinne, aber die Wunden seines angsthaften Herzens konnten sie nicht heilen, diese wurden immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, da fand er unter anderen Schriften den Brief, den Genovefa im Kerker geschrieben, und den das kluge Kind dort wohl versteckt hatte. Er las diesen Brief in der höchsten Spannung seiner Seele, und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unschuld seiner lieben Genovefa zweifeln. Da wurde er von solcher Reue und solchem Mitleiden bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing und vor Herzeleid sterben zu müssen meinte. Den Golo aber schalt er einen falschen Verräther und gottlosen Mörder, und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle; ja wenn er gegenwärtig gewesen wäre, er hätte ihn auf der Stelle durchstochen. Aber

der arglistige Golo sah von Ferne an der Miene seines Herrn, was ihn erwarte. Er floh deßwegen den Hof für einige Tage, bis der Zorn des Grafen sich gelegt hatte. Dann kam er wieder und wußte dem Grafen so scheinbare Gründe entgegenzuhalten und den Brief der Gräfin so lügenhaft zu verdrehen, daß der Graf seinen Worten mehr, als dem Briefe glaubte. „Genovefa, sprach er, bezeugt in ihrem Schreiben, sie sey unschuldig und habe nimmermehr so arge That begangen. Ei, eine schöne Verantwortung! Wenn das Läugnen genug ist, nun dann sind alle Diebe und Ehebrecher unschuldig.“ So wiegte er das Gewissen des Grafen in den Schlaf und brachte sich selbst wieder in Gnaden. Aber die innerliche Ruhe des Grafen dauerte nicht lange; die alten Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an seinem schuldigen Gewissen. Es war ihm immer, als raunte ihm eine Stimme in die Ohren: „Du hast dein Weib Genovefa umbringen lassen; du hast das unschuldige Kind lassen tödten; du hast den frommen Koch hinrichten lassen!“ So lief er herum, wie einer, der keine Ruhe hat.

Golo merkte dieß Alles wohl; er sah, daß der Gemüthszustand des Grafen immer bedenklicher wurde und glaubte sich bald nicht mehr sicher. In aller Stille verließ er den Hof und das Land; denn er fürchtete, der Graf möchte ihn zuletzt ergreifen lassen. Einige Zeit darauf ereignete es sich, daß man an einem entlegenen Ort im Felde Spuren eines verscharrten Leichnams entdeckte; man öffnete die Erde; grub tiefer und

stieß endlich auf den Leichnam des hier vergrabenen Koches, den Golo hatte vergiften und dorthin schaffen lassen, und den man an verschiedenen Merkzeichen erkannte. Der Graf sah den Leichnam selbst, und von nun an nahmen seine Zweifel über den unverschuldeten Tod des Koches zu. Nach einigen Jahren wurde die Frau zu Straßburg, die den Grafen durch ihre Vorspiegelungen betrogen hatte, eingezogen und als schändliche Betrügerin vom Gerichte zum Feuer verurtheilt. Vor ihrem Tode bekannte sie auch diesen Betrug, und erklärte, daß die Gräfin sammt dem Koch unschuldig sey. Auch bat sie, dem Grafen zu berichten, daß sie auf Anstiften des Hofmeisters Golo jenes Gaukelspiel angestellt habe.

Dieß wurde dem Grafen Siegfried in aller Eile gemeldet, und jetzt erst erkannte er ganz klar, wie er von Golo umstrickt und umnebelt worden, und seine arme Gemahlin mit ihrem Kind unschuldig dem Tod überliefert hatte. Zorn, Mitleiden, Reue, Verzweiflung durchwühlten ihm sein Herz, und sein ganzes Trachten ging fortan dahin, den Verräther Golo zu suchen. Zwei Jahre war dieser vom Hofe weg, und der Graf wußte nicht wie er den Fuchs fangen sollte; da entschloß er sich endlich zu einer List. Er schrieb dem Bösewicht einen freundlichen Brief, in welchem er sich scheinbar darüber verwunderte, warum er den Hof verlassen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre genossen; Golo antwortete ausweichend, und entschuldigte seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Abhaltungen und Familien-

geschäften. Der Graf wiederholte seine Briefe, verbarg allen Widerwillen, und gab zu erkennen, wie sehr er seines freundlichen Umgangs bedürfe. Dieser Briefwechsel dauerte eine geraume Zeit, bis endlich Golo wirklich glaubte; der Graf sey ihm wieder in Gnaden gewogen.

Endlich stellte der Graf Siegfried gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und festliche Mahlzeit an, wozu er alle seine Freunde einlud. Unter diesem Vorwande erging auch an Golo eine Einladung, und dieser rannte freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn willkommen, und wirklich freute er sich höchlich über seine Ankunft; Golo war vor den übrigen Gästen eingetroffen, und sie führten, in Erwartung dieser, einige Tage lang die freundlichsten Gespräche, als wäre gar nichts zwischen ihnen beiden vorgefallen.

Sieben ganzer Jahre waren verflossen, daß Genovefa in der Wüste zugebracht hatte, und von aller Welt für todt gehalten worden war. Der Dreikönigstag und die Feste des Grafen kamen nun auch herbei; damit denn die geladenen Gäste um so bessere Tafel finden möchten, ritt Herr Siegfried selbst zuvor hinaus um zu jagen, und nahm unter andern Dienern auch den Golo mit sich. Da rannten sie in der Wildniß umher, der Eine da, der Andre dorthin, und jeder befleißigte sich, ein Stück Wild einzutreiben. Von Ungefähr wurde der

Graf eine schöne Hirschkuh gewahr; er setzt ihr zu Rosse durch Hecken und Gesträuch nach, und verfolgt sie so lange, bis sie sich in eine Höhle rettet, die sich dem Auge des Grafen zwischen Strauch und Gestein aufthat. Er wirft einen Blick hinein und erblickt neben dem Wild eine unbekleidete Frau stehend. Er erschrack von ganzem Herzen und meinte nicht anders, als es sey ein Gespenst oder ein Spuck der Hölle. Deßwegen bezeichnete er sich mit dem Kreuz und sprach mit Entsetzen: „Wenn du von Gott bist, so komm zu mir heraus und sage mir, wer du seyest." — Genovefa — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den ersten Blick, und sprach mit zitternder Stimme: „Ja, ich bin von Gott her, ich bin ein unglückliches, nacktes Weib. Wollt ihr, daß ich zu euch herauskomme, so werfet mir ein Kleid um, meine Blöße zu decken!" Der Graf zog den Mantel vom Leibe und warf ihn in die Höhle. Sie umwickelte sich nun mit dem zugeworfenen Tuche und trat aus der Höhle hervor, die unerschrockene Hindin an ihrer Seite; der Schmerzenreich aber war gerade nicht gegenwärtig, sondern hinaus in den Wald gegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen.

Der Graf wunderte sich über die abgemagerte Gestalt des Weibes, das er vor sich sah, und fragte, wer und von wannen sie doch sey. „Mein Herr," sprach Genovefa, „ich bin ein armes Weib und aus Brabant gebürtig; aus Noth bin ich hierher geflohen, denn man hat mich, die ich nichts verschuldet hatte, mit meinem armen Kind umbringen wollen." Der Graf zuckte zu-

sammen, doch fragte er weiter, wie lang es her sey und wie es zugegangen. Genovefa faßte Muth und sprach: „Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und übergab mich seinem Hofmeister, daß er mich sammt dem Kinde, das ich meinem Herrn geboren hatte, umbringen lassen sollte; die Diener aber schenkten mir aus Erbarmen das Leben, und ich versprach ihnen, daß ich nimmermehr vor meinen Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wolle, und das sind nun schon sieben Jahr.“ Siegfried zitterte am ganzen Leibe, denn Genovefa's Bild stieg vor seiner Seele auf, aber in dieser abgezehrten Gestalt konnte er sie nicht erkennen. Darum sprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte euch um Gottes willen, sagt mir, wie ist euer Name und wie der Name eures Eheherrn? Da sprach sie seufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried; ich Armselige aber nenne mich Genovefa!“

Diese wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerschlag getroffen hätte. Er bäumte sich in seinen Bügeln und stürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf seinem Angesicht, und athmete lange nicht. Als er aber wieder zur Besinnung kam, richtete er sein Haupt auf und sprach noch in den Knieen liegend: „Genovefa, ach Genovefa! seyd Ihr es?“ Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die arme Genovefa!“ Dem Grafen rollten die Zähren über das Gesicht, er fiel wieder in Erstarrung und konnte lange kein einzi-

ges Wort vorbringen. Nach vielem heißen Weinen sprach er endlich noch immer knieend: „O daß Gott im Himmel erbarme! In solchem Elend muß ich euch antreffen! Ich gottloser Bösewicht, ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage, ja ich verdiene, daß sie sich mir aufthue und mich der Abgrund der Hölle verschlinge! Bin doch ich die einzige Ursache alles euren Unheils, ich der boshafte Mann, der sein unschuldiges Weib falschen Argwohnes wegen umbringen hieß! Verzeihet mir, geliebte Genovefa, nicht um meinetwillen, nein um des Gekreuzigten willen, der dort auf eurem Felsen steht! Ich stehe nicht auf von euern Füßen, bis daß ich Gnade erlangt habe!“

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein, und sprach mit halbgebrochenen Worten: „Betrübet euch nicht, mein Herr Siegfried, betrübet euch nicht so sehr! Nicht durch eure Schuld, sondern nach Gottes Anordnung ist es geschehen, daß ich in diese Wüste versetzt worden bin. Ich verzeihe euch von Herzen und habe euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns beiden unsere Sünden verzeihen und uns seiner Gnade würdig machen.“ Darauf reichte sie dem Grafen die Hand, und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrübte Graf, in das abgezehrte Angesicht seiner Gemahlin schauend; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor Mitleiden zerspringen, als er das holdselige Antlitz, das einst den Engeln glich, jetzt so gar grausam entstellt sah. Er fühlte eine solche Ehrerbietung gegen Genovefa, als ob er von einer Heiligen

aus dem Himmel stände, und wiewohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, so wagte er doch kaum mit ihr zu reden. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er endlich; „Und wo ist denn das arme Kind, das Ihr im Kerker geboren habt? Ist es denn nicht mehr am Leben?“ — „Freilich ist es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt,“ erwiedèrte Genovefa, „ich allein hätte es nicht ernähren können; aber Gott hat mir diese Hindin geschickt und das treue Thier hat mein Kind zweimal des Tages gesäugt!“

Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich, mit seiner Schaafhaut bekleidet, baarfuß daher gelaufen kam, seine beiden Hände voll wilder Wurzeln. Als er aber den Grafen bei seiner Mutter sah, erschrak er sehr und rief: „Mutter, was ist das für ein wilder Mensch, der bei dir steht? Ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mutter sprach: „Fürchte dich nicht, lieber Sohn! komm nur kecklich her; der Mann thut dir nichts!“ Da war bei dem Grafen Leid und Freud' so groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und sagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das ist dein Vater, geh hin, fasse seine Hand und küsse sie!“ Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf seine Arme, drückte es an sein entzücktes Herz und küßte es süßiglich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor als: „O mein herzliebster Sohn, o mein herzgüldenes Kind!“

Als der Graf sich mit Umarmung seines Sohnes ersättigt hatte, bließ er stark in sein Jägerhorn und rief die Jäger und die Knechte zusammen. Eilfertig kam Einer um den Andern und Alle verwunderten sich, als sie die wilde Frau bei dem Herrn und das Kind auf seinen Armen sahen. Der Graf sprach: „Was dünkt euch von diesem Weibe, solltet ihr es wohl kennen?“ Da sie nach einigem Beschauen alle Nein sagten, so sprach er weiter: „Kennet ihr denn meine Gemahlin Genovefa nicht mehr?“ Auf diese Worte überfiel sie eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Einer nach dem Andern ging hinzu, hieß sie freundlich willkommen und erfreute sich von Herzen, daß Diejenige noch lebte, die Alles im Schlosse schon sieben Jahre lang beseufzet hatte. Zwei von ihnen ritten eilig nach Hause und kamen mit einer Sänfte sammt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu schmücken und heimzutragen.

Unter allen Dienern, die auf den Jagdruf des Grafen herbeikamen, war Golo der letzte, als ahnete es ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen sey. Der Graf hatte ihm zwei Diener entgegengeschickt mit dem Befehl: „er solle eilen, es sey ein wunderseltsames Wild gefangen worden.“ Wie er nun hinzu kam, da sprach Herr Siegfried: „Golo, kennest du dieses Weib?“ Er schreckte zusammen, doch sagte er: „Nein, ich kenne sie nicht.“ Weiter sprach der Graf: „Du ruchlosester Bösewicht, der unter der Sonne wandelt, kennst du Genovefa nicht, die du fälschlich bei mir verklagt, und unschuldig in den Tod

geschickt hast? Du Mörder, wie soll ich dich genug strafen, welche Qualen soll ich ersinnen, mit denen ich dich genug martern kann!“ Golo lag indessen auf der Erde und wälzte sich und bat um Barmherzigkeit. Der ergrimmte Graf aber befahl, ihn hart zu binden und als den größten Uebelthäter gefangen abzuführen.

Hierauf bat Siegfried, Genovefa möchte sich gefallen lassen, mit ihm in das Schloß zurück zu gehen, aber sie betrat noch einmal zuvor ihre Höhle, und fiel vor dem Kruzifixe nieder, Gott für alle an diesem Ort empfangene Wohlthaten zu danken. Alsdann nahm sie der Graf bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach. Muntere Vögelein flogen über Genovefa's Haupte und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel an, wie ungerne sie die Frau und das Kind von sich ließen. Die Hirschkuh folgte der Gräfin wie ein sanftmüthiges Lamm, und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Endlich kam man zur Sänfte, in welche sie gesetzt ward, und nun bewegte sich der Zug dem Schlosse zu.

Hier war das große Wunder schon zur lauten Mähre geworden, jeder wollte die neue Heilige sehen, Freunde und geladene Gäste kamen schaarenweise auf das Schloß, wo sie große Ursache zu frohlocken antrafen, da sie die theure Verwandte wie von den Todten auferstanden fanden und die wunderbare Weise vernahmen, durch welche Gott ihre Unschuld geoffenbart hatte. Als das Ehepaar angekommen und begrüßt

war, begannen die Feste und dauerten die ganze Woche. Mahl folgte auf Mahl; aber Genovefa konnte von keiner Speise genießen und den Freudenwein nicht kosten; aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr die Speise bereiten, die sie allein genießen konnte.

Als die Freudenwoche vorüber war, wurde auch über Golo Gericht gehalten. Der Graf ließ ihn aus seinem Gefängnisse holen und allen seinen Gästen vorführen. Er erzählte ihnen alle seine Frevel und ließ sie urtheilen, welche Strafe ein so teuflischer Bösewicht verdient habe. Die ganze Verwandtschaft schrie Rache über den boshaften Verräther und verurtheilte ihn zum grausamsten Tode. Da warf sich der Bösewicht zu Genovefa's Füßen und diese bat ihren Herrn inständig, dem armen gedemüthigten Sünder zu verzeihen. Der Graf hätte ihr zwar wohl diese Gunst bewilligt, er wagte aber nichts ohne seine versammelten Verwandten zu thun. Diese willigten jedoch in keine Gnade, damit nicht in künftigen Zeiten gesagt werden könnte, Golo sey unschuldig gewesen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er abgeführt und litt, was er verschuldet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten, wurden mit dem Schwerte gerichtet; alle dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt, darunter auch das Mägdlein, die der Gräfin Feder und Dinte in das Gefängniß gebracht, so wie einer von den Dienern, die ihr das Leben ge-

schenkt hatten; der andre war schon gestorben, dafür erhielten seine Kinder die Wohlthat.

Die Feste waren zu Ende und die Gäste hatten das Schloß des Grafen verlassen. Fortan lebte Genovefa mit ihrem Gemahl in großer Heiligkeit, und er wußte nicht, wie er ihr genug dienen und aufwarten sollte, er liebte sie, wie die Engel im Himmel sich lieben, und ließ ihr alle Ehre erweisen, die man einer durchlauchtigen Fürstin erweist. Aber die Gräfin freute sich irdischer Ehre nicht mehr, und ihr Körper war von dem langen Elend so schwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen mochte. Kaum mochte sie drei Monate auf's Neue mit ihrem lieben Herrn verlebt haben, so wurde sie eines Tags über dem Gebete entzückt und sah eine herrliche Erscheinung. Eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen nahte sich ihr, und mitten unter ihnen ging die Mutter Gottes glorwürdig einher. Jede von diesen Heiligen reichte der Gräfin eine himmlische Blume; die Himmelskönigin aber hielt eine mit köstlichen Edelsteinen besetzte Krone in der Hand und sprach: „Geliebte Tochter, betrachte diese Krone; du hast sie erworben durch die Dornenkrone, die du in der Wildniß getragen hast. Empfange sie von meinen Händen, denn es ist Zeit, daß sich bei dir die Ewigkeit deiner Freuden anhebe!“ Mit diesen Worten setzte sie ihr

die Krone auf das Haupt und fuhr mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel.

Ueber diese Erscheinung war Genovefa sehr froh, denn sie war dadurch versichert, daß ihr Elend nun bald ein Ende nehmen werde. Doch sagte sie ihrem Gemahl nichts davon, damit er sich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Aber die Erfüllung zögerte nicht lange. Denn bald darauf wandelte die fromme Gräfin ein Fieber an, das sie zuletzt auf's Krankenbette warf. Und gegen diese Krankheit fruchtete kein Mittel, so daß Siegfried und sein Sohn Schmerzenreich bald in trostloses Leid versanken. „Ach, geliebte Genovefa," rief der Graf an ihrem Lager aus, „wollt ihr denn, kaum gefunden, so bald von mir scheiden, und mein ganzes Herz wieder betrüben? Habt Mitleid mit meinem Jammer, und bittet den lieben Gott, daß er euch noch eine Weile bei mir lassen wolle!" Genovefa sprach freundlich darauf: „Betrübet euch nicht so sehr wegen meines Todes, lieber Gemahl; ihr richtet damit nichts Andres aus, als daß ihr mich mit euch betrübet. Ihr seht ja wohl, daß es nicht anders seyn kann; darum gebet euch von freien Stücken in den göttlichen Willen. Was mich in meinem Tod am meisten bekümmert, ist, daß ich euch und meinen lieben Schmerzenreich in solcher Bekümmerniß sehen muß; wenn ihr Beide getrost wäret, so wollte ich freudig sterben und dieß elende Leben mit einem bessern vertauschen."

Von da an brachte die Gräfin ihre ganze Zeit in lauter Andacht zu; sie ließ alles, was im Schlosse war,

zu sich rufen und gab Allen ihren Muttersegen, besonders segnete und tröstete sie ihren geliebten Schmerzenreich, dessen Verlassenheit ihr am meisten zu Herzen gieng. Und so verließ endlich ihr seliger Geist den schwachen Leib und gieng ein in das ewige Leben. Siegfried mit seinem Söhnlein warf sich jammernd über den Leichnam seiner geliebten Genovefa. Alle Diener und Frauen im Schlosse wehklagten; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche, und weinte mit zusammengeschlossenen Händen so beweglich, daß man meinte, er müsse die Gestorbene mit seinen heißen Zähren wieder lebendig machen. Die arme Hirschkuh, die der Gräfin aus der Wildniß in das Schloß gefolgt war und hier zahm herumgieng, fieng an zu trauern, sobald ihre Herrin gestorben war; und als man endlich den Leichnam bestattete, gieng sie mit gesenktem Kopfe der Leiche nach und schrie so beweglich, daß es die Menschen erbarmte; nach dem Begräbnisse legte sie sich auf das Grab und wich nicht mehr, bis sie vor lauter Trauern gestorben war.

Mit der heiligen Genovefa war dem Grafen alle Lust und Freude begraben, und kein Ding auf der Welt gewährte ihm ferner ein Genügen. In der Kirche lag er allezeit knieend auf ihrem Grab, und in dem Schlosse verriegelte er sich täglich in ihrer Kammer; da war ihm, als hätte er sie vor Augen, und führte er ein klagendes Zwiegespräch mit ihr und bat ihr unter Thränen ab, daß er sie im Leben so hart verfolgt habe. Auch zu der Höhle, in der Genovefa gelebt hatte, gieng er hin-

aus, und als er dort vor dem Kruzifix auf den Knieen lag, da sprach er bei sich selbst: „Dieß ist die Höhle, die mit den Seufzern der verlassenen Unschuld angefüllt ward; hier hat deine treue Gemahlin fremde Sünden abgebüßt, warum solltest du hier nicht deine eigene Sünde abbüßen?“ Als er dieß bei sich selbst gesprochen, entstand in seiner Seele wie durch Eingebung der Vorsatz, in jener Höhle ein Einsiedlersleben zu führen. Er kehrte auf der Stelle nach Trier zurück, und begehrte und erhielt vom Bischof Hidulf die Erlaubniß, eine Kapelle an dem Ort zu erbauen.

Als nun eine schöne Kirche in der Wildniß fertig war, mit zwei oder drei Einsiedeleien für Solche, die daselbst Buße thun wollten, wurde der Leichnam der frommen Genovefa dorthin gebracht, damit sie da ruhen möchte, wo sie so lange ein strenges und ruheloses Leben geführt hatte. Da mochte man Wunder sehen. Denn obgleich der Leichnam in einem marmornen Sarge lag, den kaum sechs Stiere hätten fortbewegen können, so zogen ihn doch zwei Pferde so leicht, als wenn sie gar keine Last hätten. Und wo der Trauerwagen vorübergeführt wurde, da neigten sich die Hecken des Waldes als schwankten sie vom Winde bewegt; ja selbst die höchsten Bäume bogen ihre Aeste tief gegen ihn herunter. So wurde der Leichnam der heiligen Frau beigesetzt, und das himmlische Kreuz auf den hohen Altar gestellt.

Der Graf bestellte nun seine Sachen im Schlosse und ordnete Alles an, wie er es vor seinem Ende hätte

verordnen müssen. Dann berief er seinen Bruder und sprach in Gegenwart seines Sohns: „Lieber Bruder: ihr habt schon seit geraumer Zeit an mir bemerken können, daß ich nirgends Genügen haben kann, als in der Trauer um meine geliebte Genovefa. Darum habe ich mich entschlossen, die Welt gänzlich zu verlassen und an dem Orte, wo meine Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu sterben; deßwegen setze ich euch zum Vormunde meines Sohnes Schmerzenreich, und bitte euch, ihr wollet an ihm thun, als wenn es euer leiblicher Sohn wäre; ich bin gewiß, auch er wird euch Gehorsam und Ehrerbietung bezeugen, wie ein Kind seinem Vater schuldig ist." Dann sprach er zu seinem Sohne: „Hörst du es, mein herzliebstes Kind, daß ich die Welt zu verlassen begehre und dir meine ganze Grafschaft übergebe? Dein Herr Vetter soll hinfort dein Vater seyn." Da sprach Schmerzenreich: „Ey, lieber Vater, meinet ihr auch, daß es recht sey, daß ihr für euren Theil den Himmel erwählen wollet, und mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlassen? Nein, Vater, das thue ich nicht; ich will ebensowohl den Himmel haben, als ihr. Wo ihr leben wollt, will ich auch leben; wo ihr sterben wollt, will ich auch sterben." Alle verwunderten sich über die Sprache des Knaben. Der Graf mahnte ihn mit weinenden Augen ab: „Mein lieber Sohn," sprach er, „das strenge Leben dort wird dir schwer fallen, dein zärtlicher Leib wird es nicht aushalten können!" — „Ey, besser als ihr, mein Vater," sprach der junge

Schmerzenreich, „habe ich doch sieben Jahre lang die Probe ausgestanden!“

So überließ Schmerzenreich die Grafschaft seinem Ohme, und dieser und der Vater umfingen Beide das Kind mit herzlicher Liebe. Vater und Sohn legten Pilgerkleider an, nahmen mit vielen Thränen Abschied von der Verwandtschaft und zogen in die rauhe Wildniß, daselbst Gott bis an ihr Ende zu dienen. Sobald der kleine Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn seine alten Gespielen, die wilden Thiere, wieder, kamen in großer Menge herbei und freuten sich seiner Ankunft. Da bezogen Vater und Sohn die Einsiedeleien, brachten darin ihr Leben im Andenken an die fromme Genovefa heilig zu, und sind auch daselbst gottselig im Herrn entschlafen.

Das Schloß in der Höhle Xa Xa.

Es lebte einst in Europa ein jüdischer Zauberer, Namens Mattetai, der es in seiner Kunst so weit gebracht hatte, daß er alle verborgenen Schätze ergründen und sie nach Belieben gebrauchen konnte. Doch hatte er daran noch nicht genug, sondern da er in einem alten Buche gelesen hatte, daß in der afrikanischen Höhle Xa Xa ein Schlüsselschloß versteckt liege, welches die Eigenschaft habe, daß sein Besitzer der glückseligste Mensch werden und Alles erlangen könne, weil die Erdgeister daran gebunden wären, und demjenigen zu willen seyn müßten, der das Schloß in seiner Gewalt hätte: so wässerte ihm der Mund schon lange auch nach diesem seltenen Schatz. Da aber, um dieses Schloß abzuholen, allerlei Förmlichkeiten beobachtet werden mußten, die Mattetai noch nicht kannte, so wollte er darüber erst den rechten Bericht einziehen. Weil er nun unter andern Dingen auch einen Ring besaß, an welchen die Luftgeister gefesselt waren, so berief er diese, indem er den Ring um seinen Finger drehte. Alsobald kamen drei Luftgeister herangeflogen und fragten Mattetai, was sein Begehren wäre. Dieser antwortete: „Ich möchte gerne das unschätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa haben,

und berufe euch zu dem Ende, daß ihr mir zu Hülfe kommen sollt.“ Die Luftgeister antworteten: „Mit Gewalt, Herr, können wir euch in dieser Sache nicht dienen; denn das Schloß wird von Erdgeistern bewacht, welche stärker sind, als wir, und gegen die wir wenig ausrichten können. Bedienet euch aber einer List, so werdet ihr vielleicht von selbst obsiegen und das Schloß in eure Gewalt bekommen!“ — „Wohl gut,“ erwiederte Mattetai, „wie muß ichs aber angreifen?“ — „Ganz so,“ sagten sie, „wie es in eurem großen Buche geschrieben steht! Vor allen Dingen müßt ihr einen türkischen Knaben dazu haben, der noch ein unschuldiges Kind ist, und euch in allem folgt, was ihr ihm nach Anzeige des Buches befehlen werdet.“ Mattetai griff nach dem Buche, sah sich genau darin um, sprang endlich auf und sagte zu den Luftgeistern: „Gut, bringt mich nach Constantinopel; dort hoffe ich anzutreffen, was ich suche.“

Flugs ergriffen ihn die willigen Luftgeister und führten ihn durch die Luft in ein paar Augenblicken nach Asien hinüber, wo sie ihn nahe bei der Stadt Constantinopel auf den Erdboden niederließen. Hier entließ er die Geister, ging hinein in die Stadt und durchwanderte viele Straßen, bis er endlich einen Knaben antraf, der ihm diejenigen Eigenschaften zu haben däuchte, die dazu nöthig waren, das Werk, das er vorhatte, glücklich auszuführen. Es war ein armer mutterloser Taglöhnerssohn, Namens Lameth; diesem nahte sich Mattetai, während er gerade mit andern Jungen seines Gleichen auf der Straße spielte, grüßte ihn freundlich

und fragte: „Wo wohnt dein Vater?“ — „Nicht weit von hier,“ antwortete Lameth. Mattetai bat, ihn zu seinem Vater zu führen; das that Lameth und brachte ihn zu seinem Vater, welcher Achim hieß. Diesen redete Mattetai ganz höflich an, und richtete die Bitte an ihn, ob er ihm nicht seinen Sohn, so lang er hier bleiben würde, um ein bestimmtes Geld des Tages zur Bedienung überlassen wolle, damit er ihm die Straßen zeige, die er in seinen Geschäften zu gehen hätte; denn als ein Fremder wisse er gar keinen Bescheid in dieser ungeheuren Stadt. Auf die Frage Achims, wo denn der Fremde wohne, gab dieser zu Antwort: „Ich komme eben zum Thore herein, und will gerade von euch vernehmen, wo ich wohl unterkommen könnte.“ Achim zeigte ihm ein Haus in der Nachbarschaft, und sagte: „Hier werdet ihr in Allem wohl bedient werden, und weil es in unserer Nähe ist, kann auch mein Sohn um so besser zu euren Diensten seyn.“

Mattetai bedankte sich für den guten Rath, schenkte dem Taglöhner einen Dukaten, bestimmte des Knaben Lohn und erklärte sich noch überdieß bereit, für seinen Unterhalt sorgen zu wollen, wenn er ihm getreu dienen würde. Achim, als er von so viel Geld hörte, das er durch seine harte Arbeit in Monatsfrist nicht zu verdienen wußte, und das der Knabe alle Tage für so geringe Mühe bekommen sollte, dankte dem Gott Mahomets in seinem Herzen, und wünschte nur, daß Mattetai recht lang in Constantinopel verweilen möchte. Er übergab ihm seinen Sohn und prägte demselben ernstlich

ein, seinem neuen Herrn in Allem gehorsam zu seyn und treulich zu dienen. Mattetai dankte noch einmal, und begab sich mit Lameth in das angewiesene Haus, ließ sich dort ein gutes Mahl zurichten, das der Knabe mit ihm theilen, und noch dazu die Brocken in seines Vaters Haus tragen durfte. Gleich für den ersten Tag gab ihm der Zauberer einen Dukaten Lohn, obgleich er ihm noch wenig gedient, und nur etliche Stunden bei ihm geblieben war. Er schickte ihn damit bei Zeiten fort, weil er vorgab reisemüde zu seyn und nicht mehr ausgehen möge, sondern ruhen wolle.

Lameth überbrachte seinem Vater Alles mit Freuden, und dieser kam ganz außer sich, als er auf einmal so viel Geld vor sich sah; er befahl seinem Sohn, dem Herrn zu thun, was er ihm an den Augen ansehen könnte, und schickte ihn am Morgen in aller Frühe zu dem Fremden. Mattetai ließ nun sogleich einen Kleiderhändler rufen, der ein sauberes Kleid für den Knaben bringen mußte; darauf befahl er ihm zwei gute Pferde zu miethen. Auf diese setzten sie sich, und ritten so in Constantinopel herum, alle Seltenheiten zu besehen. Des Abends kehrten sie wieder heim, speisten zu Nacht, und Lameth erhielt wieder den versprochenen Taglohn und wurde mit den übriggebliebenen Speisen beladen zum Vater heimgesandt. So hatte auch Achim rechte Herrentage, dachte fast an kein Arbeiten mehr, und wünschte nur, daß Mattetai sein Lebenlang dableiben möchte. Vierzehn ganzer Tage währte es so, und Vater und Sohn hätten dem Fremden gerne die Hände

unter die Füße gebreitet; allein Mattetai mußte sich ganz wider seinen Willen so lang in Constantinopel aufhalten, um den rechten Tag abzuwarten, an dem das große Geschäft unternommen werden könnte.

Den Abend, ehe dieser Tag erschien, befahl der Zauberer dem Lameth, die besten Pferde, die er bekommen könnte, zu miethen, und gleich bei Anbruch des Tages mit denselben zu ihm zu kommen; denn er sey Willens, nachdem er alles Schöne in der Stadt eingesehen, morgen auf das Land zu gehen, die Gegend außerhalb der Stadt zu besichtigen und ihre Annehmlichkeiten zu genießen. Lameth that mit Freuden, was ihm Mattetai befohlen, und kam am andern Tag in aller Frühe mit zwei der besten Pferde, die er hatte bekommen können. Auf das eine setzte sich Mattetai, Lameth folgte ihm auf dem andern willig nach. Als sie ein paar Meilen von der Stadt entfernt waren, verließ der Zauberer auf einmal die ordentliche Straße und ritt in das Gebüsch hinein. „Herr," sagte Lameth, „wir wollen der Landstraße folgen, sonst könnten wir uns verirren." Aber Mattetai sagte: „Folge mir nur nach; weil die Sonne so heiß scheint, will ich lieber im Waldesschatten reiten; nachher werde ich den Weg auf die Landstraße schon wieder zu finden wissen." Er gab mit diesen Worten seinem Pferde die Sporen, und ritt so scharf zu, daß Lameth ihm fast nicht nachfolgen konnte, da Mattetai durch Hecken und Stauden, über dick und dünn dahinsprengte. Endlich vermochte der Knabe nicht länger es auszuhalten; er rief deßwegen dem Zauberer

nach und bat ihn inne zu halten. Dieß that jener endlich; an einer öden Stelle angekommen, stieg er vom Pferde, band dasselbe an einen Baum, und befahl dem Lameth ein gleiches zu thun und mit ihm ein wenig auszuruhen. Lameth war recht froh darüber; sobald er sein Pferd auch angebunden, lagerte er sich, und verschnaubte ein wenig.

Indessen zog Mattetai ein großes Buch aus seiner Manteltasche, schlug es im Grase auf und las eine Weile darin. Nachher drehte er seinen Ring am Finger um und murmelte etwas in seinen Bart; und siehe da, im Augenblick standen drei Luftgeister vor ihm, die fragten, was er zu befehlen hätte. Lameth, der dergleichen noch niemals gesehen hatte, erschrack darüber so sehr, daß er fast vor Schrecken gestorben wäre. Aber Mattetai richtete ihn bald wieder auf, und sagte: „Fürchte dich nicht, mein Sohn, es soll dir kein Haar gekrümmt werden! Folge mir nur; ich versichere dich, es soll dich nicht gereuen; ich will dich so reich machen, daß du mir's dein Lebtag danken wirst.“ Mit diesen und andern Worten beruhigte er den Knaben, dann wendete er sich zu seinen Luftgeistern und sagte zu dem einen: „Da, nimm diese zwei Pferde und überbring sie ihrem Herrn wieder! Ihr aber — sagte er zu den zwei andern — ihr bringet mich und meinen getreuen Diener hier unversehrt nach Afrika, zu der berühmten Höhle Xa Xa.“

Im Augenblick wurden beide von den Geistern ergriffen, durch die Luft entrückt und in einem Nu nach Afrika hinüber gebracht, wo die Geister sie vor einem

großen Hügel niedersetzten. Mattetai verabschiedete hier seine Luftgeister, zog sein Buch wieder heraus und las darin. Dann holte er einen Feuerzeug, den er mit sich trug, hervor, zündete ein Feuer an und beschrieb einen Cirkel darum. Hernach streute er Weihrauch ins Feuer, und murmelte einige unverständliche Worte. Während er dieß that, entstand in dem Hügel ein großes Getöse, wie wenn es donnerte; alsdann geschah ein entsetzlicher Knall, mit dem sich der Hügel öffnete, und viel feurige Flammen aus der Höhle herausfuhren. Als dieß geschehen war, ging Mattetai aus dem Kreise und auf Lameth zu, der vor Furcht und Schrecken nicht wußte, ob er noch lebe oder gestorben sey. Mattetai aber ergriff ihn beim Arm, richtete den Zusammengesunkenen empor und sagte zu ihm: „Lieber Lameth, jetzt ist die Stunde gekommen, wo du mich und dich auf unser ganzes Leben glücklich machen kannst. Merke deßwegen genau auf Alles, was ich dir sagen will; Du siehst hier die Oeffnung dieses Hügels: in ihn hinein mußt du dich begeben; fürchte dich nicht, es wird dir, wenn du mir in Allem folgst, nichts Widriges begegnen. Erstlich nimm hier diesen Ring (mit diesen Worten steckte er ihm einen Ring an den Finger) und gieb Acht, so lieb dir dein Leben ist, daß du ihn nicht verlierest, noch ihn dir von Jemand nehmen lassest; denn so lang du ihn am Finger trägst, wird dir Niemand etwas anhaben können. Darauf geh nun freudig in die Höhle, wandere den langen, finstern Gang gerade durch; kehre dich weder zur rechten noch zur linken Hand; und wenn man

dir ruft, so sieh nicht einmal hinter dich. Wenn du aus dem finstern Gang herausgetreten bist, wirst du durch drei Zimmer kommen, die alle voll von Gold, Silber, Edelgestein und andern köstlichen Sachen sind. Rühre bei Leibe nichts davon an, sondern gehe geraden Weges fort, dann kommst du in einen schönen Garten, der voll Bäume mit süßen Früchten ist; von denen kannst du, wenn es dich nach etwas lüstet, pflücken so viel du willst; doch halte dich nicht zu lange auf, denn sonst würde die Zeit vergehen, während die Kluft offen bleibt; eile deßhalb nur weiter vorwärts; dann wirst du endlich an einer marmornen Säule ein großes Schloß mit einem Schlüssel an einer Perlenschnur angehängt finden. Schneide die Schnur entzwei, schiebe sie mit Schloß und Schlüssel geschwind in die Tasche und laufe geradenweges wieder zu mir heraus; laß dich durch nichts, was in der Welt es auch seyn mag, an deiner Rückkehr hindern, sondern eile den Weg, den du gekommen bist, zurück, ohne ein Wort zu reden."

Lameth entsetzte sich über des Fremden Worte; er war blöde, und konnte sich nicht entschließen, ein so gefährliches Werk zu unternehmen. Mattetai redete ihm indessen auf's ernstlichste zu, und ließ ihn einen Blick in das glänzende Leben thun, das er ihm bereiten wolle. Als aber Lameth noch immerfort zitterte und bebte, und sich zu nichts willig zeigte, da fürchtete der Zauberer, wenn die rechte Stunde verlaufen sey, so möchte er mit aller Welt Hülfe das was er suchte, nicht mehr erlangen. Er wurde daher zornig, ergriff Lameth beim Kra-

gen, warf ihn zu Boden und sagte: „Ich bringe dich um, wenn du nicht vollführst, was ich dir befehle!“ Da bat ihn Lameth um Gnade und versprach thun zu wollen, was er verlange. Jetzt wurde der Zauberer wieder ganz freundlich, wischte ihm den Staub ab, stärkte ihn mit kräftigen Arzneien, die er bei sich hatte, und begleitete ihn bis an den Hügel. Hier hieß er ihn in die aufgespaltene Höhle hineingehen, und als der Knabe den Eingang überschritten, setzte er sich vor demselben, und erwartete vor der Höhle mit Schmerzen seine Zurückkunft.

Wie Lameth sich im Eingang der Höhle befand, folgte er der Angabe seines Meisters; er ging emsig, doch mit Furcht und Behutsamkeit vorwärts, denn es war so finster, daß er gar nichts um sich gewahren konnte; jedoch eingedenk der Warnungen seines Meisters, ließ er sich nicht hindern, sondern ging seines geraden Weges fort. Da wurde es denn plötzlich helle, und er kam in ein Zimmer, in dem lauter silberne Gefäße standen, mit Blumen schön geziert. Doch verstand Lameth ihre Kostbarkeit nicht; er hielt sie nicht für besser, als gewöhnliches Metall, sah sie mit Verwunderung an, berührte jedoch nicht das Geringste davon, sondern ging vorwärts. Da kam er in ein anderes Zimmer, wo Körbe und Schalen aus lauterem Golde gefertigt standen, darin nichts als Edelsteine, Perlen und andere Kleinodien waren. Diese Dinge kannte Lameth noch weniger; er hielt sie für schöne Spielsachen, und achtete ihrer nicht, sondern ging seines Weges fort. So

kam er in ein drittes Zimmer, das mit silbernen und goldenen Münzen ganz gefüllt war, denn sie waren in Haufen aufgeschüttet, als wäre es Korn. Was Münzen sind, wußte Lameth wohl; fast hätte ihn die Lust überwunden, seine Taschen damit anzufüllen; doch noch zu rechter Zeit fielen ihm Mattetai's Drohungen ein; er fürchtete sein Gelüste mit dem Tode bezahlen zu müßen, und so eilte er weiter fort. Jetzt kam er in den schönen, lachenden Garten, von dem ihm gesagt war; da standen viele Bäume, alle mit weißen, gelben, grünen, rothen Früchten, die wie durchsichtig schimmerten, geziert. Er sah sie mit Erstaunen an und mit Verlangen. Wußte er doch, daß er von ihnen zu sich nehmen durfte, wie viel er wollte. Doch hielt er es für keine rechte Früchte, sondern glaubte, es seyen bunte, schön geschliffene Gläser; nun begann er seine Taschen damit zu füllen, da fiel ihm plötzlich ein, daß der Fremde ihn gewarnt hatte, nicht viel Zeit damit zu versäumen, damit die Höhle nicht geschlossen werden möchte. So eilte er weiter, und erblickte bald eine marmorne Säule; an dieser hing an einer Perlenschnur das wunderbare Schloß. So wie er dieses ersah, lief er darauf zu, schnitt es geschwind ab, und wollte es in die Tasche stecken. Aber seine breiten Taschen waren voll von den Wunderfrüchten, die er gepflückt hatte. Da besann er sich nicht lange, nahm seinen Turban ab, rollte ihn auf und verbarg das Schloß sammt Perlenschnur sorgfältig darin, dann wand er ihn wieder fest um seinen Kopf, und rannte schneller als er hineingegangen war, den geraden

Weg wieder zurück. Da umtönte ihn in dem Garten und den Zimmern, welche er zu durchlaufen hatte, ein solches Geheul, Gepolter und Geprassel, daß ihm alle Haare gen Berg standen und er meinte, die Höhle würde zusammen stürzen und das Firmament darüber. Er war deßwegen froh, als er den engen Gang wieder erreichte; aber dieser, der vorhin stockfinster gewesen war, gab jetzt einen ganz feurigen Widerschein von sich, und Lameth getraute sich deßwegen lange nicht, dem Feuer zu nahen; als er sich aber fürchtete, länger zu zögern, lief er mitten in die Flammen; da empfand er, daß sie nicht brannten, sondern ganz kühlend waren, und so freute er sich sehr; denn schon leuchtete ihm durch die Oeffnung das Tageslicht entgegen, und in wenigen Minuten hoffte er aus seinem Jammer befreit und wieder bei seinem Meister seyn. Da ließ sich plötzlich ein großer Knall hören, wie ein mächtiger Donnerschlag, und mit diesem verschloß sich die Höhle und es wurde so finster, daß man gar nichts mehr sehen konnte. Lameth tappte herum und seinem Pfade nach. Endlich kam er an die Stelle, wo zuvor die Oeffnung gewesen war. Allein jetzt fand er keine Spur mehr von ihr, und bald mußte er sich sagen, daß er lebendig in der Erde begraben sey.

Während Lameth in der Höhle war, wartete Mattetai draussen mit Verlangen, bis er wiederkommen

und ihm das Schloß aus der Höhle Xa Xa bringen würde. Allein schon war die meiste Zeit verflossen, nach der die Höhle sich wieder schließen mußte, und als er den Knaben nicht wieder kommen sah, gerieth er fast in Verzweiflung, weil er wohl wußte, daß in wenigen Augenblicken alle seine Hoffnung verloren seyn würde. Darum jammerte er kläglich und schrie immer: „Lameth, o Lameth, komm, eile, erfreue den unglücklichen Mattetai mit deiner Gegenwart!“ Aber dieser wollte nicht kommen, und der Zauberer gab sich seiner Trostlosigkeit hin; er hatte nicht nur das Schloß von Xa Xa, sondern seinen herrlichen Ring dazu verloren, und damit seine ganze zeitliche Glückseligkeit verschenkt. Noch rief er: „Lameth, Lameth,“ als plötzlich jener entsetzliche Knall sich hören ließ, und eine feurige Flamme aus der Höhle herausfuhr, mit welcher sie sich schloß. Die Flamme ergriff den Zauberer, schleifte ihn eine Meile Weges von dannen und warf ihn in einen großen Wassersumpf, in dem er wie ein Frosch ausgestreckt lag, ohne Besinnung und Empfindung, bis die Sonne unterging und er an der Kühle erwachte, wie aus einem Traume. Aber noch wußte er nicht, wo er war, noch wie er dahin gekommen. Nach und nach fiel ihm sein unglückseliges Schicksal wieder ein, und er bejammerte aufs neue den Verlust seines Ringes, denn mit dessen Hülfe hätte er sich leicht durch den Dienst der Luftgeister aus diesem Elende gerettet und nach Europa zurückbringen lassen können. Jetzt aber war ihm Hoffnung und Besitz entschwunden. Aus dem Sumpf hatte er sich zwar empor

gearbeitet, aber in der tiefsten Finsterniß lag er, und um ihn brüllten die wilden Thiere, daß ihm die Haut schauerte. Doch schlug er mit seinem Feuerzeug ein Licht und da er noch zu seinem einzigen Troste das Buch bei sich hatte, in dem noch große Geheimnisse standen, so durchblätterte er es. Da stieß er denn zu seiner Freude auf eine Anweisung, wie man die Wassergeister berufen könnte. Keinen Augenblick zögerte er, sie zu citiren. Und siehe, auf der Stelle erschienen zwei dienstbare Geister der Art vor ihm, pudelnaß; sie schüttelten sich heftig, und fragten, was er verlange. „Sagt mir," rief sie Mattetai an, „in welchem Theile der Welt ich mich dermal befinde?" — „In Afrika," erwiederten sie. — „Nun, so befehle ich, daß ihr mich auf der Stelle unbeschädigt nach Europa hinüberbringet!" Die Geister setzten Mattetai auf ihre Achseln, fuhren mit ihm wie der Blitz durch das Meer und setzten ihn in Europa auf das Trockene.

Mattetai war froh daß er wieder in den Theil der Welt gebracht worden, in welchem er geboren war und wo er seinen bleibenden Aufenthalt hatte. Er verfolgte also, unter schweren Gedanken seinem Verluste nachhängend, mit vieler Unbequemlichkeit seine Reise, bis er wieder in sein Vaterland gelangte. Hier wandte er alle seine Kräfte an, den erlittenen Verlust seines Ringes mit Geduld zu verschmerzen. Auch konnte er sich wirklich darüber wohl trösten, denn seine große Kunst machte ihn zum Herrn über alle Schätze; er konnte sich ihrer nach Belieben bedienen, und sich dabei wohl seyn lassen.

Zu Constantinopel war der ehrliche Taglöhner Achim in großer Noth. Er forschte aller Orten nach seinem Sohne Lameth, und Niemand konnte ihm etwas von ihm sagen. Er gieng zu dem Manne, wo Lameth die Pferde gemiethet; hier erfuhr er nur so viel, daß die Pferde wieder gekommen, ohne daß Jemand darauf gesessen. Man habe sie lediglich an das Haus angebunden gefunden. Darüber machte sich Achim ängstliche Grillen; er gieng nach Mattetai's Wohnung, traf aber weder Herrn noch Diener. Noch hoffte er, sie würden sich am Abend einstellen; als aber der zweite und dritte Tag verflossen war, ohne daß er von seinem Sohn etwas erfahren hatte, da wurde er ganz kleinmüthig, schalt den Mattetai einen Betrüger und Verführer und wünschte ihm die Pest auf den Hals. —

Lameth war noch immer in die Höhle Xa Xa verschlossen und wehklagte laut als ein lebendig Begrabener, der nicht wußte, wie er aus seiner Gruft herauskommen sollte. Er lief endlich in die Höhle zurück, denn er hoffte wieder in die schönen Zimmer und in den Garten zu gelangen, und dort vielleicht einen andern Ausweg zu finden; allein er betrog sich sehr; die Thüren waren fest zugeriegelt und er mußte unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Weil er von dem Hinundherrennen ganz müde geworden war, setzte er sich nun auf einen Stein in der Höhle; es begann ihn zu hungern und zu dürsten, darüber wurde er sehr kleinmüthig, bis ihm einfiel, daß er noch etwas von den Labungen bei sich hatte, die ihm Mattetai mitge-

geben. Er langte sie aus seiner Rocktasche hervor und erquickte sich damit; und da ihn sehr schläferte, so suchte er sich einen geschickteren Ort zum Schlummern aus, fand auch bald einen höheren Stein, der ihm zum Kopfkissen diente, legte sich zu Boden und sein Haupt darauf nieder. So schlief er sanft ein und hatte einen süßen Traum, als wäre er seinem Grab entronnen und wieder daheim bei seinem Vater. Wie er erwachte, hatte er keine Ahnung davon, daß er dreimal vierundzwanzig Stunden verschlafen. Er weinte nur um so lauter, als er sich noch in seinem finstern Kerker eingeschlossen fand, rief nach seinem Vater und rang die Hände. Ohne es zu wollen und zu ahnen, drehte er dabei den Ring um, den ihm Mattetai an den Finger gesteckt hatte. Im Augenblicke wurde die Höhle ganz hell und zwei Luftgeister, die vorher in des Zauberers Dienste gewesen waren, standen vor Lameth's Augen. Dieser erschrack zwar ein wenig; doch weil er früher schon die Unschädlichkeit jener Geister erfahren hatte, so ermannte er sich bald wieder, zumal als er die Geister zu sich sprechen hörte: „Was verlangst du von uns? womit können wir dir dienen?“ — „Ach,“ seufzte Lameth, „aus meinem Gefängniß wäre ich gerne, und bei meinem Vater!“ — „Lameth, Lameth,“ antwortete da einer der Geister, „wenn du das Glück kenntest, das in deinen Händen ist, du schätzetest dich höher, als der türkische Kaiser! Aber sey zufrieden; da du jetzt die Erdgeister gebunden hast, so können wir dir zu Diensten seyn und dein Wille soll erfüllt werden. Dar-

auf öffnete sich in einem Nu und mit großem Krachen die Höhle; die Luftgeister erfaßten den Knaben und führten ihn wie der Wind nach Constantinopel hinüber, wo sie ihn vor seines Vaters Hause niedersetzten. Er dankte den dienstbaren Geistern herzlich, und ging getrost in das Haus hinein.

Hier saß der alte Achim sehr traurig über den Verlust seines Sohnes. Als dieser nun plötzlich vor ihm stand, da war seine Freude unbeschreiblich, er fiel ihm um den Hals, und rief das einemal um das andere: „Lameth, ach lieber Lameth, wo bist du so lange geblieben? und wo ist dein guter Herr hingekommen?“ — „Lieber Vater,“ sprach der Sohn, „sagt mir von dem Schelmen und Zauberer Mattetai nichts mehr, sondern schafft mir etwas zu essen, denn mich hungert sehr. Seit ich von euch gekommen bin, habe ich nichts als ein paar Zuckerstengel über meine Zunge genommen!“ Achim, der noch Geld von Mattetai's Lohn im Vorrathe hatte, lief in die Wirthsküche und brachte zu essen und zu trinken. Nachdem sich nun Lameth gütlich gethan, erzählte er seinem Vater die ganze Geschichte umständlich; aber Achim wollte ihm keinen Glauben schenken; er meinte vielmehr, sein Sohn fable, oder es habe ihm geträumt. Als aber Lameth seinen Turban auflöste und aus demselben das Schloß nebst der schönen Perlenschnur hervorbrachte, überdieß seine Taschen ausleerte und die schönen durchsichtigen Früchte zeigte, die er in dem unterirdischen Zaubergarten von den Bäumen gepflückt hatte; da mußte Achim wohl

glauben, daß es seinem Sohne nicht geträumt habe, sondern daß ihm Alles so wiederfahren sey, wie er es erzählt hatte.

Indessen achteten sie die schönen Früchte nicht höher als bunte Gläser, schätzten auch das Schloß nicht höher als ein anderes gemeines Vorlegeschloß, so daß Lameth alles zusammen in seine Kammer legte, und wenig Sorge dafür trug. Weil aber Vater und Sohn von dem vielen Gelde her, das ihnen Mattetai gegeben hatte, an gute Tage gewöhnt waren, so dachten sie auch ferner an kein Arbeiten und zehrten so lange, als es währen mochte. Als jedoch Alles aufgezehrt war, da kam sie das Arbeiten blutsauer an. Eines Tages holte Lameth sein Schloß hervor, zeigte es seinem Vater und sagte: „Mattetai muß doch ein rechter Thor gewesen seyn, daß er um eines solchen Quarks willen sich so viele Mühe gegeben, und mich darum so großer Gefahr ausgesetzt hat!“ Auch der Vater lachte und sagte: „Ja, um des rostigen Schlosses willen ist es wohl auch der Mühe werth gewesen, so viel Lärm zu machen!“ Er nahm das Schloß dem Sohn aus der Hand, wischte den Staub davon ab, und drehte den Schlüssel herum. Es war aber so stark verschlossen, daß er seine ganze Kraft anstrengen mußte, es zu eröffnen. Wie es nun endlich mit einem lauten Schnapper aufgieng, siehe da stand augenblicks ein riesenmäßiger Geist vor ihnen, der fragte: „Was verlanget ihr von mir?“

Achim erschrack über diesen Anblick so, daß er rücklings in Ohnmacht zu Boden fiel. Lameth aber

hatte zu seinem Glück das unschätzbare Schloß zur Hand genommen, und weil er Geister zu sehen schon vorher gewohnt war, erschrack er nicht so sehr, sondern sagte zu dem Riesengeist: „Mich hungert, bring' mir etwas zu essen!“ Der Geist verschwand im Augenblick und gleich darauf brachte er zwei große silberne Schalen mit frischen und eingemachten Früchten, setzte sie vor Lameth nieder, und sagte: „Steht nichts mehr zu Diensten?“ — „Ja so,“ antwortete der Knabe, „zu trinken möchte ich auch etwas haben!“ Im Nu brachte der Geist ein Dutzend Flaschen des besten Weines, in einem großen, silbernen Kessel und fragte, was er weiteres verlange. Lameth sagte: „Für jetzt nichts mehr;“ er machte sein Schloß wieder zu, und legte es wieder an seinen Ort. Doch machte er sich allerlei Grillen über dasselbe, konnte jedoch in der Einfalt seines Geistes nicht auf den rechten Grund der Sache kommen.

Der erschrockene Achim lag indessen immer noch in tiefer Ohnmacht darnieder. Da griff Lameth zu einer der Weinflaschen, und spritzte ihm damit über das Gesicht. Dadurch brachte er ihn wieder zur Besinnung; als Achim nun die Augen öffnete, fiel sein erster Blick auf die silbernen Becken mit Essen und Trinken, und er konnte nicht begreifen, wie sie hergekommen, bis sein Sohn ihn belehrte, daß der erschienene Geist Alles gebracht habe. Achim, dem das Ding nicht natürlich vorkam, wollte nichts davon anrühren; Lameth aber, den hungerte, fragte nichts darnach, sondern ließ es sich wohl schmecken, und machte dadurch seinem Vater

auch Appetit. Dieser kostete anfangs nur wenig, da er aber fand, daß es gar nicht so schlimm war, so griff er zu und bediente sich namentlich mit dem guten Weine reichlich. So lebten Vater und Sohn von dem, was der Geist gebracht hatte, bis es aufgezehrt war. Weil sie aber das Arbeiten ganz und gar verlernt hatten, so sagte der Vater: „Lameth, weißt du was, gehe hin und verkaufe eine von den Schalen, die wir ja doch nicht mit aufspeisen können.“ Lameth war dazu willig, steckte die Schale in sein Oberkleid, und wollte damit zu einem Zinngießer gehen, indem er meinte, daß dieselbe von so geringem Metalle sey. Allein unterwegs begegnete ihm ein Jude; der fragte ihn, wo er mit der Schale hin wolle. Lameth antwortete: „Ich will sie verkaufen.“ Der Jude führte ihn in einen offenen Durchgang, ließ sich die Schale vorzeigen und fragte, wie hoch er sie hielte. „Ihr werdet selbst am Besten wissen, was sie werth ist; sagt mir, was ihr mir dafür geben wollt!“ Der Jude besah die Schale von vorn und von hinten, endlich bot er ihm zwölf Löwenthaler dafür. „Sie ist eigentlich nicht so viel werth,“ setzte er hinzu, aber die Arbeit daran gefällt mir!“ Lameth lief ganz vergnügt mit dem vielen Gelde zu seinem Vater zurück, und Achim, der so wenig wie sein Sohn den wahren Werth der Schale kannte, freute sich ebenfalls über den so guten Verkauf. Nun schmeckte ihnen beiden der Müßiggang immer besser; bald kam die zweite Schale dran, und der Jude, der aus der vorigen so guten Nutzen gezogen hatte, lauerte schon wieder auf Lameth und fragte ihn,

ob er noch eine Schale zu verkaufen hätte. Lameth war schlau genug zu sagen: „Ja, aber die vorige habe ich euch zu wohlfeil gegeben, mein Vater hat mich darüber hart gescholten; ihr sollt mir mehr darum geben, sonst muß ich die Schale weiter tragen!“ Der Jud' erwiederte: „Junge, sie ist nicht mehr werth gewesen; aber weil mir eine Schale ohne die andere nichts nütz ist, und ich deren zwei haben muß, wenn ich sie wieder verkaufen will, so komm' her, ich will dir zwanzig Thaler um diese da geben.“ Lameth war sehr froh, solches zu hören, gab ihm die Schale, lief mit dem Gelde zu seinem Vater und rief ihm freudig entgegen: „Dieser Jude muß wohl ein ehrlicher Jude seyn, daß er mir so viel Geld für die Schale gegeben hat!“ Achim bejahte und war froh, wieder einige Zeit ohne Arbeit sich wohl seyn lassen zu können. Aber das Geld währte nicht lange, und so sollte endlich auch der große Kessel, in welchem der Geist die Weinflaschen gebracht hatte, zum Juden wandern. Weil aber der Kessel so schwer war, nahm ihn Lameth auf den Kopf und trug ihn öffentlich davon. Da begegnete ihm ein Goldschmied und fragte ihn, wohin er mit dem Kessel wolle. „Ich will einen Juden suchen, der ihn mir abkauft,“ sagte Lameth. „Ja,“ erwiederte der Goldschmied, „ein solcher Schelm wird dir viel dafür geben; ich habe dich schon zweimal mit einer Schale bei mir vorbeigehen sehen. Was hat dir denn der Jude jedesmal dafür gegeben?“ Lameth gestand in seiner Einfalt, was er empfangen hatte; da versetzte der Goldschmied: „Nun siehst du wohl, wie der schelmische

Jude dich betrogen hat? Jede dieser Schalen war wenigstens hundert Löwenthaler werth!“ Lameth meinte, der Goldschmied treibe seinen Spott mit ihm und fragte: „Ei nun, wie viel ist denn alsdann dieser Kessel werth?“ Der Goldschmied wiegte ihn in den Händen, untersuchte ihn genau und sagte endlich: „Ich will dir fünfhundert Löwenthaler dafür geben!“ Lameth wußte nicht, ob er noch in seiner Haut stecke, als er von der großen Summe hörte, und als der Goldschmied sagte, er sollte den Kessel noch einen andern Goldschmied sehen lassen; wenn der ihm mehr dafür geben wollte, so sey er es auch bereit;“ da mochte Lameth keinen Schritt weiter thun, sondern übergab ihm den Kessel, stopfte die fünfhundert Löwenthaler in einen Sack, trug das Geld in aller Eile auf dem Kopf nach Hause und jagte davon, wie ein Windspiel. Als er zu seinem Vater kam, konnte er vor Athem kaum reden. Er warf den Geldsack auf den Tisch, daß er entzwei borst und die Thaler im Zimmer herum rollten. „Vater, sehet nur, was ich für einen Fang gethan habe, rief er; der schelmische Jude hat uns recht betrogen; wäre ich nur gleich zu dem ehrlichen Manne, dem Goldschmied, gegangen, da hätte ich für meine zwei Schalen weit mehr bekommen!“ Aber der alte Achim sagte: „Erzürne dich nicht, mein Sohn; sey froh, daß du das größte Stück so gut angebracht hast! Jetzt wollen wir klüger mit dem Geld umgehen, denn ein solches Glück wird uns wohl nimmermehr zu Theil werden.“ Lameth war zufrieden damit, nur bat er sich von dem Gelde soviel aus, um

sich etwas besser zu kleiden; vierhundert Löwenthaler aber legte er davon zurück, damit er in Zukunft etwas davon kaufen könnte; was übrig blieb, gebrauchten sie für ihre nächsten Bedürfnisse, und ließen sich's dabei wohl seyn.

Einst kam Lameth die Lust an, ein wenig aufs Land zu gehen. Während er nun vor der Stadt Constantinopel draußen die Lusthäuser des türkischen Kaisers beschaute, hörte er von ferne die Kanonen donnern. Dieß war das Zeichen, daß sich alle Männer zurückziehen sollten, weil die Frauen des Großsultans auf dem Wege nach den Lustgärten begriffen seyen. Lameth, der wohl wußte, daß auf Uebertretung dieses Befehls Todesstrafe stehe, fühlte sich doch vom Vorwitz getrieben, diesen Zug unvermerkt zu beobachten. Und weil er gerade einen hohlen Baum am Wege erblickte, in dem er sich verbergen konnte, stieg er hinein und erwartete daselbst den Zug so wohlverborgen, daß ihn Niemand in seinem Verstecke gewahr wurde, und er deßwegen Alles miteinander an sich vorüber gehen sah. Da mußte wider alles Vermuthen zunächst an jenem Baume die Sänfte der älteren Prinzessin des Sultans, Bellastra, zerbrechen, so daß sie mit dem Tragstuhl zur Erde stürzte und in Ohnmacht fiel. Sogleich umringten Diener und Frauen die Sänfte und beschäftigten sich mit

der Fürstin; der Schleier wurde ihr abgenommen, man träufelte ihr köstliche Wasser auf die Schläfe, und so wurde sie endlich wieder zur Besinnung gebracht.

Dieß Alles konnte Lameth mitansehen; die Schönheit der Prinzessin Bellastra war so nahe vor seinen Augen, daß er alles um sich her vergaß; er streckte beständig den Kopf aus dem Baume heraus, und hätten nicht diejenigen, die der Prinzessin zu Hülfe geeilt waren, genug mit ihr selbst zu thun gehabt, so wäre er gewiß entdeckt worden und verloren gewesen. So aber fügte es das Glück, daß, nachdem Bellastra sich erholt hatte, der ganze Zug zurückgieng, um die Prinzessin wieder in ihres Vaters Pallast zu bringen. Lameth saß noch immer in seinem hohlen Baum, und sah der Prinzessin nach, so lange er nachsehen konnte. Als er sie aus den Augen verloren hatte, rang er die Hände und rief: „Bellastra, Bellastra, mein Leitstern!“ wohin entschwindest du? Ohne dich muß ich sterben!“ Ueber diesem Händeringen drehte sich der Ring an seinem Finger wieder; auf der Stelle erschien ein Luftgeist, und fragte: „Lameth, was ist dein Begehren?“ So verwundert Lameth über diese Erscheinung war, so faßte er sich doch bald und sagte freimüthig: „Ach, ich bin sterblich verliebt in die Prinzessin Bellastra! Kannst du mir nicht zu ihrem Besitze verhelfen?“ — „Nein, antwortete der Luftgeist, das steht nicht in meinen und meiner Gesellen Kräften. Aber verzage deßwegen nicht, Lameth! Du besitzest ja das herrliche Schloß aus der Höhle Xa Xa, durch dieses bist du des Dienstes der

Erdgeister sicher; diese können dir dazu behülflich seyn, wenn du die Sache recht anzugreifen weißt.“

Bei diesen Worten des Geistes erwachte Lameth wie aus einem Traum; erst jetzt begriff er, was für einen herrlichen Schatz er an dem Schlosse besitze, das er bisher so wenig geachtet hatte. Auch merkte er jetzt erst, daß sein Ring über die Luftgeister eine Herrschaft übe. Deßwegen verabschiedete er den Geist ganz wohlgemuth, und gieng um ein vieles vergnügter nach der Stadt zurück. Doch dachte er immer darüber nach, wie er seine Sachen klüglich angreifen wollte, deßwegen wurde er wider seine Gewohnheit ganz stille, so daß sein Vater eines Tages ihn befragte, was ihm denn fehle. Da gestand Lameth, daß er in Bellastra, die Tochter des Sultans, verliebt sey, und nun darüber nachdenke, wie er dieselbe erlangen könnte. Achim meinte, sein Sohn sey hirnwund geworden, und redete ihm zu, sich solche Narrheiten aus dem Sinne zu schlagen, und auf etwas anderes zu denken; aber Lameth ließ sich nicht abwendig machen und verlangte von seinem Vater, er sollte suchen bei dem Großsultan eine Audienz zu erhalten, und für ihn um die Prinzessin werben. „Du Thor, antwortete ihm sein Vater ganz aufgebracht, wie sollte ich vor seiner Hoheit erscheinen und ein so lächerliches Begehren vorbringen! Zudem weißest du, daß man vor dem Sultan nicht ohne ein Geschenk erscheinen darf; und wenn wir auch all unser Geld darauf verwenden wollten, so würde es doch für nichts geachtet werden. Was hätten wir dann davon?“ — „Vater, erwiederte

Lameth, kümmert euch darüber nicht; ich bin jetzt klüger geworden, und weiß, daß ich derlei Dinge in meiner Gewalt habe. Die Steine, die ich besitze, und die ich vorhin so gering geachtet habe, sind keine Gläser; es sind die Edelsteine, die von großen Herren werth geschätzt werden; denn aller Schmuck, den die Prinzessin Bellastra an den Haaren und an der Brust trug, kam mir wie Kindersteine vor gegen die meinigen! Drum, lieber Vater, wenn ihr nicht wollt, daß ich sterben soll, so thut mir den Gefallen und bringt meine Bitte für mich an, und laßt mich für das Weitere sorgen!“

Achim, der seinen Sohn lieb hatte, gab ihm endlich nach, verwahrte sich aber zum voraus, daß Lameth ihm keine Schuld geben dürfe, wenn die Sache, wie er vorauszusehen glaubte, ein unglückliches Ende nähme. Doch Lameth war voll guten Muthes und trieb nur immer an seinem Vater. Dieser machte sich auch wirklich am folgenden Morgen auf, zu dem Sultan zu gehen, und sein Sohn übergab ihm zu dem Ende zwölf von den mittlern Sorten seiner Steine von allerlei Farben. Er legte sie in schöner Ordnung in ein Körbchen, deckte ein sauberes Tuch darauf und übergab sie seinem Vater. Dabei unterrichtete er ihn, was er reden und auf des Sultans muthmaßliche Fragen antworten sollte. Außerdem gab er ihm noch einen schönen rothen Stein mit, den sollte er dem in die Hände drücken, der die Leute bei dem Großsultan zur Audienz zu führen hätte. Der alte Vater ging voll Bekümmerniß hin; er bildete es sich zum voraus recht lebhaft ein, wie übel er em-

pfangen werden würde, wenn er nun Lameths thörichtes Vorbringen an den Tag zu legen hätte; aber die Liebe zu seinem Sohn überwand alles. So gelangte er in den Audienzsaal; hier stand er lange und sah, wie andere in die Audienz geführt wurden; bei ihm aber gieng man vorüber, gerade als ob er nicht da wäre. Endlich erwischte er einen der Hofbedienten, welche die Leute vor den Sultan riefen, beim Aermel, und drückte ihm geschwind den Stein in die Hand, und bat um Audienz. Der Diener betrachtete den Stein in seiner hohlen Hand heimlich, und erkannte bald, daß er ein Rubin von großem Werthe war. Gleich sah er den alten Achim viel freundlicher an, ließ alle andere Vornehme stehen und brachte den Taglöhner vor den Großsultan. Dieser warf sich vor dessen Füßen nieder, und sagte: „Großmächtigster Sultan, hier überbringe ich Euer Hoheit ein kleines Geschenk von meinem Sohn, der sich in seines Herrn Huld empfehlen möchte." Der Großsultan ließ sich das Körbchen zeigen, und als das Tuch hinweggenommen war, funkelten ihm zwölf herrliche Kleinodien entgegen. Er wußte vor Verwunderung nicht, was er sagen sollte, denn obgleich er den größten Schatz in der Welt hatte, so besaß er doch solche Herrlichkeiten nicht; ja er hatte so vollkommene Edelsteine nie gesehen. Er hieß daher Jedermann abtreten, und fragte seinen Großvezier, indem er ihm das Körbchen zeigte: „Was hältst du von diesem Geschenk?" Der Großvezier verstummte, als er die Herrlichkeit sah; er mußte nur immer den Mann ansehen, der die Gabe überliefert

hatte, und endlich sagte er zu dem Sultan leise: „Herr, ich kann mich nicht darein finden, wie dieser Mann zu solchen Schätzen gekommen ist.“ Darauf fragte der Sultan den Achim, wer denn sein Sohn wäre. „Mein Sohn, erwiederte dieser, hat seine Schätze aus Afrika geholt; er besitzt deren so viel, daß euer Majestät nur befehlen dürfen, was ihr Begehr ist.“ — „Hast du nichts weiter anzubringen,“ fragte der Großsultan mit sichtbarem Staunen. Achim zuckte die Achseln, und sagte mit stammelnder Zunge: „Großmächtigster Monarch! wenn eure Hoheit das, was ich vortragen will, nicht ungnädig aufnehmen wollte, so möchte ich wohl in Unterthänigkeit eine Bitte meines Sohnes vortragen.“ — „Sage, sprach der Sultan, was er von mir verlangt, es soll dir darum nichts Widriges widerfahren. Rede deßwegen mit aller Freiheit!“

Da hub Achim an: „Großer Monarch! die äußerste Noth zwingt mich dazu, daß ich eurer Majestät bekennen muß, daß mein Sohn, Lameth mit Namen, in Eurer Hoheit älteste Tochter, die Prinzessin Bellastra, verliebt ist, und bei ihrem hohen Vater durch mich unterthänigste Anwerbung thun läßt, mit seiner Versicherung, daß derselbe sich angelegen seyn lassen wird, einen Brautschatz herbeizuschaffen, wie sich ihn Ihre Hoheit nur wünschen kann.“ Die anwesenden Hofleute konnten sich des Lachens bei dieser Freiwerbung nicht enthalten, und der Großvezier, dessen Sohn schon lange die gewisse Hoffnung hegte, die Hand der Prinzessin zu erhalten, flüsterte seinem Herrn ins Ohr: „Großmächtigster Mo-

narch, das ist doch eine schöne Zumuthung, daß eure Hoheit ihre erstgeborne Tochter dem nächsten besten Landläufer zur Ehe geben soll!" Aber der Sultan warf einen Blick auf das Körbchen und antwortete: „Achim, sage deinem Sohn, daß er sich nach sechs Monaten bei mir wieder anmelden lassen soll." Mit dieser huldreichen Antwort war Achim sehr zufrieden; Lameth begnügte sich auch damit, und beschloß die vorgeschriebene Zeit ruhig abzuwarten.

Es läßt sich denken, daß der Großvezier auch nicht feierte; er wußte es so anzulegen, daß der Großsultan, der an den seltsamen Achim und das ihm gegebene Wort nicht mehr dachte, in die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Veziers willigte, und nun wurden große Vorbereitungen zu Bellastra's baldigem Verlöbnisse gemacht. Das hörte Achim und wurde sehr betrübt, doch Lameth blieb unbekümmert und flößte seinem Vater Muth ein. Indessen rückte der Tag heran, an welchem Bellastra mit dem Sohne des Großveziers nach türkischer Weise getraut werden sollte. Lameth erfuhr dieses auch; er blieb aber so sorglos, daß sein Vater nicht anders dachte, als sein Sohn sey von der närrischen Einbildung, die Prinzessin heirathen zu wollen, genesen, und habe es sich gänzlich aus dem Sinne geschlagen.

Lameth aber hatte ganz andere Gedanken. Er wartete bis zum Abende; da verschloß er sich in seine Kammer, berief mit Hülfe seines Ringes einen Luftgeist und sprach zu dem augenblicks erschienenen: „Ich will, daß du in des Großsultans Pallast gehest, und wenn der Sohn des Großveziers in das Gemach seiner Braut treten will, so nimm ihn und entführe ihn nach Damaskus. Dort sollst du ihn in den Lorbeerwald niedersetzen und so lange verwahren, bis ich es anders befehlen werde." Der Geist richtete aus, was ihm Lameth befohlen hatte. Bellastra erwartete vergebens ihren Bräutigam; am Morgen fand sie der Sultan allein, und Bellastra schwur bei Mahomed, daß sie den Sohn des Großveziers seit gestern Abend nicht gesehen habe. Der Großsultan war hierüber höchst aufgebracht, beschickte den Großvezier und redete ihn zornig an: „Wie, achtet euer Sohn, der Sklave, meine Tochter so unwerth, daß er sie in der ersten Stunde verläßt?" Der Großvezier begriff nichts von diesen Vorwürfen; er versicherte, daß sein Sohn ihn verlassen habe, um zu seiner vermählten Braut zu gehen, und daß er ihn, seit er Abschied genommen, mit keinem Auge wiedergesehen habe. Traurig verließ der Vezier den Sultan, und erkundigte sich aller Orten nach seinem Sohne; aber er konnte keine Spur von ihm entdecken; und so ging der Tag nach der Hochzeit in allgemeinem Mißvergnügen und großer Stille hin, und Bellastra's Verlöbniß wurde für nichtig erklärt.

Ein Vierteljahr war vergangen, ohne daß man et-

was von des Großveziers Sohne hätte erfahren können; da erkühnte sich des Großadmirals Sohn, um Bellastra zu werben, und erhielt das Jawort des Sultans, und neue Anstalten zum Beilager wurden getroffen. Lameth, der von allem sichere Nachrichten hatte, war wieder ganz unbekümmert, und ließ die Trauung vorübergehen. Abends berief er abermals einen Luftgeist, und als dieser erschien, befahl er ihm, wenn der Bräutigam sich zu seiner Braut verfügen wollte, so sollte er ihn ergreifen, ihn gen Aegypten nach Kairo führen, in einem dortigen Orangenwalde niedersetzen, und gleich dem Sohne des Großveziers dort lassen, bis er ihm andern Befehl geben würde. Der Geist war gehorsam, faßte den Bräutigam und trug ihn davon. Bellastra aber wartete wieder vergebens, und härmte sich ab. Am andern Morgen fand sie der Großsultan ganz in Thränen schwimmend auf ihrem Ruhebette liegen, und auf seine Frage, wie es ihr ergehe, antwortete sie mit Seufzen: „Ich Unglückselige muß wohl von Jedermann verspottet seyn, da mich nun schon der zweite Bräutigam wie der erste verhöhnt hat und allein läßt. Der Großsultan schüttelte den Kopf und sprach: „Liebe Tochter, hierunter muß etwas verborgen liegen; denn eben jetzt ist der Großadmiral bei mir gewesen und hat mir berichtet, daß er aus Vorsicht einige bewährte Diener seinem Sohne zu Aufsehern bestellt und von weitem hinter ihm her geschickt habe. Diese hätten ihm hinterbracht, wie der Bräutigam glücklich bis vor eure Kammerthüre gekommen sey, dort aber sey er vor ihrer aller Augen ver-

schwunden; und noch wisse er nichts von seinem Sohn, indem er ihn bis auf diese Stunde aller Orten vergebens habe suchen lassen.“ Diese Worte gaben der Prinzessin wenig Trost, und es wagte auch fortan Niemand mehr, sich um sie zu bewerben.

Nachdem aber die sechs Monate verstrichen waren, sagte Lameth zu seinem Vater: „Jetzt ist es Zeit, daß ihr den Großsultan an sein Wort erinnert, um zu vernehmen, zu was er sich meinetwegen entschlossen hat.“ Und nun legte ihm Lameth wieder in ein Körbchen zwölf andere Steine, die schönsten und größten, die er hatte; zugleich fügte er die Perlenschnur, an der das Schloß gehangen, hinzu, diese sandte er der schönen Bellastra zum Geschenk. „Und nun gehet, sprach er, lieber Vater und erfreuet mich bald mit einer vergnüglichen Antwort.“ Der Alte gieng getrost fort; und, so wie ihn der Sultan im Audienzsaal erblickte, gedachte er sogleich seines früher gethanen Versprechens, befahl allen außer Achim abzutreten, ließ ihn vor sich kommen und fragte ihn, was sein Anbringen wäre. Achim warf sich vor dem Großsultan nieder und sagte: „Großer Monarch, mein Sohn Lameth empfiehlt sich eurer Hoheit besonderer Gnade, und da die sechs Monate vorbei sind, nach welchen unser Herr versprochen, eine beliebige Antwort auf sein unterthäniges Ansuchen zu ertheilen, so sendet er mich deßwegen hierher und überschickt eurer Hoheit das Mitfolgende als geringes Geschenk; zugleich wagt er es, der Prinzessin Bellastra diese Perlenschnur zu Füßen zu legen.“

Der Sultan ließ sich das Körbchen übergeben, und als er die köstlichen Steine sah, fuhr er auf und rief: „Welcher König kann mir solche Dinge senden?“ Darauf berief er seine Räthe, und berathschlagte mit ihnen, was in der Sache zu thun sey. Er stellte ihnen vor, obgleich er den Menschen nicht kenne, von welchem die herrlichen Geschenke herrührten, so ersehe er doch aus ihnen, daß derselbe der Reichste in seinem ganzen Lande seyn müsse. Der Großvezier aber, der noch immer unzufrieden war, daß die Prinzessin Bellastra seinem Sohne nicht zu Theil geworden war, sagte: „Großmächtigster Monarch, es steht in eurer Willkühr, in dieser Sache nach Belieben zu verfahren; doch, weil der Menschen Thun so gar betrüglich ist, so wäre ich der Meinung, eure Hoheit thäte nicht übel, wenn Sie Denjenigen, dem Sie ihre Tochter zu geben entschlossen ist, vorher recht auf die Probe stellte; zumal da er sich erboten hat, alles Mögliche, was zu einem Brautschatz gehöre, herbeizuschaffen. So werdet ihr bald erfahren, was hinter ihm ist!“ Dem Sultan gefiel dieser Vorschlag; er kehrte in den Audienzsaal zurück, wandte sich zu Achim und sagte zu ihm: „Gehe hin und sage deinem Sohne, daß ich mir seine Geschenke in Gnaden gefallen lasse; und wenn er mir zum Brautschatze für meine Tochter sechs Kameele mit Gold, und sechs mit Silber beladen, dann sechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack der schönsten persischen Stoffe, und sechs schwarze Sklaven, jeden mit einem Korbe voll solcher Juwelen übersenden wird, so soll er mein Eidam werden.“

Als Achim dieses hörte, machte er eine traurige Verbeugung und gieng in schwermüthigen Gedanken nach Hause; der Großsultan aber verfügte sich zu Bellastra, und indem er ihr die herrliche Perlenschnur übergab, sprach er: „Ein unbekannter Mensch läßt um dich werben; er hat mir die kostbarsten Geschenke gemacht, wie ich deren nie gesehen habe, und heute überschickt er mir diese Perlenschnur, was dünkt dir davon?“ Bellastra nahm die Perlen und betrachtete sie; die Schnur fand sich so groß, daß sie ihr sechsmal um den Hals ging und noch dazu sechsmal um beide Hände; jede Perle war schön, groß, rund und ohne Tadel. Da sagte die Prinzessin zu ihrem Vater: „Ich möchte den Menschen wohl kennen, der solche Kleinodien hat; ich glaube, es giebt eine gleiche Perlenschnur auf der Welt nicht.“ Der Sultan bejahte dieß und sagte zugleich: „Es reut mich, daß ich ihm eine Antwort ertheilt habe, die ihn im Grunde abweist; denn ich habe ihm Dinge zum Brautschatze zugemuthet, die er unmöglich herbeischaffen kann.“ Als die Prinzessin hörte, was gefordert worden war, wurde sie ganz traurig, und sagte: „Nun werde ich wohl mein Leben lang unvermählt bleiben müssen!“

Lameth wartete inzwischen mit Verlangen auf seines Vaters Zurückkunft, und als er ihn erblickte, fragte er mit großer Begierde: „Vater, habt ihr Gutes aus-

gerichtet?“ Achim antwortete: „Sohn, laß dir doch die Grillen wegen Bellastra vergehen; so wenig du die Sterne am Himmel mit deinen Händen langen kannst, so wenig wirst du die Prinzessin zur Braut erhalten!“ Darauf erzählte er ihm, was der Sultan zum Brautschatz verlange. Lameth hörte ganz geduldig zu, und als sein Vater ausgeredet hatte, fragte er ihn: Verlangt der Sultan sonst nichts mehr als dieses?“ — „Ich glaube, du bist von Sinnen gekommen,“ erwiederte Achim, „und wenn du alle Pflastersteine von Constantinopel zu Gold, Silber und Juwelen machen würdest, so hättest du nicht genug, des Sultans Bedingungen zu erfüllen!“ Lameth aber lachte nur darüber, und sagte: „Geduldet euch nur ein klein wenig; morgen werdet ihr gewiß anders reden!“ Und nun legte er sich, da der Tag zu Ende gieng, ruhig schlafen, und hieß seinen Vater morgen recht frühe aufstehen. Er selbst stand vor Tages Anbruch auf, nahm sein treffliches Schloß zur Hand, drehte den Schlüssel um und rief dadurch die Erdgeister zu sich, die ganz willig erschienen. „Würdiger Besitzer des vortrefflichen Schlosses,“ sagten sie, „was ist dein Verlangen?“ Lameth antwortete schnell: „Daß ihr alsbald sechs Kameele mit Silber, sechs mit Gold beladen, dann sechs schwarze Sklaven, jeder mit einem silbernen Becken voll Kleinodien, und sechs weiße Sklaven, jeder mit einem Sack voll persischer Stoffe, Decken, europäischer Spitzen, Alles aus der Höhle Xa Xa herbei schaffet!“ — „Alsobald!“ antworteten die Erdgeister freudig und noch vor dem völligen Anbruche des Tages waren sie wieder

da, und brachten Alles mit, wie es Lameth verlangt hatte.

Achim, der noch schlief, wurde durch das Getümmel der Sklaven und Kameele aufgeweckt, öffnete das Fenster und erstaunte nicht wenig, wie er Alles, was der Sultan verlangt hatte, vor sich sah. Athemlos lief er zu seinem Sohne die Stiege hinauf, und verkündigte ihm solches mit Freuden, Lameth lachte und sprach: „Nun, sagt, ob es mich viele Mühe gekostet hat, das Verlangen des Großsultans zu erfüllen? Macht euch darum nur auf, überliefert dem Sultan das Verlangte, und sagt ihm, daß ich alles das viel geringer schätze, als das Glück, die schöne Bellastra zu besitzen!“ Achim meinte immer, es träume ihm. Als er aber auf die Straße hinabgieng und Alles noch vorhanden traf, so machte er sich eilig auf die Beine und ließ den Zug nachfolgen. Alles Volk erstaunte über diesen Anblick, und jagte den beladenen Thieren und Sklaven nach. Als sie daher nahe an dem Pallaste des Sultans waren, und die Wache das Laufen der vielen Leute gewahr wurde, glaubte diese, es sey ein Aufruhr, schloß das Thor zu und sorgte, daß dem Großsultan Meldung von dem Auflaufe gethan ward. Dieser blickte mit Besorgniß zu einem Fenster des Pallästes hinaus, da sah er, wie der versprochene Brautschatz, den er für seine Tochter verlangt hatte, daherzog. Sogleich ließ er den Achim vor sich kommen; der stellte ihm in seines Sohnes Lameth Namen Alles vor, und empfahl sich in seine hohe Huld und Gnade.

Der Sultan ließ seine Tochter Bellastra rufen, und nun traten die Sklaven hervor, und legten Alles zu seinen Füssen nieder. Die mit Gold und Silber gefüllten Kisten waren zu schwer um alsbald vor dem König abgeladen zu werden, sie wurden daher von den Kameelen fortgetragen und der Schatzkammer übersendet. Der Sultan besah die edeln Steine und kostbaren Stoffe, die zum größten Theil ihm unbekannt, und alle von unbegränztem Werthe waren, und sprach endlich zu seiner Tochter: „Nun was dünkt dir von deinem Bräutigam, meinst du, daß er dießmal deiner würdig sey?“ Bellastra antwortete: „Nach dem zu urtheilen, was ich hier vor mir sehe, muß er der reichste und glücklichste Mann von der Welt seyn!“ Und nun versammelte der Großsultan auch seine Räthe und zeigte ihnen den Brautschatz. Sie verstummten alle, und keiner, selbst der Großvezier nicht, getraute sich ein Wort zu reden. Da brach der Sultan das Stillschweigen, gieng zu Achim hin und sagte: „Macht euch auf und saget eurem Sohn, ich lasse dem künftigen Bräutigam meiner Tochter meinen Gruß vermelden; er soll nicht säumen und je eher je lieber kommen und mich mit seiner Gegenwart erfreuen.“

Achim kam vor Freude ganz außer sich, er verbeugte sich zum Abschied; der alte Mann lief wie ein junges Reh nach Hause, und verkündigte seinem Sohn die Botschaft. Dieser konnte sich auch kaum fassen vor Freude. „Vater,“ sagte er, „jetzt müssen wir uns vor allen Dingen standesmäßig ausrüsten, dem Großsultan

aufzuwarten.“ So ging er in seine Kammer; rief mit Hülfe seines Schlosses die Erdgeister und sprach: „Schafft mir vor Allem ein schönes englisches Pferd, darauf zu reiten; dann so schmucke Kleider, wie sie dem Schwiegersohn eines Sultans ziemen; hernach eine vornehme Begleitung, daß ich unter Pauken- und Trompetenschall meinen Einzug halten kann.“

Die Erdgeister thaten Solches mit Eifer. Vor Allem aber führten sie den Herrn des Schlosses unaufgefordert in das Bad der Weisheit. Hier untergetaucht wurde er alsbald so verändert, daß er an Gestalt, Sitte, Tugend und Weisheit nicht mehr einer seinesgleichen war, und auf einmal alle Eigenschaften an sich hatte, die ein großer Herr von rechtswegen an sich haben soll. Dann führten sie ihn wieder nach Hause, wo schon Alles zubereitet war, womit Lameth und Achim sich schmücken konnten, und, von den dienstbaren Geistern bedient, waren sie in ganz kurzer Zeit fertig. Lameth hatte einen herrlichen Kaftan mit Hermelinfutter und Diamantknöpfen an, wie ihn der Sultan selbst noch nicht getragen hatte; er setzte sich mit vielem Anstand auf das treffliche englische Pferd, das seiner wartete, eine Menge Sklaven zu Roß und zu Fuß umgaben ihn, und mit solchem Gefolge ritt er an des Sultans Hof. Achim mußte mit einigen Vorreitern den Zug eröffnen. Ganz in der Mitte desselben befand sich Lameth und tanzte auf seinem englischen Pferde, das sich in den schönsten Sätzen gefiel, wie der ansehnlichste Ritter daher, so daß aller Augen sich auf ihn richteten

und gestehen mußten, daß sie dergleichen noch nicht gesehen. Hinter ihm beschloß den Zug eine Menge von Dienern, welche Stirnbande von Gold und Silberblech hatten, darein der Name Lameths gegraben war und auf denen sich die Sonne spiegelte, daß die Blicke wegwenden mußte, wer sie ansah.

Der Sultan hörte von ferne den Schall der Pauken und Trompeten; endlich sah er auch den Zug sich nahen, konnte jedoch den alten Taglöhner Achim in seiner verwandelten Kleidung nicht erkennen, bis derselbe vom Pferde stieg, vor dem Großsultan sich niederwarf und seines Sohnes Ankunft verkündigte. Jetzt hub der Sultan ihn auf, und hieß ihn freundlich willkommen seyn. Lameth näherte sich indessen dem Schloß und wollte vor dem Thore absteigen; aber zwei Hofbediente, die sich ihm ehrfurchtsvoll nahten, duldeten dieß nicht, sondern führten ihn zu Pferde in den Schloßhof und halfen ihm hier vom Rosse. Als er die Treppe hinaufgestiegen war, empfing ihn der Großsultan mit einer Umarmung, und führte ihn in ein Zimmer, wo er die von Schönheit strahlende Prinzessin Bellastra fand. Lameth warf sich ihr zu Füßen und sprach: „Auf eures großmächtigsten Vaters Erlaubniß untersteht sich ein Sklave, sich vor eure Füße zu werfen, anbetungswürdige Schönheit, euch die demüthigen Dienste seiner Liebe anzubieten und um eure Gegenliebe zu flehen!“ Bellastra reichte ihm verschämt ihre Hand und sprach: „Was mein Vater zugesagt hat, bin ich zu erfüllen schuldig. Doch versichere ich, daß es ohne Zwang geschieht,

und wünsche euch, daß ihr glücklicher seyn möget, als meine früheren Bewerber.“ Lameth verstand diese letzten Worte nur allzuwohl, und war daher ein wenig bestürzt, doch behielt er die Fassung, sich in Bellastra's Huld und Gnade zu empfehlen.

Nun wurde zur Tafel geblasen. Der Sultan und der Taglöhner saßen auf der einen, Lameth und Bellastra auf der andern Seite; die Großen des Hofes bedienten sie. Lameth hatte unter seiner Bedienung allerlei Musikanten, die bald afrikanische, bald indische, bald europäische Weisen aufspielen mußten, worüber sich der Sultan und Bellastra so ergötzten, daß sie Essen und Trinken darüber vergaßen. Lameth selbst betrug sich gegen seine Geliebte und gegen den Sultan aufs Feinste und wußte auf alle Fragen des Letztern so klug zu antworten, daß dieser ihm recht gewogen wurde. Bellastra aber seufzte öfters in ihrem Herzen: „Möge es doch meinem Bräutigam nicht so ergehen, wie meinen beiden Vorigen!“ Während der Tafel besprach sich der Sultan auch mit Lameth über den Tag der Vermählung; da erbat sich Lameth zuvor die Erlaubniß einen anständigen Wohnsitz für sich und seine Gemahlin erbauen zu dürfen, und die Prinzessin erröthete über und über, als sie solche Verhandlungen hörte. Der Sultan bot seinem Eidam eine Wohnung in seinem eigenen Pallaste an, bis diesem gegenüber ein gleicher für Lameth gebaut seyn würde. Dieser dankte für ein so gütiges Anerbieten und erklärte: „Er werde mit seinem Bau nicht viel Zeit verlieren, denn alle Materialien seyen schon beisammen;

er bitte deßwegen, so lange mit der Vermählung zu warten."

Der Sultan stellte alles seinem Willen anheim und Lameth verabschiedete sich mit seiner ganzen Begleitung, als es Abend geworden war. Der Zug setzte sich mit Windlichtern versehen in Bewegung und vertheilte sich bald in der Nachbarschaft, wo ihnen allen vom Sultan Quartiere angewiesen waren. Ehe Lameth zu Bette gieng, hielt er kraft seines Schlosses und Ringes eine Versammlung von Erd- und Luftgeistern bei sich, und sagte zu ihnen: „Ich befehle euch hiermit, daß ihr ohne alles Geräusch, ganz in der Stille, heute Nacht, dem Pallaste des Sultans gegenüber mir einen neuen Pallast erbauet, der an Herrlichkeit seines Gleichen nicht haben soll. Er muß mit vier Thoren und inwendig mit einem geräumigen Hof versehen seyn; die Zimmer und Säle sollen alle regelmäßig und wohlausgestattet, die Ställe mit schönen und guten Pferden, Küche und Keller mit allem erforderlichen Geräthe, mit Speisen und Weinen, die Schatzkammer mit hinreichendem Gelde versehen seyn. Was zu einem königlichen Hofstaate gehört, muß darin im Ueberfluß angetroffen werden. Wenn ihr dieses thut, werde ich ein besonderes Wohlgefallen daran haben."

Die Geister giengen hin und thaten, wie ihnen Lameth befohlen hatte. Ein herrlicher Pallast aus weiß, blau, roth und grün gestreiften Marmelsteinen stieg empor; was sonst von Eisen ist, war daran aus Gold und Silber künstlich gearbeitet zu sehen. Inwendig die

Zimmer wären mit köstlichem Geräthe versehen, wie sonst nirgends zu erblicken ist. Und dieser ganze große Pallast wurde mit solcher Stille erbaut, daß die Schildwache, die vor des Sultans Pallastthore stand und so zunächst dabei war, nicht das Geringste davon sah oder verspürte, und weil eben eine sehr finstre Nacht war, auch nichts davon sehen konnte.

Nun war der Sultan schon ein alter Herr, der wenig schlafen konnte, und deßwegen die Gewohnheit hatte, wenn er morgens in der Frühe erwachte, sich sogleich an das Fenster zu begeben, um die kühle Morgenluft und die schöne Aussicht zu genießen, denn er konnte von seinem Schloß aus ganz Constantinopel übersehen. So erhob er sich auch an diesem Morgen, als es noch halb Dunkel war, und sah zum Fenster hinaus. Da erblickte er in der Dämmerung etwas, das ihm gegenüber stand und die gewohnte Fernsicht benahm. Er wischte sich die Augen und meinte, der Nachtnebel schwimme ihm noch vor denselben. Als er aber wieder starr nach jener Stelle sah, so dünkte ihm als ob ein großes Haus oder ein Schloß vor seinen Augen stehe. Da nun am vorigen Abende noch nichts daselbst gewesen war, so rief er der unten stehenden Schildwache fragend zu, was da gegenüber auf dem großen Platze stehe. Diese antwortete, es scheine ein großer und herrlicher Pallast da zu seyn. Voll Verwunderung schickte der Sultan einen seiner Trabanten an Ort und Stelle, und dieser kam bald zurück und erzählte, daß wirklich ein so prächtiges Schloß dastehe, als Menschenaugen nie gesehen hätten. Aber Niemand hatte

ihm sagen können, wie es hergekommen wäre, denn die Nacht über sey Alles stille gewesen. Doch konnte der Trabant nicht genug rühmen, wie Alles von Marmor, Jaspis, Porphyr und anderen schön polirten Steinen glänze, alle Rahmen und Fenstereinfassungen von Silber, alle Fenstergläser von Krystall seyen.

Der Sultan staunte darüber, zumal da, wie es allmählig heller wurde, die Pracht des Pallastes ihm in die Augen drang. Er ließ deßwegen seine Tochter Bellastra rufen und sagte zu ihr: „Du wirst gewiß nicht lange mehr auf deine Vermählung warten dürfen; denn siehe, hier steht das Haus schon, das für dich und deinen Gemahl in dieser Einen Nacht erbaut worden ist.“ Indem warf die aufgegangene Sonne ihre ersten Strahlen auf den Pallast, und man konnte ihn vor Glanz kaum ansehen. Bellastra staunte nicht weniger über diesen Anblick, doch war sie auch von Herzen froh darüber, daß sie nun so bald mit ihrem Geliebten vereinigt werden sollte. Indessen kam auch Lameth mit seiner prächtigen Begleitung angezogen, quartirte sich in seinem neuerbauten Pallaste ein, und fand darin Alles so wohlgeordnet, als er es nur irgend wünschen konnte. Deßwegen war er auch mit Allem vergnügt und lobte seine dienstbaren Geister. Dann schickte er seinen Haushofmeister zu dem Sultan, ließ ihm seinen unterthänigen Morgengruß vermelden und ihn ersuchen, da sein neues Schloß fertig und in demselben Alles in Bereitschaft sey, so möchte es sich Seine Hoheit gefallen lassen, daß jetzt die Ceremonie der Traunng in dem neuen Gebäude verrich-

tet werde. Um weiteres sollte sich der Sultan nicht bekümmern und sich die geringe Aufwartung, mit welcher er ihn bedienen werde, gefallen lassen.

Der Sultan gab seinen vergnügten Gegengruß zurück und befahl, Alles zur Vollziehung des Trauungs-Aktes bereit zu machen. Als Lameth erfuhr, daß Bellastra bereit sey, holte er sie mit einem weit prächtigeren Zug, als der frühere war, ab, und führte sie mit dem Großsultan und seinem ganzen Hofstaate in den neuen Pallast, dessen Herrlichkeit sie nicht genug bewundern konnten. Hier wurde die Trauung vollzogen und ein kostbares Mahl abgehalten, bei welchem des Sultans Tafel in lauterem Golde, der Hofstaat aber in Silber bedient wurde. Hierüber erstaunte der Sultan hoch und gestand sich, daß er Solches nachzuthun nicht im Stande sey. Die anmuthigsten Musikchöre ließen sich abwechslungsweise vernehmen, und ein eigner Sängerchor sang zu Saitenspielen von Bellastra's Tugenden und Schönheit. So verstrich der Tag unter lauter Ergötzlichkeiten. Lameth war glückselig an der Seite seiner engelschönen Braut und diese wäre es auch gewesen, wenn sie nicht die geheime Sorge gequält hätte, daß ihr Bräutigam ihr am Abend des Tages geraubt werden könnte. Aber nichts dergleichen ereignete sich. Ihr Gemahl kam nicht von ihrer Seite, und das junge Ehepaar begann ein glückliches und ungetrübtes Leben. Bellastra liebte ihren Freund wie sich selbst, und er liebte und ehrte sie als die hohe-Fürstentochter, und that, was er ihr an den Augen absehen konnte. Der

Sultan war Lameth's bester Freund; Große und Kleine am Hofe gewann er für sich durch sein gütiges Bezeigen, Armen und Nothleidenden half er, und niemand that bei ihm je eine Fehlbitte, daher denn auch Lameth's Pallast nur schlechtweg die Burg der Hülfe genannt wurde.

Aber mit allem dem war Lameth in seinem Glücke noch nicht so befestigt, daß ihm dasselbe nicht noch einen harten Streich versetzt hätte. Es lebte nämlich der böse Zauberer Mattetai noch immer in Europa nach Herzenslust, und übte täglich viele Bosheiten aus. Am Ende brachte er es so weit in seiner Kunst, daß er, wie ihm früher Luft- und Erdgeister unterthänig gewesen waren, und die Wassergeister ihm noch dienten, so nun die Feuergeister zu seinem Dienste zwingen konnte. Als ihm nun einmal auch wieder sein verlorener herrlicher Ring in den Sinn kam, und er auch wissen wollte, wie es mit dem Schloß in der Höhle Xa Xa beschaffen wäre, und ob er solches nicht noch bekommen könnte, so berief er die Feuergeister zu sich, die in ziemlich zorniger Gestalt erschienen, und sich ungeberdig darüber stellten, daß man sie beunruhige. Sie schüttelten sich, daß die Funken stoben und schrieen den Zauberer mit gräßlicher Stimme an: „Was willst du von uns?" Mattetai sprach: „Sagt mir, ob es nicht möglich ist, daß ich meinen verlorenen köstlichen Ring wieder erhalte und das treff-

liche Schloß in der Höhle Xa Xa in meine Gewalt bekomme.“ Die Geister antworteten: „Das kann nicht wohl seyn; wir sind nicht mächtig genug dazu. Beide besitzt Lameth, und mißbraucht sie auch nicht. Und weil er Erd- und Luftgeister in seinen Diensten hat, so können wir ihm öffentlich nichts abgewinnen.“

Als Mattetai dieß hörte, staunte er nicht wenig. Er hatte schon lange nicht mehr an Lameth gedacht und gemeint, dieser werde längst zu Staub und Asche vermodert seyn. Deßwegen rief er: „Wie? Lameth lebt noch? Und er besitzt die zwei größten Schätze der Welt? Was muß ich hören! Ich Unglückseliger, ich habe mit aller meiner Kunst, Mühe und Arbeit nicht so viel zu Wege bringen können! Der Lotterbube hat mich hintergangen und um beide Schätze gebracht!“ So geberdete er sich wie ein Rasender, daß selbst die Feuergeister Mitleid mit ihm hatten und zu ihm sagten: „Mattetai, dem Lameth hat sich das Glück zugewendet, das du mit aller deiner Kunst nicht hast erlangen können. Doch verzweifle darum nicht; vielleicht kannst du mit List gewinnen, was du so sehnlich wünschest. Lameth lebt nun dem Vergnügen in aller Sicherheit, er denkt wenig mehr an sein Schloß, und läßt es in einem Winkel in guter Ruhe liegen. Versuch' es daher, ihm dasselbe zu entwenden; was wir dazu beitragen können, wollen wir gerne thun.“ Mattetai war froh, verabschiedete die Feuergeister und dachte darüber nach, wie er den herrlichen Schatz erlangen könnte. Er berief die Wassergeister, die ihm auch noch dienstbar waren, und

ließ sich von ihnen durch das Meer schnell nach Constantinopel tragen. Hier suchte er sich eine bequeme Wohnung aus und erkundigte sich nach Lameth's Zustande. Jedermann sagte Gutes von ihm, lobte seine Gütigkeit und übrige Tugend, erzählte, daß er von seiner Gemahlin Bellastra geliebt, von dem Großsultan, seinem Schwäher, und allen Großen des Hofes hochgeachtet, von aller Welt in Constantinopel geehrt werde. Mattetai biß die Zähne über dieser Nachricht zusammen; doch überwand er seinen Kummer und ließ sich nach dem Platze führen, wo Lameth's schöner Pallast stand.

Zu ihrem Unglücke sah Bellastra gerade zum Fenster heraus und der alte Zauberer wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er jetzt nicht mehr bloß daran dachte, wie er den armen Lameth seines Rings und Schlosses berauben, sondern mehr als an Alles, wie er ihm seine engelgleiche Gemahlin entführen wolle. Doch freilich, ebendazu hatte er das Schloß nöthig. Mit diesen Gedanken eilte er in sein Quartier zurück, genoß das Abendessen, und schloß sich frühzeitig, als wäre er von der weiten Reise schläfrig, in seine Kammer ein. Hier berief er die Feuergeister, und bat sie dringender, ihm zur Erlangung des Schlosses behülflich zu seyn. Da sie sich willig zeigten, sandte er sie auf Kundschaft in das Schloß und bald brachten sie die gelegene Botschaft, daß Lameth nicht zu Hause, sondern auf einer Jagd abwesend sey und vor mehreren Tagen nicht heimkommen werde. Auch berichteten sie ihm, daß das

treffliche Schloß in der Schlafkammer auf einem Sammetkissen liege. Mattetai schalt seine Geister, daß sie ihm das Kleinod nicht sogleich mitgebracht hätten. Die Geister antworteten, das sey nicht in ihrer Macht gestanden, denn sie durften sich dem Schlosse nicht nähern. Da legte er den Kopf in beide Hände und sann lange nach: endlich sprach er zu den Geistern: „Höret, morgen früh verschaffet mir eine schmucke Begleitung von Dienern und für mich selbst ein herrliches persisches Kleid mit einem guten Reitpferde; dann will ich mein Glück versuchen.“

Die Geister versprachen, Alles beizuschaffen und am andern Morgen erschienen zehn persische Trabanten, die ein prächtiges Kleid und ein treffliches Roß für Mattetai brachten. Mattetai rüstete sich nun aus und nachdem er seinen dienstbaren Geistern das Nöthige aufgetragen, ritt er auf den Pallast zu. Davor angekommen sandte Mattetai einen Diener voraus, und ließ sich als persischer Gesandter anmelden, der mit Lameth als seinem alten Bekannten sich zu unterreden begehre. Bellastra ließ dem Fremden bedeuten, wie leid es ihr thue, daß ihr Gemahl abwesend sey und das Glück nicht haben solle, seinen Besuch anzunehmen; wenn sich aber der Gesandte ein paar Tage gedulden wollte, so werde sie ihrem Gemahle Boten senden, damit er einem alten Freunde seine Ergebenheit bezeigen könnte. Der abgeordnete Diener, ein wohlunterrichteter Feuergeist, erwiederte: „So unlieb diese Botschaft seinem Herrn zu vernehmen seyn werde, so habe derselbe, auf der Durch-

reise begriffen, doch zu sehr Eile, um sich länger als bis zum Abende verweilen zu können; jedoch bäte er sich die Ehre aus, den herrlichen Pallast seines Freundes, dessen Ruf bis nach Persien erschollen sey, betrachten zu dürfen; es habe ihm nämlich der König, sein Herr, aufgetragen Augenschein davon zu nehmen, und eine genaue Beschreibung und Zeichnung davon mitzubringen.

Bellastra glaubte nichts Unrechtes zu thun, wenn sie dem Fremden dieses Ansuchen bewilligte, sandte ihm also ihren Haushofmeister entgegen und ließ ihn abholen und im ganzen Pallaste herumführen. Als Mattetai in das Zimmer kam, in welchem Bellastra war, bezeigte er derselben alle mögliche Ehrerbietung, küßte den Saum ihres Kleides und entschuldigte sich, daß er so viele Unruhe verursache. Bellastra begegnete ihm hinwiederum freundlich, und da sich Mattetai als ein rechter Hofmann zu betragen wußte, so ließ sie ihn alle Zimmer nach seinem Wunsche sehen; als sie aber vor Lameths Schlafgemach kamen, scheuten sich die Diener des Pallastes, ihm auch dieses zu eröffnen, und entschuldigten sich damit, daß dieses Zimmer nicht ganz in Ordnung sey. Aber Mattetai bestand darauf, auch dieses Gemach sehen zu wollen, weil er einen Abriß des ganzen Pallastes mit allen seinen Theilen für seinen Herrn zu fertigen habe, wie er denn zum Schein immer die Schreibtafel bei der Hand hatte, und bei jedem Zimmer seine Anmerkungen darein zeichnete. Er würde, sprach er, wenig Ehre einlegen, wenn er das Werk unvollendet überlieferte. So wurde ihm endlich auch dieses Zimmer

aufgeschlossen, auf welches er freilich wenig Aufmerksamkeit richtete, denn seine Augen schweiften nur umher, das Schloß zu entdecken. Sobald er es ansichtig wurde, gab er mit einem starken Husten seinen Geistern das verabredete Zeichen, und in dem Augenblick entstand im Hof unten ein Geschrei: Feuer, Feuer! Und wirklich sah man aller Orten die Flammen in die Höhe flackern, denn obgleich der Pallast von lauter Steinen erbaut war, so schienen doch dieselben über und über zu brennen, als wenn es Holz oder andere feuerfangende Materie wäre. Jedermann lief hinab, das Feuer zu löschen: in dieser allgemeinen Verwirrung ergriff Mattetai das treffliche Schloß aus der Höhle Xa Xa und steckte es geschwind in die Tasche; dann lief er mit seinen dienstbaren Geistern dem Feuer zu und half löschen; so daß man nach Stillung des Brandes dem persischen Gesandten und seinen Leuten den höflichsten Dank für ihre wirksame Hülfe abstattete. Nun verzog der Zauberer nicht mehr lange, er nahm ehrerbietigen Abschied und gieng vergnügt seines Weges, denn er hatte den ersehnten Schatz in der Tasche. Er ritt in seine Behausung, bezahlte, was er verzehrt hatte, ritt mit seinem Zuge wieder zum Thore hinaus, und verabschiedete, sobald er in einem Walde war, seine verkappte Geisterschaar. Dann nahm er seine Einkehr im nächsten Dorfe und erwartete da mit Schmerzen die Nacht. So wie es Mitternacht war, verschloß er sich in seinem Zimmer, zog sein liebes Schloß heraus und küßte es vor Freuden.

Darauf drehte er den Schlüssel um und rief die daran gebundenen Erdgeister.

Es erschienen deren viere; sie stellten sich aber sehr unwillig, brummten wie die Bären und sprachen: „Unwürdiger Besitzer des vortrefflichen Schlosses, was willst du von uns?“ Mattetai antwortete: „Geschwind, nehmet Lameths herrlichen Pallast, mit Bellastra und Allem, was darinnen ist, und traget ihn mit mir unversehrt nach Amerika; dort setzet ihn in einer lustigen Gegend nieder!“ Als die Geister dieß hörten, schäumten sie vor Zorn, stampften mit den Füßen auf die Erde, daß alles erzitterte, und antworteten: „Unwürdiger Besitzer des trefflichen Schlosses, wisse, daß wir dir zwar dermalen gehorchen müssen; aber glaube sicherlich, deine Bosheit wird zu rechter Zeit gestraft werden!“ Trotz dieser unwilligen Rede faßte ein Erdgeist den Zauberer am Schopf und führte ihn seinem Willen gemäß nach Amerika. Die andern Geister entrückten Lameths schönen Pallast nebst Bellastra und ihrem Gesinde ebenfalls dahin, und setzten ihn in einer schönen Ebene neben einem grünenden Palmwalde nieder. Mattetai entließ nun seine Erdgeister, dagegen rief er die Feuergeister, und befahl ihnen, alle diejenigen, die mit Bellastra hergekommen waren, zu nehmen und in eine wohnungslose Einöde zu tragen, was auch im Augenblicke geschah. Nur Bellastra und ihre Kammerfrau blieben nach des Zauberers Willen zurück.

Der Morgen brach an, und als Bellastra erwachte, und in ihrem Pallast Alles so stille fand, als wenn er

ausgestorben wäre, wußte sie nicht, was dieß bedeuten sollte; als sie aufstand und einen Blick ins Freie warf, zweifelte sie lang, ob sie schlafe oder wache. Sie sah wohl, daß sie in ihrem Pallaste war, aber anstatt wie sonst die rauschende Stadt Constantinopel zu übersehen, blickte sie in eine fremde, ihr ganz unbekannte Gegend, in eine stille, grüne Einöde hinaus. Sie rief angstvoll ihrer Kammerfrau, aber diese antwortete ihr ebenso erschrocken, im ganzen Schlosse sey kein Mensch anzutreffen und alle Thüren seyen versperrt. Bellastra betrübte sich nicht wenig. Noch während sie miteinander redeten, trat der Zauberer Mattetai ins Zimmer, machte eine tiefe Verbeugung und wollte eine Entschuldigung gegen die Fürstin vorbringen. Allein diese war über sein Erscheinen so verwirrt, daß sie mit ihrer Kammerfrau in ein anderes Zimmer eilte und den Riegel hinter sich zuschob, um der widerwärtigen Erscheinung überhoben zu seyn.

In Constantinopel konnte in jener Nacht, da der Pallast seiner Tochter entführt wurde, der Sultan auch einmal wieder nicht schlafen. Er warf sich hin und her, und es wurde ihm verdrießlich länger zu liegen; weil denn der Mond so klar schien, so stand er auf und sah zum Fenster hinaus, in der Richtung von Lameths Pallaste. Wie riß er nun die Augen auf, als er kei-

nen Pallast mehr auf jener Stelle, sondern den Platz leer sah! Anfangs meinte er, ihm träume nur so; als er aber das Fenster öffnete und genauer hinsah, und den Pallast immer noch nicht erblicken konnte, rief er dem Leibdiener, der in dem nächsten Zimmer die Wache hatte, und befahl ihm, zum Fenster hinauszuschauen und zu sagen, was er gesehen hätte. Sobald dieser einen Blick hinausgethan, rief er: „Hilf Himmel, ich sehe kein Schloß mehr; ich weiß nicht, ist es unter die Erde versunken, oder wo ists hingekommen!“ Nun ließ der Sultan Lärm schlagen; der Großvezier und die übrigen Minister wurden berufen, und er fragte sie, wie sich das Verschwinden des Pallastes mit seiner Tochter erklären lasse. Der Vezier, der, obgleich er sich äusserlich immer ganz anders bezeigt hatte, in seinem Herzen dem Lameth doch gram war und ihn im Verdacht hatte, daß er seinen Sohn entführen lassen, sagte: „Gewiß, dieser Lameth muß ein Erzzauberer gewesen seyn, der sich verstellen konnte, wie er mochte, um die weisesten und schönsten Personen in der Welt zu betrügen, und, wenn er ihrer satt ist, sie aus dem Wege zu räumen!“

Der Sultan entbrannte in Zorn; er gab seinem Gardehauptmann Befehl, den Fürsten Lameth aufzusuchen, wo er der Jagd nachzugehen pflegte, ihn gefangen zu nehmen und unter sicherer Begleitung nach Hofe zu liefern. Der Hauptmann that dieses ungerne, denn Lameth war ihm sehr lieb, doch konnte er nicht umhin, den Befehl zu vollziehen, er ritt daher mit seinen Leuten aus, denselben aufzusuchen. Er durfte nicht lange

suchen, so traf er ihn: denn Lameth war von einer ihm selbst unerklärlichen Schwermuth befallen worden, hatte sich viel eher, als er Willens gewesen war, der Jagdlust entschlagen, und eilte gerade nach Constantinopel zurück. Als er den Hauptmann der Garde gewahr wurde, fragte er ihn, was es gutes Neue in Constantinopel gebe. Dieser aber zuckte die Achseln und antwortete: „Wenig, o Herr! Ich habe den Befehl, euch gefangen zu nehmen, und wollte, der Auftrag hätte einen andern betroffen.“ Lameth, der sich nichts Böses bewußt war, fragte nach dem Grunde seiner Ungnade. Dieser aber sagte: Solches würde er von dem Sultan selbst erfahren. Da überreichte ihm Lameth willig seinen Degen: „Freund, sagte er dabei, ich habe ein gutes Gewissen und fürchte mich vor nichts!“ So ritt er mit dem Hauptmann und von dessen Leuten umringt in die Stadt zurück, und von der Hinterseite her in die Burg des Großsultans hinein.

Dieser blickte Lameth mit zornigen Augen an, ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zum Fenster und sprach: „Nun sage mir, wo ist dein zauberischer Pallast, wo hast du meine Tochter Bellastra hingebracht?“ Lameth sah zum Fenster hinaus, und als er seinen Pallast nicht mehr erblickte, erschrack er so sehr, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, rücklings in Ohnmacht fiel. Man brachte ihn durch allerlei Mittel wieder zur Besinnung, und nun brach er in Klagen um den Verlust seiner geliebten Bellastra aus, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber der Großsultan blieb ungerührt,

und war so erbittert, daß er ihm nur drei Tage Frist vergönnte, in welcher er seine Tochter wieder schaffen, oder des Todes sterben sollte. Lameth war durch sein Unglück von Sinnen gekommen; er wünschte sich selbst recht bald die Stunde, in welcher er das verdrießliche Leben enden könnte. Indessen kamen des Großveziers und Großadmirals Söhne unvermuthet wieder zum Vorschein. Sie berichteten, wie sie von unsichtbaren Creaturen hinweggeführt und bis auf diese Stunde gleichsam im Verhaft gehalten worden und übrigens wohl versorgt, der eine in einem Olivenwald, der andere in einem Pomeranzenhain bleiben mußten, bis sie sich beide wieder zugleich hierher gebracht sahen. Weil nämlich die Erdgeister nicht mehr unter Lameths Gewalt waren, so hatte auch sein Befehl ein Ende, und die Geister mußten dem dienen, der das Wunderschloß in seinen Händen hatte. Die ehrlichen Geister aber glaubten Lameth selbst zu dienen, wenn sie jene beiden nicht in der Einsamkeit zurückließen, sondern wieder an den Ort brachten, wo sie dieselben genommen hatten. Nun schrieen aber der Vezier und der Admiral über Lameth, und sagten, daß kein Anderer es sey, der ihre Söhne bezaubert habe. Sie ließen daher dem Sultan keine Ruhe, bis dieser, als nun der dritte Tag erschien und Lameth unter Seufzern und Thränen schweigend vor ihm stand, befahl, daß man denselben im Hofe des Schlosses aufhängen solle.

Aber die Soldaten, die dem Lameth sehr gewogen waren, widersetzten sich diesem grausamen Befehl. Ei-

nige rannten hinaus aus der Hofburg und machten es dem Pöbel kund. Da entstand ein gewaltiger Auflauf, die Schloßthore wurden eingeschlagen, die Masse drang mit Wuth herein und schrie: wenn Lameth sterben sollte, so wollten sie mitsterben, oder aber allen die Hälse brechen, die an seinem Tode schuld wären. Da besannen sich der Sultan und die Großen des Hofes anders; der Sultan rief in den Hof hinab, das Volk sollte sich zufrieden geben; Lameths Leben sollte ihm geschenkt seyn; er befahl auch auf der Stelle, ihn frei zu lassen. Und wirklich führten einige Vornehme, von vielem Volke begleitet, den trauernden Lameth zum Thore hinaus. Dieser gieng ohne Freude über seine Rettung wie ein Trunkener taumelnd fort, bis er vom Volk entlassen in einen tiefen Wald kam, wo er sich im Gebüsche niedersetzte und sein unglückseliges Schicksal überlegte. Da fiel ihm auf einmal ein, daß er den trefflichen Ring noch am Finger trage, durch dessen Kraft er die Luftgeister noch in seiner Gewalt hatte. Schnell drehte er den Ring herum, und ein Luftgeist erschien. „Treuer Nebendiener, sprach Lameth zu ihm, dir wird bekannt seyn, daß mir ein Bösewicht das unvergleichliche Schloß geraubt und dadurch bewirkt hat, daß mein neugebauter Pallast nebst meiner geliebten Bellastra hinweggeführt worden ist. Gewiß weißest du, wo beide sich derzeit befinden. Ich bitte dich, sage mir, wo ich sie antreffen, und ob ich meine theure Gemahlin nicht wieder bekommen kann?“ Der Luftgeist antwortete: „Es ist der Verräther Mattetai, der dich durch

List um das Schloß gebracht, und sofort Bellastra in ihrem Pallaste nach Amerika entführt hat; dort hat sie viel Verfolgung von dem Bösewicht auszustehen. Dennoch sey guten Muthes, Lameth! Die Erdgeister dienen dem Zauberer nur aus Zwang, und werden selbst froh seyn, wenn sie von seinem Dienst erlöst werden. Wenn du daher willst, so bringe ich dich nach Amerika und dahin, wo Mattetai deine Gemahlin eingeschlossen hält, dann mußt du ihn wieder mit List hintergehen, wie er dich hintergangen hat!"

Lameth war wieder lebendiger geworden, weil er nun wußte, wo seine Bellastra anzutreffen sey. Er bat den Geist, ihn auf der Stelle nach Amerika zu bringen; dieser ergriff ihn, führte ihn dahin und setzte ihn in dem Palmenhaine nieder, von wo aus er seinen wohlbekannten herrlichen Pallast erblicken konnte. Nun befahl Lameth seinem Luftgeist, ihm Bettlerkleider zu bringen und ihn so zu entstellen, daß ihn Niemand erkennen möchte. Der Geist gehorchte und bald war Lameth in einen armen, abgezehrten, hinkenden Bettler verwandelt, so daß sein leiblicher Vater ihn nicht wieder erkannt haben würde. In dieser Jammergestalt wankte er aus dem Walde heraus und dem Pallaste zu. Sein Herz hätte ihm brechen mögen, als er Bellastra erblickte, wie sie ganz traurig zum Fenster hinaussah, den Kopf

in beide Hände gestützt, in tiefe Gedanken versunken; so daß sie den Bettler nicht eher gewahr wurde, als bis er vor ihr stand, und sie um ein Almosen anflehte. Bellastra warf ihm eine Silbermünze hinunter, und sagte dabei: „Betet für mich, Alter, daß ich aus meinem Elend endlich erlöst werden möge!“ Der verstellte Lameth erwiederte: „Ja, schöne Frau, das will ich thun; ich versichere euch, es soll nicht lange anstehen, so wird euer Wunsch in Erfüllung gehen!“ Bellastra sah den Alten vom Kopf bis zu den Füßen an, seufzte und sprach: „Ach, wenn du Recht hättest, ich wollte für dich sorgen, daß du nimmermehr betteln solltest!“ — „Ja, antwortete der verwandelte Lameth, wenn ihr mir erlauben wollt, ein paar Minuten mit euch allein zu sprechen, so könnte ich euch gewiß dienen, denn ich weiß euer ganzes Geheimniß.“ Bellastra betrachtete den alten Bettler immer aufmerksamer, und da ihr seine Reden so bedeutsam vorkamen, so sagte sie ihm: „Komm heute Abend, wenn es dunkel ist, meine Kammerfrau soll dich zu mir geleiten!“

Lameth machte eine hinkende Verbeugung und sagte: „Ja, ja, es soll dich nicht gereuen; die That soll meine Worte erfüllen!“ Er hinkte seinen Weg in den Palmenwald zurück, und wartete, bis es recht finster wurde. Unterdessen berief er seinen Luftgeist und verabredete mit ihm das Nöthige. Dieser entdeckte ihm, daß Mattetai das Schloß aus der Höhle Xa Xa allezeit an einer starken, goldenen Kette am Halse hangen habe; so lange er dieses besitze, sey er nicht mit Schwert, Gift,

Feuer und Strick um's Leben zu bringen; ja wenn er zwischen zwei Mühlsteine geworfen würde, müßten eher diese in Stücke springen, als daß sie ihm einen Schaden zufügen könnten. Lameth mußte sich daher nach einer List umsehen und den alten Zauberer durch ein starkes Getränk berauscht zu machen suchen, damit er alsdann, wenn jener besinnungslos wäre, das Schloß von seinem Halse lösen und über sein Leben verfügen könnte. Weil nun Mattetai den Wein aus Calabrien am meisten liebe, so versprach der Geist, ihm dergleichen zu verschaffen, zugleich wolle er ein Gegenmittel bringen, das für den, welcher sich desselben bediente, denselben Wein unschädlich machen sollte, er möchte davon trinken, so viel er wollte. Dieses Alles sollte Lameth seiner Gemahlin Bellastra in Bettlersgestalt überbringen und ihr anzeigen, wie sie sich dabei klüglich zu verhalten hätte, um den Zauberer in die Falle zu locken.

Hocherfreut über des dienenden Geistes guten Rath gieng Lameth, sobald Jener sechs Flaschen calabrischen Weines und das wirksame Gegenmittel herbeigeschafft hatte, in der Dunkelheit, beides in einem Korbe verborgen, nach Bellastra's Pallaste zu, die auf ein verabredetes Zeichen die Kammerfrau hinabschickte, ihn herauf zu geleiten. Dieß konnte um so leichter geschehen, als der jüdische Bösewicht auf einige Tage verreist war. Als der geheuchelte Bettler in Bellastra's Zimmer trat, fand er sie traurig auf ihrem Ruhepolster sitzen. Sie redete ihn also an: „Wie ist's, guter Alter, kommt ihr, euer Wort zu erfüllen und mir ein Mittel an die Hand

zu geben, wie ich von meinem Elende loskommen möge?“ — „Thut, was ich euch sage, erwiederte Lameth; wenn morgen Mattetai zurückkehrt, so trachtet dahin, daß er sich in diesem Weine berausche, welchen ich hier mitbringe. Seht, da sind sechs Flaschen des besten calabrischen Weines; den trinkt er am liebsten; sprecht ihm zu, ja muntert ihn durch euer eigenes Beispiel auf, zu trinken, bis seine Sinne ihn verlassen; ihr selbst, ehe ihr zu trinken anfanget, nehmet dieses Gegenmittel ein, das ich euch hier übergebe, und das euch vor den Wirkungen des Weines beschützen soll. Ist Mattetai betrunken, so gebet mir mit einem weißen Tuche ein Zeichen zum Fenster hinaus! dann will ich kommen und eurem Elend ein Ende machen.“ Bellastra hörte dem Allem mit Freuden zu, und versprach, allen Verstand zusammen zu nehmen, um den Anschlag glücklich auszuführen. Der Bettler stellte die Flaschen Weines und das Fläschchen mit dem Gegenmittel auf den Tisch, wünschte ihr Glück zu ihrem Vorhaben und ging seines Weges.

Bellastra sann die ganze Nacht über das Spiel nach, das sie vor hatte. Als es Tag ward, legte sie ihre schönsten Kleider an, und erwartete die Ankunft des Zauberers, welche bald erfolgte. Sie ließ ihn sogleich durch ihre Kammerfrau rufen und redete ihn bei seinem Eintritte ganz freundlich so an: „Mein Freund! Da ich mich so lange vergeblich gegrämt habe, und doch nicht zu den Meinigen zurück gelangen kann, so habe ich mich nun entschlossen, mein übriges Leben nicht in gleicher Traurigkeit hinzubringen. Wenn ihr euch daher künf-

tig in meine Launen schicken und meine gewohnte Lebensart annehmen wollet, so erbiete ich mich, euch zu meinem Gemahl anzunehmen.“ Mattetai wallte das Herz im Leibe vor Freuden, als er die Prinzessin so sprechen hörte; denn früher war sie allezeit vor ihm geflohen und hatte mit Wort und That auf alle Weise ihren Widerwillen gegen den Bösewicht ausgedrückt. Er konnte nicht Worte genug finden, Bellastra zu versichern, daß er sich in Allem ihrem Befehl unterwerfen werde, und brachte dabei einen närrischen Haufen von Worten untereinander her, so daß sie sich kaum des Lachens enthalten konnte. Sie unterbrach ihn daher und sagte: „Ich glaube Alles, was ihr mir sagt; nur Eines macht mir Zweifel. Ihr wisset, daß ich am türkischen Hof auferzogen worden bin, wo man heimlich allezeit wacker zu trinken pflegt. Da möchte ich denn wissen, ob ihr mir solches auch zulassen, und wenn mich die Lust ankommen wird, mir wacker Bescheid thun werdet.“ — „Oho,“ antwortete Mattetai lachend, „wenn es nichts weiter ist, als dieses, so werden wir bald mit einander einig werden. Ich hasse den Trunk auch nicht, und euch zu Liebe wollte ich einen ganzen Becher Gift austrinken, warum sollte ich euch nicht bei einem guten Glase Weins Bescheid thun; denn Schlechtes werde ich bei euch doch nicht zu trinken bekommen!“ — „Nein, schlechte Weine mag ich auch nicht!“ erwiederte Bellastra, „aber der Wein aus Calabrien ist mein Leibtrunk.“ Da lachte Mattetai wieder und sprach: „Beim Element,

da taugen wir gut zusammen: den Wein aus Calabrien liebe ich mehr, als alle andere!"

„Nun so kommet her und setzt euch zu mir," sagte Bellastra, indem sie aufstand und die sechs Flaschen, eine nach der andern aus einem Schranke nahm. „Laßt uns in die Wette zechen! Aber es fehlt an einem Glase." Mattetai erhub sich, warf einen zärtlichen Blick auf die Fürstin und ging, schöne Becher zu holen. Diesen Augenblick hatte sich Bellastra ersehen, nahm das Fläschchen mit dem Gegenmittel aus dem Schranke, und that geschwind einen Zug daraus. Gleich darauf kam der Zauberer mit den Pokalen und Bellastra schenkte ihm ein. „Dieß auf mein Wohlseyn getrunken, Freund!" sprach sie, und Mattetai ließ sich nicht lange bitten. So leerten sie eine Flasche nach der andern und der Zauberer konnte sich über die Ausdauer seiner Geliebten nicht genug wundern; denn als sie an die vierte Flasche kamen, wurde ihm bereits taumelig im Kopfe. Bellastra schien zu bedauern, daß sie nur noch zwei Flaschen übrig habe, sprach und trank ihm dabei wacker zu. Die letzte Flasche goß sie gar nicht in den Pokal, sondern setzte dieselbe an den Mund und trank sie zur Hälfte auf Mattetai's Gesundheit aus, stellte ihm den Rest zu und sprach: „Trinkt das auf meine Gesundheit, Lieber! dann wollen wir schlafen gehen!" Mattetai von Liebe und Wein trunken, ergriff die Flasche, ehe er sie jedoch an den Mund setzen konnte, fiel er im Rausche zu Boden, und ließ auch die Flasche fallen, daß sie in tausend Stücke zersprang.

Bellastra rüttelte den Liegenden, als wollte sie ihm helfen, eigentlich aber nur um zu sehen, ob er auch tief genug berauscht sey, und als sie gar keine Empfindung an ihm spürte, öffnete sie das Fenster und gab ihr Zeichen mit dem Tuche. Der lahme Bettler flog die Treppe hinauf, und wurde von der Kammerfrau in das Gemach geführt, wo der böse Mattetai wie ein Stein auf dem Boden lag. Lameth ließ nun seine Gemahlin und ihre Kammerfrau abtreten, fiel über den Zauberer her, riß ihm das Oberkleid ab und suchte das Schloß, das er auch sogleich an seinem Busen fand. Er zog ihm dasselbe sammt der Kette ab, und drehte den Schüssel schnell um; die Erdgeister erschienen und fragten tanzend und springend vor Freuden: „Würdiger Besitzer des unschätzbaren Schlosses, was befehlet ihr?“ Lameth sagte: „Nehmet hier dem boshaften Zauberer das Leben!“ Keinen angenehmeren Befehl hätte Lameth seinen dienstbaren Geistern geben können. Zwei ergriffen ihn bei den Händen, zwei bei den Füßen, und zerrissen ihn in vier Stücke. Schnell drehte Lameth seinen Ring um; die Luftgeister kamen und trugen auf seinen Befehl die zerrissenen Glieder des Zauberers hinaus in alle vier Theile der Welt. Die Luftgeister mußten ihm auch das Zimmer reinigen, ihm seine vorige Gestalt wieder geben und die früher getragenen Fürstenkleider wieder anlegen; dann mußten sie den Pallast mit Allem, was darinnen war, auf der Stelle wieder nach Constantinopel versetzen, und seine von Mattetai verbannte Dienerschaft wieder herbeischaffen.

Nachdem Alles geschehen und die Diener wieder zur Stelle waren, berief er seine geliebte Bellastra. Als diese in das Zimmer trat, erwartetete sie den hinkenden Bettler wieder zu finden, da erblickte sie ihren schönen Gemahl, und warf sich ihm in die Arme. Lameth erzählte ihr, daß er den Bettler vorgestellt, und wie Alles ergangen sey. Die Diener stürzten herbei, ihren Herrn zu grüßen; ein gutes Nachtmahl ward bereitet; Alle waren guter Dinge.

Wie Bellastra in der Frühe erwachte, fiel ihr erster Blick zum Fenster hinaus wieder auf die Stadt Constantinopel. Der Sultan aber, der nach seiner Gewohnheit früh aufstand und an das Fenster trat, sah den Pallast wieder an der alten Stelle stehen. Außer sich vor Freuden kleidete er sich eiligst an, und begab sich mit seiner Leibwache nach dem Ort. Hier flog ihm seine Tochter Bellastra entgegen, bewillkommte ihren Vater mit kindlicher Freude, und reinigte ihren Gemahl von aller Schuld, indem sie die Begebenheit nach der Wahrheit berichtete. Der Großsultan schämte sich seiner Uebereilung und empfing den zu seiner Begrüßung herbeigeilten Lameth aufs Zärtlichste. Großvezier und Admiral, die ihn hatten tödten wollen, warfen sich dem Wiedergekehrten zu Füßen und erhielten Verzeihung. Lameth und Bellastra lebten viele Jahre im Glück und Frieden. Das Schloß aus der afrikanischen Höhle Xa Xa aber wurde von Lameth in besserer Verwahrung gehalten als zuvor und er blieb des unschätzbaren Kleinods ruhiger Besitzer bis an sein Ende.

Griseldis.

In Piemont, am Fuße eines hohen Berges, liegt eine herrliche Herrschaft, welche blühende Städte und viele schöne Dörfer in sich begreift. Der erste Markgraf, dem diese Landschaft eigenthümlich zugehörte, hieß Walther. Er war ein Mann schön von Gestalt, ehrbar von Sitten, jung von Jahren, reich begabt mit Verstand. Aber alle seine Neigung war so sehr der Jagd und dem Vogelfange zugekehrt, daß er das Andere darüber vergaß und sich der Regierung seines Landes gänzlich entschlug. So hatte er auch keine Lust zum Heirathen, nicht als ob ein Gelübde ihn abgehalten hätte, sondern die gepriesene Freiheit und die Liebe zum unabhängigen Leben und zur Selbstherrschaft ließ ihn an keine eheliche Verbindung denken. Wenn daher gute Freunde zu ihm von seiner Vermählung sprachen, so pflegte er wohl zu erwiedern: „Ich mag meine Freiheit nicht verkaufen, und nicht ein Weib zur Mitregentin annehmen. So lange ich ledig bin, thue ich, was ich will: wenn ich aber verheirathet bin, so muß ich vielmals thun, was meine Frau will. Thue ich dieses nicht, so habe ich

eine widerwillige Frau, und zugleich Zank und Hader im Hause!" Die Untergebenen verdroß dieses Verfahren ihres Herrn; sie hätten es gar zu gerne gesehen, wenn ihr Herr eine glückliche Ehe eingegangen und Erben seiner Güter hinterlassen hätte. Die Vornehmsten der Grafschaft berathschlagten sich daher, wie sie die Sache anstellen und ihren Herrn zum Heirathen vermögen könnten. Deßwegen erschienen sie eines Tages insgesammt vor dem Markgrafen, und der Vornehmste unter ihnen redete ihn mit folgenden Worten an:

„Gnädiger Herr und Markgraf! die Freundlichkeit Euer Gnaden giebt uns den Muth, frei herauszureden, was wir in unserem Sinne gefaßt haben. Wir hoffen nicht, daß Ihr solches übel aufnehmen werdet, weil Eure Güte und Euer väterliches Gemüth uns Allen genugsam bekannt sind. Wir schätzen uns für glücklich, einen so lieben Herrn zu haben, und von ihm beschützt zu werden. Wir würden uns aber noch viel glücklicher halten, wenn wir Eure markgräfliche Gnaden für ewig bei uns behalten könnten. Nun wissen wir, daß dieß nicht möglich ist. Das Nächste aber wäre, wenn wir Eurem ehelichen Erben in Liebe dienen und unterthänig seyn dürften. Unser Herr ist zwar jetzt noch jung von Jahren und stark an Kräften; er weiß aber, daß die nachkommenden Jahre diese Kraft verzehren werden. Deßwegen ist unsre unterthänige Bitte, daß Eure Gnaden geruhen mögen, durch eine Vermählung Bedacht darauf zu nehmen, daß Sie in erwünschten Erben fortleben, und dereinst Ihr Land fortregieren. Wird unser

billiges Begehren erhört und uns ein Auftrag gnädigst gegeben, so wollen wir ein Fräulein für Euer Gnaden aussuchen, das an Geblüt, Schönheit und tugendlichen Sitten unserem Herrn am ähnlichsten seyn wird.“

Auf diese Worte schwieg der Graf eine Zeitlang still, und dachte dem Vorschlage nach. So schwer es ihn ankam, so überwand ihn doch am Ende die Liebe zu seinen Unterthanen, und er entschloß sich, ihrem Begehren zu willfahren. So sprach er denn zu ihnen: „Meine lieben Freunde! Eure demüthige Bitte nöthigt mich, euch zu willfahren, und zu thun, was ich nie im Sinne gehabt habe. Denn ich hatte mir allezeit vorgenommen, meine Freiheit völlig zu behalten, die im Ehestande wohl schwerlich mag erhalten werden; nun aber unterwerfe ich mich freiwillig dem Willen meiner Unterthanen, damit sie erkennen, daß ich sie liebe und daß ich als ein Vater ihnen vorzustehen begehre. Jedoch bedanke ich mich für euer Anerbieten, mir eine Gemahlin zu erlesen, die meines Gleichen seyn soll. Diese Mühe will ich selbst auf mich nehmen, und ich vertraue hierin auf die Hülfe des Allerhöchsten, der in seine Hände das Glück des Ehestandes gelegt hat. Er wird mir ein Weib zuführen, welches mein Heil und meine Ruhe nicht hindern, und zugleich eurem Verlangen, die Regierung in meinem Hause gesichert zu sehen, ein Genüge thun wird. Eines aber sollt ihr mir versprechen und halten: daß ihr diejenige, die ich zu meinem Eheweib auserlesen werde, als Markgräfin und als eure Herrin ehren und ihr unterthan seyn wollet. Es

soll auch Keiner unter euch seyn, welcher über meine Wahl eines Weibes jemals klage, sondern diejenige, die mein Ehegemahl werden wird, die sollt ihr, als wäre sie die Tochter eines römischen Fürsten, ehren und für eure gebietende Frau erkennen."

Ueber diese Antwort des Grafen erfreuten sich die versammelten Diener höchlich, und waren ganz bereitwillig, dem Begehren ihres Herren zu willfahren. Sie versprachen deßwegen mit einem feierlichen Gelübde, der Frau, die er erwählen würde, unterthänig zu seyn, und welcher Art sie auch seyn sollte, im Geringsten nicht wider sie zu klagen. Darauf schieden sie getrost von dem Markgrafen, und erwarteten mit Verlangen, was für eine Dame er zu seiner Braut erwählen würde.

Der Graf aber brachte einige Tage in tiefem Nachsinnen darüber hin, was für eine Frau er nehmen sollte. Endlich entschloß er sich, keine stolze Erbin, sondern ein demüthiges Mädchen zu erkiesen, das ihm in Allem willfahren würde. Als daher einige Wochen verflossen waren, und er sich in einem Entschlusse festgesetzt hatte, da befahl er seinem Haushofmeister, Alles zu der nächstkünftigen Hochzeit fertig zu machen. Noch wußte Niemand, welche Jungfrau die Braut seyn sollte, und der Graf wollte es auch Niemand offenbaren, so oft er darum befragt wurde.

Inzwischen ward Alles auf fürstliche Weise vorbereitet, und viele hohe Gäste wurden geladen. Der hochzeitliche Tag nahte heran, ohne daß Jemand wußte, von wannen die Braut kommen sollte. Der Graf rüstete goldene

Ringe und Ohrengehänge, die er einem andern Mädchen, welche seiner Braut an Wuchse gleich war, hatte anmessen lassen. Wie nun der bestimmte Tag herbeigekommen und die geladenen Gäste in großer Menge gegenwärtig waren, so fehlte niemand mehr als die markgräfliche Braut. Da entstand eine große Verwunderung unter allen Anwesenden, ja es erwuchs sogar der Zweifel, ob es nicht mit der ganzen Hochzeit nur auf einen muthwilligen Scherz abgesehen sey. Die Stunde des Mittagsmahles war gegenwärtig; Zimmer und Tische waren geziert, die festlichen Speisen bereit; dennoch wurde kein Wort vernommen, welches Fräulein für die Braut des Grafen erklärt sey. Zuletzt sahen sich die Gäste genöthigt, den Grafen zu fragen, warum sie denn eigentlich zur Hochzeit geladen seyen. Er aber gab ihnen zur Antwort, sie sollten ohne Sorgen seyn; die Braut sey schon auf dem Wege; alle möchten sich fertig machen, ihr entgegenzugehen und sie mit gebührenden Ehren zu empfangen. So sammelten sich denn alle geladenen Herren und Frauen und begaben sich insgesammt zum Schlosse hinaus. Vor ihnen her ritt der Markgraf mit hochzeitlichen Kleidern angethan, neben ihm fuhren in festlichen Wagen einige Edelfrauen, welche die Brautkleider nebst allem weiblichen Zierrath verschlossen mit sich führten. Der hochzeitliche Festzug war auf diese Weise in das nächste Dorf gekommen, und Niemand wußte, wohin er weiter gehen sollte. Gleichwohl verbreitete sich ein dumpfes Gerücht unter den Gästen, daß hier der Ort sey, wo der Graf sich

seine Braut erwählen würde, und obgleich sich Niemand einbilden konnte, auf welche Weise dieß geschehen sollte, so hatten sich doch alle Bauernmädchen des Dorfes, zu welchen die Sage gleichfalls gedrungen war, aus Neugierde versammelt und harrten auf die abentheuerliche Brautwahl des Markgrafen.

Nun lebte in diesem Dorfe, in dem nur wenige und lauter arme Bauern wohnten, ein Mann, Namens Janicula, der ärmste unter Allen, der eine einzige Tochter hatte, welche Griseldis hieß; so arm sie war, so schön war sie von Gestalt, tugendsam von Sitten und mit vielen Gaben der Natur geschmückt. Sie hütete die wenigen Schaafe ihres Vaters, und brachte die meiste Zeit auf dem Felde zu; dennoch kochte sie alle Speisen für die Hausgenossen, und die halbe Nacht verbrachte sie allezeit mit Spinnen. Ihren Aeltern war sie in allen Dingen gehorsam und den Werken der Andacht sehr ergeben. Dieses Bauernmädchen hatte der Markgraf im Vorüberreiten vielmal mit Augen gesehen und ihre Sitten wohl beobachtet. Schon lange trug er zu ihr eine aufrichtige Neigung im Herzen, und war entschlossen, sich mit ihr zu vermählen.

Zu der Zeit nun, da die Hochzeitgäste in das Dorf kamen, war die gute Griseldis am Brunnen gewesen und eilte jetzt eben mit ihrem Kruge nach Haus, um zugleich mit den andern Mädchen zu sehen, woher denn die Braut kommen sollte. Als sie aber ihrem Hause nahete, trat ihr der Graf entgegen und sprach zu ihr: „Griseldis, wo ist dein Vater?“ Das Mäd-

chen neigte sich gar tief und sprach mit großer Ehrerbietung: „Er ist zu Hause, gnädiger Herr.“ „Laß ihn zu mir herauskommen,“ sagte der Graf. Als dieß geschehen war, nahm der Markgraf den Bauern bei der Hand, führte ihn ein wenig bei Seite und sprach mit heller Stimme zu ihm also:

„Ich weiß, mein lieber Janicula, daß du ein frommer und aufrichtiger Mann bist, und das du mir als deinem Herrn in allen Dingen gehorsam seyn wirst: deßwegen frage ich dich: Willst du mir deine Tochter Griseldis zur Ehe geben, und mich, deinen Herrn, zu einem Eydam haben?“ Der gute, alte Mann erstarrte über dieser Rede und wußte nicht, was er darüber denken oder sagen sollte. Erst als ihn der Graf zu einer Antwort nöthigte, sprach er mit Zittern: „Gnädiger Herr, ich finde vor Schrecken keine Antwort; aber weil ihr mein Herr seyd, so darf ich nichts Anderes wollen, als was Euch gefällig ist. Und so es denn Euer Ernst ist, meine arme Tochter zur Ehe zu nehmen, so bin ich viel zu gering, Euch hierin zu widersprechen.“ Der Graf erwiederte; „Gut! so laß uns zwei allein in Euer Haus gehen. Ich muß den Willen deiner Tochter erkennen, und sie über einige Dinge befragen.“

So blieben nun die Hochzeitsgäste draußen in höchster Verwunderung stehen; der Graf aber gieng mit dem Vater in das Haus, nahm die Tochter bei der Hand und sprach; „Weil es sowohl deinem Vater als mir gefällt, daß du mein Weib seyn sollest, Griseldis, so hoffe ich, es werde dir nicht mißfallen, mich zur Ehe

zu nehmen.“ Die verstörte Jungfrau erschrack, als wenn der Himmel über sie herabfiele und die Erde drehte sich mit ihr. Der Graf aber sprach ihr mit freundlichen Worten zu: „Fürchte dich nicht, meine liebe Griseldis, denn du bist es, die ich vor allen Weibern der Erde zu meiner Braut auserkohren habe; und wenn du darein willigest, so werde ich mich noch heute mit dir vermählen.“ Griseldis neigte sich in Demuth und antwortete: „Gnädiger Herr! ich erkenne mich zwar so großer Ehren ganz und gar unwürdig; gleichwohl, wenn es Euer ernstlicher Wille und Eures Herzens Meinung ist, mich armes Bauernmädchen zu Euer Dienerin anzunehmen, so darf ich mich meinem Herrn nicht widersetzen.“ Darauf sprach der Graf mit ernster Miene: „Ehe ich dich denn zur Ehe nehme, frage ich dich, Griseldis, ob du mit freiwilligem Herzen bereit seyest, mir in Allem gehorsam zu seyn, in keinem Dinge meinem Willen zu widerstreben; so daß du Alles, was ich mit dir thun werde, ohne ein saures Gesicht und ohne ein rauhes Wort tragen wollest?“ — „Gnädiger Herr Graf, erwiederte die Jungfrau, wenn ich die große Ehre, die mir nicht gebühret, haben soll, Eure Gemahlin zu seyn, so verspreche ich, nichts wissentlich zu thun oder zu denken, was wider Euer Herz wäre; Ihr werdet mir nichts thun und nichts befehlen, was ich übel aufnähme, und solltet Ihr mich auch sterben heißen.“ Diese Worte gefielen dem Grafen wohl und er sprach freudig: „es ist genug! wenn du dieses thun willst, so begehre ich weiter nichts von dir!“

Damit nahm er sie an der Hand, führte sie zum Hause hinaus und zeigte sie allen Anwesenden; sprach auch dazu mit lauter Stimme: „Diese Jungfrau hier ist meine Braut, diese ist eure gnädige Frau; sie ehret, sie liebet, und, wofern ihr mich werth habt, so habet sie noch viel mehr werth.“ Und nun befahl er den bestellten Edelfrauen, daß sie die Magd alsbald ihrer Bauernkleider berauben, und sie mit herrlichen Brautgewanden zieren sollten, daß sie ihrem neuen Stande gemäß in des Grafen Haus einziehen könnte. Die Frauen nahmen das Mädchen auf offener Straße unter sich und schlossen einen dichten Kreis um sie, so daß Niemand sehen konnte, was sich mit ihr begab. Da entkleideten sie die Jungfrau ihrer bäurischen Kleider und zierten sie so schön, daß man sie kaum wieder erkennen konnte. Als sie nun so in aller Eile aufgeschmückt war, daß sie einer Gräfin und nicht mehr einer Bäurin glich, wurde sie von den Frauen dem Grafen zugeführt und als seine würdige Braut vorgestellt. Der Markgraf zog den bereitgehaltenen Trauring hervor, steckte ihr denselben an den Finger, und versprach sich öffentlich mit ihr vor allem Volke. Hierauf ließ er die Braut auf ein schneeweißes Pferd setzen, und führte sie mit Ehren und Freuden nach seinem gräflichen Schlosse. Das Volk lief schaarenweise nach und rief mit jubelnder Stimme: „Es lebe Griseldis!“ indem es zugleich der Jungfrau Glück und Heil zu dieser unverhofften Ehre wünschte. Die Trauung wurde noch an demselben Tage mit großer Feierlichkeit auf dem Schlosse

vollzogen und die Hochzeit in allen Freuden abgehalten, und da war Niemand, der sich nicht über diese seltene Heirath aufs Höchste verwunderte, aber auch erfreute. Denn es schien, als hätte Gott diese Heirath im Himmel selbst geschlossen, und der frommen Griseldis so besondere Gnadengaben herabgeschickt, daß man meinte, sie sey nicht in einem Bauernhause, sondern an einem adelichen Hof erzogen worden, mit so zierlichen Sitten, mit so viel Klugheit und Verstand, mit solcher Freundlichkeit zeigte sie sich begabt; daher sie denn auch von allen höchlich verehrt und geliebt wurde. Ja, diejenigen, die sie von Jugend auf gekannt hatten, konnten sich jetzt kaum mehr vorstellen, daß sie des armen Janicula's Tochter war. Auch lebte das Ehepaar in solcher Liebe und Einigkeit, daß keines das andere mit dem geringsten Wort erzürnte, und beide gaben ihren Unterthanen das schönste Exempel der Tugend und der Frömmigkeit.

Ehe ein Jahr zu Ende gegangen war, gebar Griseldis zur höchsten Freude aller adeligen Dienstmannen des Grafen, ihres eigenen Vaters und des gesammten Landes ein gar schönes Fräulein. Nur mit ihrem Eheherrn selbst schien eine Veränderung vorgegangen zu seyn. Er bezeigte über diese Geburt keine sonderliche Freude, vielmehr einen Verdruß und Widerwillen, so

daß es schien, als wäre ihm ein junger Sohn viel lieber gewesen, als eine Tochter. Nun merkte zwar die gute Gräfin, daß ihr Herr sich nicht mehr so gütig gegen sie erwies, als er bisher zu thun gewohnt war; dennoch litt sie dieses mit großer Geduld, und befleissigte sich, durch doppelte Freundlichkeit sein Gemüth zu gewinnen. Der Graf aber ließ sich dadurch nicht bewegen; er gedachte vielmehr durch seine Handlungsweise die Treue seines Weibes auf die Probe zu stellen. Als das Kind von der Mutterbrust entwöhnt war, berief er Griseldis allein zu sich in sein Zimmer. Hier stellte er sich keineswegs freundlich gegen sie an, sondern begann mit ernsthaften Worten so zu sprechen: „Du weißest, o Griseldis, in welchem Stande du früher gelebt hast und auf welche Weise du in mein Haus gekommen bist. Nun bist du mir zwar lieb und angenehm; aber meine adeligen Freunde haben ein großes Mißfallen an dir, und meine Unterthanen wollen dir, als einer armen Bäurin, auch nicht unterworfen seyn, zumal da du mir eine Tochter geboren hast, während doch alle vielmehr einen Sohn verlangt hätten. Ja selbst wenn es ein Sohn wäre, so möchten sie ihm dennoch nicht unterthan seyn, darum daß er von einer schlechten Bäurin geboren worden. Und weil ich gerne mit meinen Freunden und Unterthanen in Frieden leben möchte, so sehe ich mich genöthigt, vielmehr ihrem als meinem eigenen Urtheile zu folgen, und dasjenige zu thun, was meiner Natur ganz zuwider ist. Jedoch wollte ich nichts ohne dein Vorwissen unternehmen, sondern dir Alles zuvor offen-

baren. Zugleich frage ich dich, ob du noch desselben Sinnes seyest, wie du von Anfang unsers Ehestandes an gewesen bist, als du mir versprachest, nichts zu thun noch zu denken, was wider deinen Willen wäre, und nichts übel aufzunehmen, was ich dir befehlen oder mit dir beginnen würde.“

Man hätte meinen sollen, auch das allerstandhafteste Gemüth müsse sich über eine so unverhoffte Rede billig entsetzen. Griseldis aber sprach mit unerschrockenen Worten: „Du bist mein gnädiger Herr, und ich mit meinem kleinen Töchterlein sind in deiner Gewalt; thue deßwegen mit uns, als deinen Leibeigenen, was dir gefällt. Dir kann nichts gefallen, was mir mißfallen möge, denn ich habe nichts anderes zu begehren und fürchte nichts zu verlieren als eben Dich; ich habe dich so tief in mein Herz eingedrückt, daß du zu keiner Zeit, auch nicht durch den Tod, aus demselben gerissen werden kannst. Eher wird Alles geschehen, als daß dieß mein Gemüth könnte verändert werden. Ueber diese Antwort wurde der Graf innerlich so bewegt, daß sein Herz im Leibe sich umwendete, und er sich der Thränen kaum erwehren konnte. Dennoch blieb er äußerlich ganz ernst, und sprach zu ihr mit strengen Worten: „Ob dir diese Antwort von Herzen gehe, wird sich bald zeigen!“ Mit diesem kurzen Worte ging er davon und ließ sich nichts von seinem innern Schmerze merken. Alsobald berief er einen seiner getreuesten Diener, und wendete sich an ihn mit dem Befehle: „Gehe hin zu meiner Gemahlin und fordere von ihr das kleine Töch-

terlein. Wenn sie es dir nicht gutwillig giebt, so nimm es mit Gewalt aus ihren Händen. Sag' ihr ohne Scheu, ich habe befohlen, daß du es nehmen solltest, damit es hinweggetragen und umgebracht werde. Dabei gieb genau Achtung, wie sich die Mutter benimmt, und berichte mir sofort gründlich, wie sie sich angestellt habe." Der Diener erschrack über diesen Befehl heftig, und sprach mit beweglichen Worten: „O Herr, was hat denn das unschuldige Kind gethan, daß ihr es hinrichten wollet, oder womit hat seine Mutter sich versündiget, daß ihr sie so schwer betrüben wollet? Schonet doch des unschuldigen Lammes, und vergießet nicht das edle Blut, das ihr selbst gezeugt habt!" Aber der Graf ergrimmte und hieß ihn mit zornigen Worten thun, wie er befohlen. So ging der Diener denn zu dem Gemache der Gräfin und sprach gar traurig zu ihr: „Gnädige Frau! ich bin leider der Träger einer gar schlechten Botschaft. Unser Herr muß sehr erzürnt über euch seyn, denn er hat mir ernstlich befohlen, euer Kind von euch zu nehmen und es zum Scharfrichter zu tragen, damit es umgebracht werde. Ich habe zwar für euch und das arme Töchterlein gebeten, aber seinen Zorn dadurch nur größer gemacht. Gebet mir darum euer Kind!" Wer hätte nicht erwartet, Griseldis werde über diesen grausamen Befehl in lauten Jammer ausbrechen? Sie aber that gerade das Widerspiel, und bewies in diesem schweren Augenblicke die übernatürliche Stärke ihres Gemüthes. Deßwegen sprach sie zum Diener ganz unerschrocken: „Das kleine Geschöpf ist unseres Herrn,

mache er damit, was ihm gefällig ist; nimm es hin und trag' es ihm zu; ich will mich seinem Befehl nicht im Geringsten widersetzen.“ Hierauf nahm sie ihr liebes Töchterlein aus der Wiege, sah es eine Weile freundlich an, küßte es recht herziglich, bezeichnete es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und gab es dann dem Diener mit freundlicher Gebärde und ohne eine Zähre zu vergießen. Der Diener selbst konnte sich des Weinens nicht enthalten und fing an das unschuldige Kind so schmerzlich zu beklagen, daß endlich der standhaften Mutter das Herz selbst weich wurde. „Trage das liebe Engelein nur eilig hinweg, sprach sie; ich befehle es mit Leib und Seele dem höchsten Gott, der mag nach seinem Willen darüber verfügen.“ Also verabschiedete sich der Diener und trug das Kind zu seinem Vater, dem er genau erzählte, wie bereitwillig Griseldis ihr Kind hergegeben; daher sich der Graf nicht wenig verwunderte und bei sich selbst bekennen mußte, daß sein Weib noch viel tugendsamer sey, als er es selbst vermeint hatte.

Dennoch wollte er nicht aufhören, ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen und in dem vorgenommenen Werke fortzufahren. Er hatte nämlich keineswegs im Sinne, dem Kind ein Leid zuzufügen, vielmehr wollte er dasselbe anderswo heimlich erziehen lassen. Er hatte eine leibliche Schwester zu Bologna in Italien, welche mit einem dortigen Grafen vermählt und ihrem Bruder herzlich zugethan war. Ihr gedachte er das Kind zu schicken, daß sie es ihm in der Stille standesgemäß erzöge; Deßwegen hieß er dasselbe sanft ein-

wickeln, wohl in einer Wiege verwahren, und durch eben jenen Diener, dem er es zu rauben befohlen hatte, seiner Schwester zutragen. Zu dem Ende schrieb er an sie einen Brief, in welchem der ganze Verlauf der Sachen ausführlich erklärt war, und sie um Erziehung des Kindes freundlich ersucht wurde, mit beigefügter Bitte, daß sie das edle Fräulein nach seinem gräflichen Stande aufziehen und unterrichten, zugleich aber allen Fleiß anwenden möchte, daß Niemand erführe, welches Aeltern das Kind zugehöre. Die Gräfin nahm das Kind ihres Bruders mit bestem Willen aus des Dieners Armen, und antwortete Jenem durch diese, wie sie allen möglichen Fleiß anwenden werde, daß das Fräulein aufs Sorgfältigste erzogen, und seine Abkunft geheim gehalten werde. Und was sie schriftlich versprochen, das setzte sie treulich ins Werk: denn sie verhielt sich gegen das Kind nicht anders, als wenn sie seine leibliche Mutter wäre.

Inzwischen konnte Griseldis nicht erfahren, wo ihr liebes Töchterlein hingekommen, weil außer dem Diener Niemand Kunde davon hatte; sie glaubte deßwegen nichts Anders, als daß das unschuldige Kind getödtet worden sey. So unsäglich sie dieses schmerzte, so ließ sie doch ihr inneres Herzeleid äußerlich gar nicht merken; sie zeigte gegen ihren Herrn allezeit ein freundliches Angesicht, und erwies ihm so treue Liebe, als wenn sie gar nichts Widerwärtiges von ihm erfahren hätte, so daß sich der Graf nicht genugsam verwundern konnte, wie es möglich sey, daß sie den Schmerz um ihr eingeborenes Kind also niederzuhalten vermöge, daß ihr

auch kein Seufzer über die zugefügte Unbild entschlüpfe. Er fing an ihre Tugend je länger, je höher zu schätzen, und sie je länger je mehr zu lieben.

Unterdessen vergingen vier Jahre, während welcher der Graf und seine Gemahlin in ehelicher Liebe beständig verharrten, und des entführten Kindes niemals Meldung gethan wurde. Da ward die Gräfin abermals von Gott gesegnet und gebar einen überaus schönen Sohn, worüber nicht nur die Aeltern des Kindes, sondern auch alle ihre Gefreundte und Unterthanen sich höchlich erfreuten und dieses glückliche Ereigniß mit einem Feste feierten. Besonders freute sich der gute alte Janicula und seine liebe Tochter Griseldis; beide zweifelten nicht, daß der Graf diese jetzt mit beständigerer Neigung lieben werde. Es geschah aber gerade das Gegentheil, und die fromme Gräfin gerieth in größeres Leid als zuvor. Als nämlich das Kind zwei Jahre alt geworden und schon entwöhnt war, auch Jedermann, wer es sah, über seine Schönheit eine besondere Freude hatte, da trat der Graf, der das beständige Gemüth seiner Gemahlin noch weiter auf die Probe setzen und sie noch schärfer in der Geduld prüfen wollte, abermal zu ihr in das Zimmer, und erzeigte sich zwar dießmal ganz freundlich gegen sie; zuletzt aber sprach er mit betrübten Worten: „Mein liebes Weib, ich habe geglaubt, wir würden nun mit Freuden beieinander leben können, und unsre Unterthanen würden sich wegen des neugebornen Sohnes völlig vergnügen. Leider aber sind sie jetzt übler zufrieden als zuvor; sie machen mir große

Unlust, erheben sich wider mich, und sagen mir rund heraus, sie wollen den Enkel des Bauern Janicula nicht zum Herrn haben, und ihm nach meinem Tode keineswegs unterworfen seyn. So nöthigten sie mich dasjenige zu thun, was mir wider mein Herz und Gemüth ist. Denn weil ich, so lange das Kind lebt, keine Ruhe und keinen Frieden mit ihnen haben werde, so muß ich das unschuldige Blut hinweg nehmen, und es heimlich um sein Leben bringen lassen. Ich wollte es dir aber zuvor ansagen, damit dich nicht nachher der Schmerz allzustark überfalle.“

Von diesem harten Streich hätte das Herz der Gräfin tödtlich getroffen seyn sollen. Gleichwohl äusserte sie nicht die geringste Traurigkeit, sondern sprach mit unerschrockenem Gemüthe zu dem Grafen also: „Mein Herr! ich habe es Euch gesagt und wiederhole es, daß ich nichts Anderes wollen oder nicht wollen kann, als was Ihr, mein Herr, mir befehlen werdet; denn gleichwie ich beim Eingehen in Euren Pallast meine schlechten Kleider ausgezogen und gräfliche Gewande angelegt habe, also habe ich auch meinen eigenen Willen und alle Neigungen abgelegt, und die Eurigen angezogen. Was Ihr deßwegen mit mir und meinem Söhnlein zu thun gesonnen seyd, das möget Ihr ohne Hinderniß frei vollbringen, denn ich werde euch nicht im Geringsten widersprechen.“

Der Graf konnte sich über diese unglaubliche Standhaftigkeit seiner Gemahlin nicht genugsam verwundern, vermochte auch aus Betrübniß seines Herzens kein weiteres Wort

zu ihr zu reden, sondern ging ganz bewegt von ihr hinaus und vergoß, als er allein war, mildiglich viel bittere Zähren. Damit gleichwohl die hohe Tugend seines Ehegemahls allen Frauen zum Exempel an den Tag kommen möchte, fuhr er fort, sein Vorhaben ins Werk zu richten. Der Diener ward gerufen und wieder zur Gräfin geschickt, um abermahls ihr das Kind abzunehmen. Dießmal aber richtete dieser den Befehl mit viel leichterem Herzen aus, denn er wußte ja, daß dem Kinde kein Leid widerfahren werde. Er ging hinein zur Gräfin und sprach: „Gnädige Frau, ihr werdet ohne Zweifel schon wissen, warum ich zu euch komme; es ist unsers Herrn Wille, daß das junge Herrlein hingerichtet werde. Darum sollt ihr mir es gutwillig geben, damit ich es demjenigen überliefere, welchem ich vor sechs Jahren auch das Fräulein übergeben habe. Ich bitte euch aber, ihr wollet euch hierüber nicht allzusehr verstören, und mir selbst mein Begehren nicht verdenken, denn mein Herr wird genöthigt, diese Unthat gegen seines Herzens Neigung zu verrichten, und mir liegt ob, ihm in Allem treulich zu gehorsamen.“

Die fromme Gräfin wurde über diese Worte nicht bestürzt, sondern, ohne ein Wort zu sprechen, trat sie zu der Wiege, nahm das liebe Söhnlein in ihre Arme, sah es eine Weile freundlich an, drückte es innig an ihr Herz, küßte es wiederholt auf den rothen Mund und bezeichnete es mit dem Zeichen des heil. Kreuzes; dann übergab sie es in die Hände des Dieners und sagte: „Nimm hin dieses unschuldige liebe Kind, und trage

es zu seinem Vater. Ich hoffe, sein väterliches Herz werde sich über dasselbe erbarmen und er werde vielleicht noch Mittel finden, es vor dem Tode zu bewahren. Kann aber das nicht seyn, so opfere ich auch diesen Schatz dem höchsten Gott, von dem ich ihn aus Gnaden empfangen habe.“ Mit betrübtem Herzen nahm der Diener das Kind von ihr, und als er das Zimmer verlassen hatte, fing er an bitterlich zu weinen, und so kam er weinend und seufzend zu seinem Herrn, und erzählte ihm voll Mitleid, wie starkmüthig die Gräfin sich bei Uebergabe ihres Kindes betragen habe. Der Graf vernahm dieses mit großer Verwunderung, und konnte es kaum über sein Herz bringen, seine Gemahlin weiter zu betrüben. Dennoch, weil er ihre Tugend kundbar machen wollte, that er seinem Herzen Gewalt an; er küßte sein liebes Söhnchen voll väterlicher Liebe, dann befahl er dem Diener, es wohl verwahrt zu seiner Schwester nach Bologna zu tragen. Dieser schrieb er auf's Neue einen freundlichen Brief, in welchem er ihr die Ursache meldete, warum er seiner Frau beide Kinder abgenommen habe, und bat sie dringend, dieselben so zu erziehen, wie sich für Grafenkinder schicke. Seine Schwester leistete ihm auch treulich Folge; jedoch verwunderte sie sich oft im Stillen, was wohl ihr Bruder mit den Kindern weiter vorzunehmen gedenke. Der Graf aber sprach jetzt nicht selten mit seinem Weibe von ihren zwei lieben Kindern, doch konnte er nicht soviel damit erwirken, daß sie einen einzigen Seufzer hätte hö-

ren lassen, oder auf ihrem Angesicht einige Betrübniß sichtbar geworden wäre. Und wenn er anfing, die unschuldigen Kinder zu bedauern, so bedauerte sie dieselbe mit ihm; und so in Allem: wie er sich verhielt, also verhielt sie sich auch.

Je mehr nun der Graf sie in allen Dingen beständig erfand, und in der That inne ward, daß ihr Wille mit dem seinigen vereiniget sey, desto mehr kam ihn die Begierde an, sie weiter auf die Probe zu setzen, und sich so gegen sie zugebärden, daß sie sich betrüben mußte. Daher fing' er an, sich äußerlich so gegen sie zu erzeigen, als ob er ihrer müde wäre, und als ob es ihn sehr gereue, daß er eine arme Bäurin geheirathet habe; und dieß that er nicht heimlich, sondern so öffentlich, daß Jedermann es leicht abnehmen konnte. So verbreitete sich denn bald ein übles Gerücht in der ganzen Markgrafschaft, als wolle der Graf sich von seinem Weibe scheiden und eine Andere heirathen, die ihm an Stand und Reichthümern gleich sey. Beim gemeinen Volk aber entstand ein großes Murren wegen der beiden verlorenen Kinder, weil Niemand wußte, wohin sie gekommen oder wer sie hinweggeführt. Der meiste Argwohn fiel auf den Grafen selbst, als ob er die Kinder mit Gewalt der Mutter genommen hätte, weil er sie nicht als rechtmäßige Erben anerkennen möge. Dieses Gerücht konnte vor der Gräfin nicht verborgen bleiben; vielmehr wurde ihr gerade auf Anstiftung des Grafen sein ganzes Vorhaben genau erzählt. Sie aber ließ sich dadurch gar nicht irre machen, sondern litt Alles mit großer

Geduld, indem sie es der Fürsehung des allmächtigen Gottes empfahl.

Weil nun alles Dieses die fromme Gräfin nicht aus ihrer heiligen Gemüthsruhe aufzustören vermochte, so sann der Graf auf eine andere List. Er ließ aussprengen, als wenn er einen Gesandten nach Rom abzuschicken im Sinne hätte, und bei dem heiligen Vater selbst anhalten lassen wollte, daß ihm wegen hochwichtiger Ursachen, und um die Aufregung seiner Unterthanen zu stillen, gestattet werden möchte, seine jetzige Ehefrau zu entlassen und standesgemäß eine Andere zu heirathen. Diese Sache zu befördern, sandte er einen seiner vornehmsten Diener aus; freilich nicht nach Rom, sondern anderswohin; nachdem aber dieser ein Vierteljahr aus gewesen war, kam er zurück und verbreitete aller Orten die Sage, als wenn durch ihn die begehrte Dispensation zu Rom ausgewirkt worden wäre. Dieß wurde auch bald im ganzen Lande ruchbar, und verursachte vieles Gerede bei großen Herren und gemeinen Leuten. Auch der frommen Griseldis kam es zu Ohren. Diese seufzte zwar darüber aus dem innersten Grund ihres Herzens; dennoch ergab sie sich alsbald in den Willen Gottes und befahl ihm ihr ganzes Anliegen. Doch erwartete sie nicht ohne Angst, was der Markgraf über sie beschließen würde.

Bald darauf berief der Graf die vornehmsten Hofleute zu sich, bewirthete sie herrlich, und setzte ihnen unter der Mahlzeit die ganze Angelegenheit auseinander, indem er vorgab, daß ihm von Rom die Erlaub-

niß zugekommen sey, seine Gemahlin fortzuschicken und eine Andere zu heirathen; er habe sie deßwegen rufen lassen, dieser Verabschiedung beizuwohnen und sie mit ihrem Ansehen zu bekräftigen. Die hochadeligen Herren waren damit wohl zufrieden; daher befahl der Graf einigen Dienern, seiner Gemahlin solches anzusagen und sie vor die versammelten Herren zu führen. Die arme Griseldis ward über diese Nachricht tief betrübt und beklagte bei sich selbst ihr Unglück mit herzlichen Seufzern. Aeußerlich aber ließ sie kein Zeichen der Traurigkeit merken, sondern zeigte großen Starkmuth und ein unverstörtes Gemüth. Als sie nun in den Saal geführt worden, und voll Schamhaftigkeit vor sämmtlichen Herren stand, da redete sie der Graf Walther auf folgende Weise an: „Meine liebe Griseldis; ich bin bis hierher deine treue Liebe gegen mich wohl inne geworden, und habe dich als meine wahre Gemahlin geliebt. Dennoch gebietet mir eine besondere Schickung Gottes, diese meine Liebe von dir abzuwenden und einer Andern zuzukehren. Dazu nöthigen mich diese meine Freunde und Unterthanen, dieß bewilligt mir der Pabst selbst. Sie wollen, weil du meines Gleichen nicht bist, so soll ich dich verabschieden und an deiner Stelle eine andere mir ebenbürtige Gemahlin an meine Seite nehmen, damit meine Grafschaft von rechtmäßigen Erben nach meinem Tode besessen und regiert werden möge. Ich habe dir deßwegen solches in Gegenwart dieser hochadeligen Herren ansagen wollen, und hiermit kündige ich dir unsere bisher bestandene Ehe auf. So sollst du denn von dieser Stunde

an meinen markgräflichen Hof meiden und nicht mehr mit dir hinwegnehmen, als du mir zugebracht hast.“

Diese Worte waren ein Donnerkeil, der auch das allerstärkste Weib hätte zu Boden schlagen sollen. Was meint ihr nun, daß die geduldige Griseldis auf das Vorbringen des Grafen geantwortet und wie sie sich äußerlich vor den hohen Herren erzeigt habe? In ihrem Antlitz wurde gar keine Verstörung sichtbar; sondern sie sprach mit demüthigen Worten also zu ihm: „Gnädiger Herr! ich habe immer erkannt, daß zwischen Eurer Hoheit und meiner Niedrigkeit keine Vergleichung stattfinden könne, deßwegen habe ich mich nie für Euer Ehegemahl, sondern immer nur für Eure Dienerin geachtet. Und wiewohl Ihr mich in diesem gräflichen Hause zu einer gnädigen Frau eingesetzt habt, so bezeuge ich es dennoch vor Gott, daß ich allezeit eine Magd gewesen bin. Darum sage ich Gott und euch Dank für die große Ehre, die mir allezeit in diesem Hause ohne mein eigenes Verdienst widerfahren ist; im Uebrigen bin ich bereit, mit ruhigem Herzen in das arme Haus meines Vaters zurückzukehren und da meine späten Tage hinzubringen, wo ich meine Jugend verlebt habe. Gleichwohl achte ich mich als eine glückselige, ehrwürdige Wittwe, weil ich gewürdigt worden bin, eines so hohen Grafen Eheweib zu seyn. Eurer künftigen Gemahlin will ich von Herzen gerne meinen Platz einräumen, und wünsche ich, daß mein Herr mit derselben in größerer Zufriedenheit lebe, als er mit mir gelebt hat. Wenn Ihr mir aber befehlet, daß ich nicht

mehr mit mir hinaus nehmen soll, als was ich hergebracht habe, so nehme ich daraus leichtlich ab, daß ich nichts mit mir tragen soll, als meine Treue und meine Blöße. Wenn dieß Euer gebieterischer Wille ist, so bin ich bereit zu folgen und Alles, was ich habe, Euch zu hinterlassen."

Nach diesem Worte zog sie in Gegenwart aller der Herren ihre köstlichen Kleider, eins um das andere, aus, beraubte sich aller Zierrathen, und behielt nur das letzte Gewand. Endlich zog sie auch ihren Trauring von dem Finger, und reichte ihn dem Grafen zugleich mit allen andern Kostbarkeiten dar und sprach: „Nackt bin ich aus meines Vaters Hause gegangen, ich will auch nackt wieder dahin zurückkehren. Das allein bitte ich, ihr wollet mir dieses leinene Gewand zur Bedeckung des Leibes, der Eure Kinder geboren hat, überlassen, damit ich in Ehrbarkeit von dannen ziehen könne."

Dieser klägliche Anblick nöthigte allen Gegenwärtigen Thränen ab; auch das harte Herz des Grafen bewegte er so sehr, daß er vor überfließenden Thränen kein Wort mit ihr reden und sie vor Mitleid in solcher Armseligkeit nicht ansehen konnte. Dennoch hielt er sich mit Gewalt zurück, daß er ihr kein weiteres Erbarmen zeigte, sondern sie in solchem Aufzuge von sich gehen ließ. Alle Anwesenden wunderten sich über diese Hartherzigkeit, und schalten den Grafen in ihrem Innern einen Tyrannen. Mit der Frau aber trugen sie großes Erbarmen, und konnten diesem Schauspiele nicht

länger zusehen, sondern verließen das Schloß des Grafen mit weinenden Augen.

So gieng die arme Griseldis fast ganz entkleidet, baarfuß, mit bloßem Haupte zum Schloßthor hinaus, und alles Gesinde im Schlosse folgte ihr trauernd und weinend nach; denn allen war sie wegen ihrer Demuth und ihres tugendsamen Wesens lieb und werth, und darum konnten sie sich nicht getrösten, daß sie eine so liebreiche Herrin und treue Landesmutter verlieren sollten. Und jetzt konnte die standhafte Griseldis, die sich wegen ihres eigenen Unglückes nie betrübte, aus Mitleid mit den Ihrigen sich des Weinens nicht enthalten. Ihr Vater und alle Nachbarn ihres Dorfes wurden auch dieses Elend bald gewahr, und giengen ihr laut klagend entgegen. Der betrübte Janicula fiel seiner Tochter um den Hals, und konnte vor Weinen kein Wort mit ihr sprechen; sie aber, nachdem sie ihren eigenen Zähren Einhalt gethan, sagte ganz freundlich zu ihm: „Betrübet euch doch nicht so sehr um mein Unglück, Vater! Vergesset nicht, daß das Alles nicht ohne Gottes besondere Schickung geschehen seyn kann.“ Der Alte aber sprach: „Wie sollte mein Herz nicht vor Leid zerspringen, Tochter, wenn ich deinen elenden Zustand ansehe und weiß, daß du ohne deine Schuld darein gekommen bist! O wie falsch ist die Liebe des

Grafen, der dich nur eheligen wollte, um dich zu betrüben! Mir hat diese Heirath nie recht gefallen; immer habe ich das gefürchtet, was ich jetzt zu meinem tiefen Leid erfahren muß. Dennoch, meine liebe Tochter, wollen wir uns freuen, weil wir diese große Kränkung nicht wegen unseres Uebelverhaltens, sondern nur wegen unserer Armuth und Niedrigkeit erdulden müssen!" So führte der alte Vater seine verstoßene Tochter an der Hand seiner Strohhütte zu. Dort öffnete er einen Schrank, wo die Bauernkleider, die Griseldis am Tage der Vermählung ausgezogen hatte, noch wohl verwahrt lagen; diese nahm er heraus, und bekleidete seine Tochter damit ganz nach ihrem vorigen Stande.

Nun wohnte Griseldis wieder bei ihrem Vater in Geduld und Demuth; mit keinem Worte klagte sie über den Grafen und ihr eigenes Unglück. Der Graf aber hatte sein geliebtes Weib hinreichend geprüft und konnte ihre Abwesenheit nicht länger ertragen. Er schickte daher alsbald einen Diener nach Bologna ab mit der Meldung an seinen Schwager, daß es ihm gefallen möge, eilend mit seiner Schwester zu ihm nach Piemont zu kommen, und ihm seine, des Grafen, leibliche Kinder zurückzubringen. Inzwischen ließ er das Gerücht verbreiten, als wenn seine neue Braut schon unterwegs wäre, und es durchlief diese Sage die ganze Grafschaft, daher denn Alles zur neuen Hochzeit auf's Beste bereitet wurde. Die Hochzeitgäste waren auch schon geladen und einen

Tag zuvor, ehe der Schwager des Grafen aus Bologna ankam, auf dem Schlosse versammelt.

Jetzt ließ Graf Walther seine vorige Frau, Griseldis, aus ihrem Dorfe holen, und als sie bereitwillig erschienen, redete er sie also an: „Griseldis! Wisse, daß meine Braut morgen schon ankommt, und daß ich sofort mit ihr Hochzeit halten werde. Niemand kennt mein Haus so gut wie du; reinige daher mein Schloß, und schmücke es aus, und bereite alles, was nöthig ist, hohe Gäste zu beherbergen.“ Griseldis verneigte sich vor ihrem früheren Gemahl und sprach: „Gar gerne, gnädiger Herr, will ich dieses verrichten; ich achte es für eine besondere Ehre, daß ich euch aufwarten darf; ja, so lange ich lebe, werde ich nicht unterlassen, euch zu dienen; denn ich erkenne mich dazu verpflichtet, um der vielen Wohlthaten willen, die ich von euch empfangen habe.“ Sobald sie dieß geredet, ergriff sie einen Besen, scheuerte das ganze Schloß von oben bis unten, rüstete das Lager zu, schmückte die Zimmer aus und geberdete sich in Allem als eine treue und eifrige Magd des Hauses.

Am andern Nachmittage langte der Graf mit seiner Frau und mit der vermeintlichen neuen Braut aus Bologna an, und Markgraf Walther ritt ihnen mit allen geladenen Gästen feierlich entgegen. Sie empfiengen einander mit großen Freuden; Jedermann wünschte der neuen Braut Glück und Heil. Diese war ein Fräulein von überaus schöner Gestalt und großer Sittsamkeit, aber noch ganz jung von Jahren und gar

zartem Gliederbau; denn sie war kaum zwölf Jahre alt, und schien zum Heirathen noch viel zu jung. Indessen, weil sie dem Grafen gefiel, so mußte sie auch allen Gästen gefallen, und wurde von ihnen als eine Grafenbraut gepriesen und geehrt, mit großer Festlichkeit in das Schloß geleitet, und von allen Bewohnern desselben bewillkommt. Jeder Diener und jede Magd mußten hinzutreten und ihrer künftigen Gebieterin Glück und Heil wünschen. Weil denn Griseldis noch in dem Schlosse war, so kam auch sie herzu, die letzte unter allen, und warf sich in ihren Bauernkleidern demüthig auf die Knie, küßte der Braut die Hand und wünschte ihr zu ihrer künftigen Ehe Glück und Segen. Darauf setzten sich sämmtliche Gäste zu Tische; Griseldis aber trat in die Reihe der Mägde zurück und war emsig beschäftigt mit Auftragen und Aufwarten.

Lange verwunderte sich der Graf über die unbegreifliche Demuth und Geduld seiner Gemahlin; da beschloß er, ihrem Elend ein Ende zu machen, und sie nach ihrer langen Betrübniß völlig zu erfreuen. Wie sie nun gleich einer sorglichen Martha hin und her lief, rief er sie herbei und sprach zu ihr: „Was dünket dich, Griseldis, von meiner neuen Braut; ist sie schön und ehrbar genug?“ — „Ja freilich,“ erwiederte sie, „ich meine, eine schönere und sittsamere könne nicht gefunden werden. Darum wünsche ich Euch von Herzen die größte Wohlfahrt, hoffe auch, daß es dem Fräulein nicht so übel ergehen soll, als es eurer ersten Braut ergangen ist. Denn diese war gar zu bäurisch,

das Fräulein aber ist gar zart und von edlem Geblüt. Daher wird sie keine Gefahr laufen, jemals von euch verstoßen zu werden.“

Jetzt vermochte der Graf sich nicht länger zu halten und sprach: „Sieh aber doch diese meine Braut auch recht an, Griseldis, und besinne dich, ob du sie nicht kennest.“ Griseldis that ihre Augen weit auf, und blickte das Fräulein lange an, vermochte jedoch nicht, sich ihrer zu entsinnen. Da sprach der Graf: „Griseldis, kennest du denn deine Tochter nicht mehr, welche du mir vor zwölf Jahren geboren hast?“ Ueber diese Rede erstarrte Griseldis, und wußte nicht, was sie dazu denken sollte. Und als sie lange in Verwunderung dagestanden, sprach der Graf weiter: „Meine herzgeliebte Griseldis! Nicht verstöre dich diese meine Rede; denn jene vermeinte Braut ist deine und meine Tochter, und dieser junge Herr ist dein und mein geliebter Sohn; du aber bist meine einzige auserwählte und geliebteste Gemahlin, außer welcher ich keine andere je gehabt habe, noch zu haben begehre.“

Mit diesen Worten erhub er sich vom Tische, fiel zuerst seiner Griseldis und dann seinen beiden Kindern um den Hals und küßte ein jedes unter vielen Zähren. Griseldis aber ward vor innerer Wonne von ihren Sinnen verlassen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, fiel sie zuerst ihrer Tochter, hernach ihrem Söhnchen um den Hals und sprach unter Freudenthränen: „Nun will ich gerne sterben, seit ich meine geliebte Kinder wieder lebendig gesehen! Gebenedeit sey die göttli-

che Gnade, die mir euch, die ich längst für todt beweinet, gesund erhalten und jetzt wieder in Fröhlichkeit zugeführt hat.“ Während sie sich so mit dem Umfangen ihrer Kinder erlustigte, hatte der Graf ihre besten Gewande herbeibringen lassen. Die Edelfrauen umringten sie wieder, wie einst in ihrem Dorfe, beraubten sie der Bauernkleider und zierten sie aufs herrlichste. So trat sie, wie einst, aus dem Kreise hervor, mit unverwelkter Schönheit geschmückt, und wurde von den Frauen dem Grafen zugeführt. Die Hochzeitgäste standen um diese beiden herum, der Graf Walther aber hielt seine Gemahlin an der Hand und sprach vor allen Anwesenden feierlich also: „Meine geliebteste Griseldis! ich bezeuge hier vor Gott und allen Gegenwärtigen, daß das, was ich mit euch vorgenommen, nicht aus bösem Willen geschehen ist, sondern aus guter Meinung, um eure große Geduld zu erproben und eure hohen Tugenden der Welt kundbar zu machen. Nun aber habe ich an euch mehr Frömmigkeit gefunden, als ich mir einzubilden wagte; ja ich glaube, daß im ganzen Lande eures Gleichen nicht gefunden werden könne. Darum will ich euch hinfort nicht mehr auf die Probe stellen, vielmehr will ich von nun an euer treuer Gatte, ja euer demüthiger Diener bleiben. Eure lieben Kinder, welche ich eine Zeitlang von euch genommen habe, stelle ich euch hier wohlerzogen wieder zu, damit ihr euch ihrer vollkommen erfreuen möget. Weil aber Alles zu einem Hochzeitfeste bereitet ist, so begehre ich, mich aufs Neue mit euch zu vermählen und durch das Band einer ewigen Liebe zu

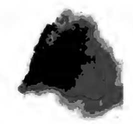
verknüpfen.“ Hiermit steckte er ihr den Trauring wieder an den Finger und gelobte ihr aufs Neue eheliche Treue. Der Priester sprach den Segen über das Paar, alle Anwesenden wünschten ihnen Glück und waren noch fröhlicher, als auf der ersten Hochzeit. Der Graf ließ auch den Vater der Neuvermählten, den alten Janicula, aus seinem Dorfe holen und ihn als seinen werthen Schwiegervater mit köstlichen Kleidern zieren und von Stunde an in seinem gräflichen Schlosse wohnen; er zog ihn an die Tafel, und ehrte ihn wie einen leiblichen Vater. Die Tochter, die ihm Griseldis geboren hatte, heirathete einen angesehenen Grafen; er selbst lebte mit seiner Gemahlin in großer Liebe und Einigkeit noch viele Jahre und hinterließ seinem Sohn das ganze Erbe von stattlichen Gütern und Herrschaften.

Robert der Teufel.

In alter Zeit lebte in der Normandie ein Herzog, Namens Hubert, tapfer und edel, liebreich und milde, der Jedermann sein gutes Recht wiederfahren ließ. Er hatte mit Beirath seiner Baronen die schöne, fromme und sittsame Tochter des Herzogs von Burgund geheirathet und seinen fürstlichen Sitz mit ihr in der Stadt Rouen genommen; hier wohnten beide verehrt und geliebt von ihren Unterthanen, und nichts hätte zu ihrem Glücke gefehlt, wenn ihnen Gott hätte Kinder bescheeren wollen. Sie hatten dieses Unglück durch keinen Frevel verschuldet; liebten und fürchteten Gott, giengen fleißig zur Kirche, spendeten reiches Almosen, waren sanft und menschlich gegen Jedermann, und reich an allerlei Tugenden und Gaben des Geistes. Dennoch lebten sie achtzehn Jahre miteinander, ohne daß ihre Ehe mit einem Erben gesegnet worden wäre. Da ritt eines Tages der Herzog nachdenklich und in großer Kümmerniß auf die Jagd. „Ich sehe doch, sagte er zu sich selbst, so viele Frauen keine Kinder haben und sich an ihnen erfreuen; deßhalb erkenne ich wohl, daß ich von Gott gehaßt

werde, und es ist ein Wunder, wenn ich nicht in Verzweiflung gerathe!“ So versuchte der Böse, der stets bereit ist, die Menschen zu überlisten, den Herzog, daß er in großer Bewegung von der Jagd nach Hause ritt. Als er nun seiner Gemahlin den Kummer klagte, von dem er gequält war, da gerieth der Frau Gemüth in so heftige Verwirrung, daß sie in der Thorheit bei sich selbst sprach: „Ei, so mag es in des Teufels Namen geschehen, da Gott die Macht nicht hat, daß ich Kinder bekomme! Und wird mir ein Kind geschenkt, so soll es mit Leib und Seele dem Bösen übergeben seyn!“

Von Stund' an geschah es, daß der Herzogin Leibesfrucht beschecret ward. Als nun die Zeit kam, daß sie gebären sollte, da begab sich Wunderbares. Einen ganzen Monat lag sie in bittern Wehen und es zeigte sich, daß sie nicht ohne große Pein entbunden werden konnte. Ja, ohne die Gebete, ernstliche Buße und guten Werke der Ihrigen wäre sie an dem Kinde gestorben. Ihre Frauen, die zugegen waren, geriethen in große Furcht über die wundersamen Zeichen, die sie bei der Geburt des Kindes sahen und hörten. Denn als das Kind geboren wurde, da erhob sich eine Wolke so dunkel, als wäre es Nacht; aus der donnerte es erschrecklich, und ein Blitz folgte dem andern, als wäre das Ende der Welt gekommen und stände das Firmament offen. Die vier Winde bliesen aus allen Ecken und stießen an das Haus, daß es zitterte und Stücke davon auf die Erde zu fallen anfingen. Die Herrn und Frauen, die zugegen waren, als sie diese schrecklichen Stürme sa-



hen, glaubten mit dem Hause und allem versinken zu müssen. Da wollte Gott endlich, daß das Gewitter aufhörte und die Luft wieder heiter ward. Das Kind aber, das mittlerweile geboren worden, war ein Knabe. Der war, als er auf die Welt gekommen, von so großer Gestalt, als wenn er schon ein Jahr alt gewesen wäre; alle die ihn sahen, wunderten sich darüber. Nun wurde das Kind in die Kirche gebracht und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Robert. Als man ihn in die Kirche trug und zurück, hörte er nicht auf zu heulen und zu schreien; sofort bekam er große Zähne und biß die Ammen, so daß ihn keine mehr säugen wollte, und man genöthigt war, ihn aus einem Horne, das ihm in den Mund gesteckt wurde, zu tränken. Ehe ein Jahr um war, gieng er frisch auf den Beinen und sprach so geläufig, wie sonst nur Kinder von fünf Jahren sprechen. Und je mehr er wuchs, je mehr erwies er sich als ein Uebelthäter. Kein Weib und kein Mann vermochte ihn zurückzuhalten, und wenn er andern kleinen Kinder begegnete, so schlug er sie mit der Faust oder warf Steine nach ihnen, oder kratzte ihnen die Augen aus. Oft rotteten sich die Knaben auf der Straße zusammen, um gegen ihn zu kämpfen, aber wenn sie ihn sahen, wagten sie nicht ihm Stand zu halten, sondern unter dem Rufe: „Robert der Teufel kommt!" liefen sie wie die Schafe vor dem Wolf. Und bald nannten ihn alle Kinder, die ihn kannten, Robert den Teufel, und dieser Name blieb ihm.



So lebte Robert von Kindheit an, und die Barone des Landes, die solches mit ansahen, freuten sich darüber; sie nannten es Jugend, und glaubten, daß es vorüber gehen werde; aber endlich fanden sie es doch schlimm. Denn weil Unkraut nicht verdirbt, so wuchs auch Robert an Muth und Bosheit, rannte durch die Straßen, schlug und warf nieder, wem er begegnete, und geberdete sich wie ein Rasender. Als er sechs oder sieben Jahre alt war, rief ihn der Herzog, der die übeln Gewohnheiten seines Sohnes sah und erkannte, und sprach zu ihm: „Mein Kind, es ist Zeit, daß man dir einen Lehrmeister gebe, der dich gute Sitten lehre und dir Unterricht ertheile; denn du bist nun alt genug dazu.“ Darein fügte sich Robert, und nun ward er einem guten, weisen Schulmeister übergeben, der ihn lenken und lehren sollte. Es begab sich aber eines Tages, daß der Lehrer den Knaben Robert um einiger Bosheiten willen bestrafen wollte, und verlangte, er sollte seine verkehrten Streiche lassen. Da zog Robert ein Messer aus der Tasche und stieß es dem Lehrmeister in den Leib, daß das Blut zu seinen Füßen herabrann, und er todt zur Erde niederfiel. Robert warf das Buch auf den Todten und schrie: „Da hast du deine Weisheit! Kein Priester und kein Mönch soll je mein Lehrer seyn!“ Und von da an konnte man keinen Meister finden, der sich unterfangen hätte, ihn zu ziehen und zu unterrichten; man war genöthigt, ihn sich selbst zu überlassen, daß er seinen eigenen Weg gienge. Er aber ergab sich allem Bösen, wollte von keinem Menschen in der Welt

lernen, und spottete Gottes und seiner heiligen Kirche. Im Tempel, wenn die Geistlichen beim Hochamte standen und singen wollten, warf er ihnen Asche oder Staub in den Mund; sah er Jemand eifrig in der Kirche beten, so gab er ihm einen Stoß in den Nacken, daß sein Kopf den Boden küßte; so daß ihn Jedermann seiner Bosheit wegen verfluchte.

Als nun der Herzog die bösartige Sinnesart und das fluchwürdige Leben seines Sohnes sah, so wünschte er, daß derselbe nicht geboren wäre; auch die Herzogin war in tiefer Kümmerniß um ihn, und eines Tages sagte sie zum Herzog: „Unser Sohn ist nun schon alt und tüchtig von Leibe; es däucht mir, das Beste wäre, ihn zum Ritter zu schlagen; vielleicht daß er dann seine schlimmen Sitten ändert!“ Damit war der Herzog zufrieden; Robert aber war damals nicht mehr denn achtzehn Jahre alt. Eines Pfingsttages nun versammelte der Herzog die vornehmsten Barone und Edeln des Landes, und berief seinen Sohn Robert vor diese Versammlung; nachdem er dann die Meinung der Anwesenden eingeholt, sprach er zu ihm: „Robert, mein Sohn, höre, was ich dir auf den Rath meiner guten Freunde hier sagen will. Ich bin entschlossen, dich zum Ritter zu machen, damit du hinfort Umgang mit edeln Männern pflegest, ritterlicher Tugenden dich befleißest, und deine Sitten wandelst, die aller Welt mißfallen!“ Darauf erwiederte Robert: „Mein Vater, ihr möget thun, was ihr wollet! Was mich betrifft, so ist es mir einerlei, ob ich hoch oder niedrig bin; ich bin ent-

schlossen, fernerhin zu treiben, was ich mag, und will nicht besser thun, als ich bisher gethan habe; mich kümmert es wenig, ein Ritter zu seyn.“ Mit diesen Worten gieng er von dannen, und weil es eben Pfingsten und die Kirche mit Gläubigen angefüllt war, so rannte er geraden Weges dorthin wie ein Toller, und warf alle, welche dieses Weges kamen, zu Boden. Am andern Morgen nach Pfingstentag ward er zum Ritter geschlagen. Darauf ließ der Herzog ein Turnier ausrufen, und diesem wohnte auch der Ritter Robert bei, der Niemand fürchtete, weder Gott noch Teufel. Als nun das Spiel begonnen hatte, da sah man Ritter um Ritter zur Erde fallen, denn Robert der Teufel kämpfte wie ein Löwe, schonte keinen und warf nieder, wer ihm in den Weg kam. Dem einen brach er die Arme, dem andern die Beine, einem dritten gar das Genick. Ja keiner, der mit ihm zu turnieren hatte, kam ungezeichnet davon, und zehen Pferde ritt er bei diesem Spiele zu todt. Als man dem Herzoge die Kunde meldete, ward er sehr erbost, begab sich selbst in die Schranken und befahl bei großer Strafe, einzuhalten und nicht mehr zu rennen. Aber Robert, der wüthend und wie von Sinnen war, wollte seinem Vater nicht gehorchen, fuhr fort rechts und links Streiche auszutheilen, Rosse und Reiter niederzuschmettern, so daß er an diesem einzigen Tage drei der tapfersten Ritter des Landes tödtete. Alle, die zugegen waren, riefen ihm zu, einzuhalten. Aber es war vergebens. Erst als er sah, daß in den Schranken kein Mensch mehr übrig

war und daß es hier keine Missethat mehr zu begehen gebe, spornte er sein Roß und ritt hinaus in das Land, Abenteuer aufzusuchen. Dort sammelte er allerlei Bösewichter, und hauste schlimmer als zuvor am Hofe; er raubte Frauen und Mädchen, die Männer brachte er um; so daß bald kein Mensch im ganzen Normannenlande war, den er nicht mißhandelt hätte. Alle Kirchen leerte er aus, kein Kloster war, das er nicht plünderte und zerstörte. Dem Herzoge kam eine Botschaft um die andere zu von dem Leben, das Robert in der Normandie führe. Der Eine sagte: „Euer Sohn hat mein Weib entehrt;“ der Andere: „Er hat meine Tochter geraubt;“ ein Dritter: „Er hat mein Gut gestohlen;“ der Vierte: „Er hat mich bis auf den Tod verwundet.“ Da rottete sich das Volk zusammen, und klagte dem Landesherren seine Noth. Dem Herzog wurde bei solchen Nachrichten sein Herz in großer Bekümmerniß sehr schwer, er meinte, die salzigen Thränen sollten seine Augen ganz trocken weinen, und betete unter Schluchzen: „Du weiser Gott! Ich habe so manches Mal zu dir gebetet, mir ein Kind zu schenken; nun habe ich einen Sohn, der thut meinem Herzen so viel Gram an, daß ich nicht weiß, was ich beginnen soll. Darum rufe ich zu dir, guter Gott, sende mir ein Heilmittel, das mich in meinen Schmerzen aufzurichten und meinen Sohn vom Verderben zu retten kräftig sey!“

Da war unter den Dienstmannen des Herzogs ein Ritter; als dieser sah, daß sein Herr in so tiefer Trau-

rigkeit befangen war, so wagte er es, ihn folgendermaßen anzureden: „Mein hoher Gebieter, ich wollte euch wohl rathen, nach eurem Sohne Robert auszuschicken, und ihn wieder an den Hof zurückkommen zu lassen. Wenn ihr ihm dann in Gegenwart eurer Edeln und Freunde heilsame Vorwürfe über seinen Wandel gemacht, so befehlet ihm, von seinem verfluchten Leben abzulassen; will er aber nicht, so handelt mit ihm wie mit einem fremden Manne. Lasset ihn ins Gefängniß legen und übet an ihm die Gerechtigkeit, die ihm gebührt!" Der Herzog willigte hierein und dankte dem Ritter für seinen guten Rath. Er schickte ungesäumt Männer aus, welche seinen Sohn aufsuchen und, wo sie ihn fänden, mit sich führen sollten, um Denselben vor seinen Vater zu bringen. Robert war gerade auf offenem Felde, als die Nachricht kam, daß das Volk sich zusammen gethan und Klagen über ihn bei dem Herzoge geführt habe. Bald darauf kamen auch die Boten, die der Herzog an ihn ausgesendet hatte. Diese nahm Robert übel in Empfang; er stach ihnen die Augen aus, und sprach dabei: „Jetzt werdet ihr um so ungestörter schlafen können, meine Herren! Geht und saget meinem Vater, daß ich euch, seinem Auftrage zum Trotz, geblendet habe!" Darüber erschrack jedermänniglich. Die Geblendeten kehrten weinend zum Herzoge zurück, und sagten ihm: „Herr! sehet, wie uns euer Sohn Robert zugerichtet hat!" Der Herzog aber wurde sehr zornig darüber und sann darauf, wie er der Bosheit seines Sohnes ein Ziel setzen möchte.

Er versammelte daher seinen geheimen Rath, und auf die Vorstellung eines der weisesten Edelleute schickte er in Hast Boten in alle Städte und zu allen Baronen, und befahl in seinem ganzen Herzogthume allen Amtleuten und Landrichtern, die möglichste Sorgfalt anzuwenden, daß sie seinen Sohn Robert in ihre Gewalt bekämen. Als Robert und seine Gesellen von dieser Bekanntmachung des Herzogs hörten, erschracken sie gewaltig; er selber knirschte als ein Verzweifelter mit den Zähnen, und schwur einen grausigen Eid, daß er Krieg mit seinem Vater führen und das ganze Land verderben wolle. Sofort ließ sich Robert in einem dichten, dunkeln Forste ein festes Haus bauen, um hier seine Wohnung aufzuschlagen. Der Ort war unwohnlich und entsetzlich, von starren Felsen umgeben, mehr für wilde Thiere als für Menschen zur Wohnung geeignet. Hier versammelte er alle lasterhaften Gesellen um sich her, Diebe, Mörder, Straßenräuber und Kirchenschänder, was es Abscheuliches unter der Sonne gab. Der Hauptmann dieses Gesindels ward Robert selber; und nun vertrieben sie in diesem Holze die schändlichsten Thaten; den Kaufleuten und allen, die des Weges kamen, schnitten sie die Gurgel ab, so daß Niemand es wagte, auch nur auf die Straße hinaus zu gehen, aus Furcht vor Robert dem Teufel und seiner Bande. Denn sie waren, wie die reißenden Wölfe. Und wenn sie in ihre Veste heim kamen, so ergaben sie sich wieder der Sünde, und lebten herrlich und in Freuden, denn bei ihnen wurde das ganze Jahr kein Fasttag gehalten.

Einmal begab es sich, daß Robert, der nur darauf dachte, wie er Böses thun könnte, seine Veste verließ, sich in dem Walde zu ergehen. Da mußte es sich treffen, daß er mitten in dem Holze sieben Einsiedlern begegnete, frommen Leute von heiligem Leben, welche sorglos ihres Weges giengen. Auf diese ritt er los und schlug unter sie mit seinem Schwerte. Obwohl es nun kühne und wackere Männer waren, die sich seiner wohl hätten erwehren mögen, so leisteten sie ihm doch keinen Widerstand, sondern duldeten aus Liebe zu Gott, was er mit ihnen anfangen wollte. Er aber brachte sie alle sieben um, und sagte spottend: „Da habe ich ein schönes Vogelnest von Heiligen ausgenommen, und habe ihnen allen Märtyrerkronen aufgesetzt!“ Nach dieser abscheulichen That verließ er den Wald, schlechter als zuvor, und wie ein Teufel aus der Hölle anzusehen. Alle seine Kleider waren mit Blut befleckt; ja er sah greulicher aus, als ein Fleischer, der von der Schlachtbank kommt. In solchem Aufzuge ritt er über die Felder, Rock, Hemde, und Antlitz vom Blute roth. Nachdem er weit und lange geritten, kam er in die Gegend des Schlosses Darques; denn er war einem Schäfer begegnet, der ihm erzählte, daß seine Mutter, die Herzogin, selbigen Tages auf dieses Schloß zu Mittage kommen werde. Und eben darum ritt er dorthin, von einem dunkeln Gefühle fortgezogen. Aber als er sich dem Schlosse näherte und das Volk seiner ansichtig wurde, lief Alles vor ihm davon, wie der Haase vor den Hunden. Die Einen schlossen sich in ihre Häuser ein, die Andern flüchteten in die Kirche.

Zum erstenmal bemerkte Robert, daß alles vor ihm floh, zum erstenmal fing er an sich selber zu denken an. Er seufzte in seinem Herzen und begann bitterlich zu weinen. „O allmächtiger Gott," sprach er, „wie mag das kommen, daß alle Welt vor mir flieht? Ich bin wohl ein unglückseliger und verkehrter Mensch; mir ist, als wäre ich ein Pestkranker oder ein Jude! Mein Leben muß wohl ein verfluchtes und hassenswürdiges seyn; denn ich sehe wohl, daß ich von Gott und der Welt verlassen bin." In diesen Gedanken kam er unter bittern Schmerzen bis zum Thore des Schlosses, und sprang von seinem Pferde herunter. Da war aber kein Mensch, der es gewagt hätte ihm nahe zu kommen und sein Roß abzunehmen; daher mußte er sich selbst bequemen und es an der Pforte anbinden. So schlug er denn, das blutige Schwert noch in der Hand, seinen Weg nach der Halle ein, wo seine Mutter, die Herzogin, sich eben aufhielt.

Als die Herzogin ihren Sohn Robert, dessen große Grausamkeit ihr bekannt war, mit bloßem Schwerte herankommen sah, entsetzte sie sich und wollte entfliehen. Robert aber rief ihr von Weitem zu: „Süße Mutter, fürchtet euch nicht vor mir; um der Barmherzigkeit Gottes willen, stehet still, denn ich muß euch sprechen." Dann näherte er sich unterwürfig, senkte sein Schwert und sprach: „Frau Mutter, saget mir doch, ich bitte euch darum, wie kommt es, daß ich so gottlos und so grausam bin? Denn von Euch oder von meinem Vater muß das doch herkommen. Deßhalb bitte ich euch, sa-

get mir hierüber die Wahrheit!“ Die Herzogin war erschrocken, ihren Sohn also sprechen zu hören. Sie weinte bitterlich, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Mein Sohn ich will und flehe, daß du mir auf der Stelle das Haupt abschlagest!“ Das sagte die Herzogin aus großem Kummer, den sie über ihr Kind empfand, weil sie sich der Ursache seiner Bosheit gar wohl bewußt war. Robert jedoch erwiederte voll Traurigkeit: „Ach, meine Mutter, warum soll ich euch auch umbringen? Habe ich nicht genug Uebels gethan? Wenn ich aber dieses zu thun im Stande wäre; so wäre ich noch viel schlimmer, als ich bin. Vielmehr bitte ich euch nur, saget mir, was ich wissen will!“ Als ihn die Herzogin so herzlich flehen hörte, da erzählte sie ihm Punkt für Punkt, wie Alles gekommen sey, und wie sie ihn dem Teufel, noch ehe er gezeuget worden, geweiht habe. Sie sagte es unter großer Reue und vieler Selbstanklage, und schloß ihre Rede mit den Worten: „O mein Sohn, ich bin das unseligste von allen Weibern, und wenn du gottlos und verdammt bist, so bin ich allein Schuld daran!“ Da fiel Robert von großem Herzweh, so lang er war, auf die Erde, und vermochte sich lange nicht zu erheben. Er weinte bitterlich, bejammerte sich selbst und sprach: „Die Teufel rütteln an meiner Seele und an meinem Leibe; aber von Stunde an will ich ihren höllischen Werken entsagen, und aufhören Uebels zu thun.“ Dann sprach er zu seiner Mutter, die sehr bekümmert und schweren Herzens war: „O du ehrwürdige Herrin und Mutter, ich bitte dich demüthig, mich

dem Herzoge, meinem Vater zu empfehlen; denn ich will nach Rom pilgern und meine abscheulichen Verbrechen beichten. Nicht kann ich zur Ruhe kommen, ehe denn ich dort gewesen bin.“ So verließ Robert seine Mutter, bestieg sein Pferd in großer Hast und ritt seinem Walde wieder zu. Die Herzogin blieb ohne Trost und Hoffnung in ihrem Schlosse; während sie sich und ihren Sohn beklagte, kam der Herzog an; als sie ihn sah, brach sie in neue Thränen aus, und meldete ihrem Gemahl getreulich, wie Robert gekommen sey, und was er ihr gesagt habe. Der Herzog fragte, ob Robert sich reumüthig bewiesen über die vielen Frevel, die er begangen. „Ja,“ sagte sie ihm, „und er will zur Vergebung seiner Sünden nach Rom gehen!“ „Ach,“ sprach der Herzog seufzend, „das ist Alles vergebens; wie soll er den Schaden vergüten, den er dem Lande gethan hat! Dennoch bitte ich den allmächtigen Gott, sein Vorhaben zu Ende zu führen. Denn ich glaube nicht, daß er jemals umkehren kann, wenn Gott nicht Erbarmen mit ihm trägt.“

Robert war in seine Waldveste zurückgekommen, wo er seine Schandgesellen über der Tafel traf. Als sie ihn ansichtig wurden, erhuben sie sich und bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Da begann Robert ihnen wegen ihres verkehrten Lebens Vorstellungen zu machen

und sagte: „Meine Genossen, höret, was ich euch sagen will! Ihr wisset, daß das abscheuliche Leben, das wir bisher geführt haben, Leib und Seele verderblich ist; ihr wisset, wie viel wir Kirchen zerstört, Mönche und Nonnen bestohlen und umgebracht, Weiber und Mädchen entführt, Kaufleute geplündert, andere Menschen ohne Zahl beraubt und gemordet haben. Wir sind auf dem Wege zur ewigen Verdammniß, wenn wir nicht in uns gehen, und Gott nicht Erbarmen mit uns hat. Deßhalb flehe ich euch an, bekehret mit mir euren Sinn und entsaget euren abscheulichen Sünden! Was mich betrifft, so will ich nach Rom gehen, meine Missethaten bekennen, Buße thun, und, so Gott der Allmächtige will, von ihm Verzeihung erlangen."

Kaum hatte Robert ausgesprochen, da erhob sich Einer von den Dieben und sagte hohnlachend zu seinen Gesellen: „Gebt Acht, ihr Herren, der Teufel will ein Einsiedler werden! Robert treibt seinen Spott mit uns; ist er doch unser Hauptmann und macht es ärger als wir andern Alle." Robert aber rief: „Liebe Gesellen, ich bitte euch um Gottes willen, lasset von euren Thorheiten und denket an das Heil eurer Seele!" Ein anderer Dieb antwortete: „Herr und Meister, denket nicht mehr daran; ihr sprechet in den Wind! Weder ich noch meine Brüder werden uns auf euer oder eines Andern Wort bekehren; der Friede schmeckt uns nicht; er hindert uns am Uebel thun, und daran sind wir einmal gewohnt!" Die ganze Gesellschaft lobte seine Worte, und Alle schrieen mit Einer Stimme

„Er hat Recht, und sollten wir sterben müssen! Sind wir bis hierher schlimm gewesen, so wollen wir in Zukunft noch viel schlimmer seyn!“

Als Robert ihre schönen Vorsätze vernommen, sprach er weiter kein Wort mit ihnen. Er gieng nach der Hausthüre, schob den Riegel vor, ergriff dann einen Knotenstock und schlug einen der Diebe nach dem andern auf den Kopf, denn ihre Gegenwehr vermochte nichts gegen seine übermenschliche Kraft. Als er sie alle todt darniedergestreckt hatte, sprach er: „Ich habe euch nach eurem Verdienste belohnt, ihr Bursche; wie der Herr, so der Lohn!“ Als Robert dieß vollbracht, wollte er erst auch das Sündenhaus verbrennen; doch überlegte er, das darin großes Gut wäre, das noch zu besseren Dingen dienen könnte. Deßwegen ließ er es stehen, schloß nur die Thüre wohl zu und nahm den Schlüssel mit sich.

Zum erstenmal in seinem Leben machte jetzt Robert das Zeichen des Kreuzes, ritt in den Wald hinaus und suchte den Weg nach Rom. Lange war er so fortgeritten, bis die Nacht hereinkam und der Hunger ihn gewaltig quälte. Da kam er zufällig vorbei an einer Abtey, der er viel Uebels gethan hatte, und die er oft geplündert, obwohl der Abt sein Vetter war. Und jetzt ritt er in das Kloster hinein und sprach kein Wort. Die Mönche haßten Robert auf den Tod und fürchteten ihn wie den bösen Feind. Als sie ihn kommen sahen, rannten sie davon und riefen: „Robert kommt, den hat der Teufel hergebracht!“ Solche

Worte erneuerten Robert's Kummer. „Wohl muß ich mich selbst hassen," seufzte er, „da alle Welt mich haßt um meines verdammten Lebens willen!" Nun ritt er geradenwegs an die Pforte, sprang vom Pferde, und betete brünstig zu Gott. Sodann trat er vor den Abt und die Klosterbrüder und sprach so freundlich und so erbarmenswerth, daß, die ihn noch eben wie ein wildes Thier geflohen, heranzugehen und ihm ein williges Ohr zu leihen wagten. „Herr Abt," sagte er, „ich weiß, daß ich euch und eurem Hause viel Leid zugefügt habe. Ich bitte euch demüthig um Verzeihung, ich flehe euch um Mitleid an." Und auf die Kniee niedergeworfen, fuhr er weiter fort: „Empfehlet mich meinem Vater, und gebet ihm diesen Schlüssel: er führt zu dem Hause, das ich mit meinen Räubern seither bewohnte; ich habe sie alle mit eigener Hand umgebracht, in diesem Hause sind alle Schätze, die ich geraubt. Der Herzog wolle sie, wo es möglich ist, den Eigenthümmern wieder zustellen." Diese Nacht blieb Robert in der Abtey; am andern Morgen früh brach er auf, nachdem er sein Roß und sein Schwert, mit welchem er so viele Missethaten verübt hatte, den Mönchen zurückgelassen. Und jetzt gieng er allein und zu Fuße, in Tiefsinn versunken, die Straße nach Rom. Noch an demselbigen Tage ritt der Abt, gerührt und froh, zum Herzoge der Normandie, übergab ihm den Schlüssel und meldete Robert's Bußefahrt. Da gab der Herzog allen Leuten das geraubte Gut wieder, das sie früher verloren hatten; was übrig blieb, ward unter die Armen ausgetheilt.

Robert wanderte inzwischen lang über Berg und Hügel, mit großer Beschwerde und unter lauter Entbehrungen, bis er endlich am Chardonnerstag zu Rom eintraf. Es war dieß gerade der rechte Tag zu beichten und für das Heil seiner Seele zu sorgen. Denn der heilige Vater selbst stand zu dieser Stunde mitten in der Peterskirche und hielt das Hochamt, als Robert die Kirchenthüre öffnete und unter die Versammlung der Gläubigen eintrat. Er drängte sich, um zu dem heiligen Vater hindurchzukommen. Aber als die Diener des Pabstes dieses sahen, schlugen sie ihn, und hießen ihn zurückweichen. Aber je mehr sie ihn schlugen, je mehr drückte er sich vorwärts; endlich gelangte er in die Nähe des Pabstes, fiel ihm zu Füßen und rief mit lauter Stimme: „O heiliger Vater, habt Mitleiden mit mir!“ und diese Worte wiederholte er zu mehreren Malen. Diejenigen, welche zunächst am Pabste standen, ärgerten sich über den Lärm, den Robert machte, und wollten ihn vertreiben. Da er aber so unbeweglich dalag, und der Pabst sein heißes Verlangen inne ward, erbarmte ihn seiner und er sagte zu dem Volke: „Lasset ihn machen; denn so viel ich erkennen kann, hat er wahre Demuth!“ Hierauf gebot der Pabst Stille, und Robert sprach zu ihm: „Heiliger Vater, ich bin der größte Sünder von der Welt.“ Der Pabst ergriff Roberts Hand und sagte: „Mein Freund, was begehrst du und was schreiest du so laut?“ „O heiliger Vater, erwiederte Robert, ich bitte Euch, lasset mich beichten, denn wenn Ihr mich von den großen Sünden, die ich

begangen habe, nicht lossprechet, so bin ich auf ewig verdammt, und ich fürchte gar sehr, daß mich der Teufel mit Leib und Seele davon führe, um der ungeheuren Verbrechen willen, mit denen ich beladen bin. Und da ihr derjenige seyd, der denen Trost und Hülfe zu bringen berufen ist, die dessen bedürfen: so bitte ich euch um Gotteswillen, höret mich und reiniget mich von allen meinen Sünden!" Als der Pabst dieses hörte, da ahnete er im Geiste, daß es Robert der Teufel sey, und er fragte ihn: „Sohn, bist du vielleicht der Robert, von dem ich so viel habe sprechen hören, und den man für den Schlimmsten hält, der auf der Erde wandelt?"

Da antwortete Robert und sagte: „Ja, ich bins!" Der Pabst erwiederte: „Du sollst Absolution haben; aber ich beschwöre dich beim allmächtigen Gott, daß du Niemanden Leides zufügest!" Denn der Pabst und alle Umstehenden waren entsetzt, als sie so unerwartet Robert den Teufel vor sich stehen sahen. Dieser aber fiel auf die Knie vor dem Pabst, bezeigte sich voll Demuth und Reue über seine Sünden, und sagte: „Heiliger Vater! Da sey Gott vor, daß ich Jemanden Leides thue; ich habe dessen nur zu viel gethan. So lange ich lebe, will ich kein christliches Geschöpf mehr verletzen!" Da nahm der Pabst ihn bei Seite, und Robert beichtete ihm reuevoll und erzählte, wie ihn, ehe denn er ward, seine Mutter dem Teufel übergeben habe. Als der Pabst ihn so reden hörte, erschrack er heftig, kreuzte sich und sagte zu Robert: „Mein Freund, gehe hin nach Montalto, drei Meilen von dieser Stadt. Dort wirst du

einen Einsiedler finden, der mein eigener Beichtiger ist. Ihm sollst du sagen, daß ich dich schicke und sollst ihm alle deine Sünden bekennen; er wird dir die Buße auferlegen, die du verdient hast; der, den ich dir nenne, ist ein heiliger Mann; ich bin gewiß, daß er dir Absolution ertheilen wird.“ Da erwiederte Robert: „Ja, ich will recht gerne gehen; gebe nur Gott mir Gnade, daß es zum Heil meiner Seele gedeihe!“ Und somit nahm er Abschied vom Pabste. Diesen Tag blieb Robert in Rom; am andern Morgen frühe verließ er die Stadt, und gieng über Thal und Hügel mit großer Begierde, seiner Sünden los zu werden, dem Orte zu, wo der Eremit wohnte. Als er endlich vor ihn kam, erzählte er dem Einsiedler, wie der Pabst ihn sende, damit er ihm beichten solle. Der Eremit hieß ihn herzlich willkommen. Als sie eine Weile beieinander gesessen, begann Robert zu beichten und erzählte, wie seine Mutter ihn im Zorn dem Teufel gelobt, und wie dieses zum schweren Unheil ausgeschlagen — wie er von Jugend auf alle Kinder gequält, seinen Lehrmeister erstochen, als erwachsen viele Ritter im Turnier erschlagen, in seines Vaters Lande hin und her geraubt, gestohlen und auf alle Weise gefrevelt habe; wie er seines Vaters Dienern die Augen ausgestochen, und sieben Eremiten umgebracht. Kurz er erzählte ihm alle Missethaten, die er jemals begangen, von der Stunde seiner Geburt an, bis auf die jetzige Zeit. Wohl entsetzte sich der Einsiedler über alles dieses; zugleich aber freute es ihn inniglich, daß Robert mit solcher Zerknirschung seine

Sünden bekannte. Er lud ihn daher freundlich ein, diese Nacht bei ihm zu bleiben, und versprach am andern Morgen die feierliche Beichte mit ihm vorzunehmen, und ihm über Alles, was er zu thun hätte, guten Rath zu ertheilen. Robert, der bisher der gottloseste und lasterhafteste, grausamste und schrecklichste Mensch gewesen war, zeigte sich jetzt so sanft und fromm, so lieblich in Worten und in Thaten, wie nur je der feinste Fürst auf der Welt. Und doch war er von den großen Mühseligkeiten seiner langen Wanderung so müde, daß er nicht essen und nicht trinken mochte. Daher zog er sich bald zurück, und betete zu dem allmächtigen Gott, daß er ihm durch seine Gnade den Sieg über den höllischen Feind verschaffen möchte, der bei ihm seine Wohnung aufgeschlagen. Als es Nacht geworden, bereitete der Eremit ein Lager für Robert in einer kleinen Kapelle, die neben seiner Zelle stand; er selbst betete die ganze Nacht zu Gott für den Armen, bis er endlich unter solchen Gebeten einschlief. Da erschien dem Einsiedler im Traum ein Engel des Herrn und sprach: „Mann Gottes, höre auf die Botschaft, die ich dir überbringe. Wenn dieser Robert Verzeihung seiner Sünden erhalten will, so muß er den Narren und den Stummen nachahmen, darf keine andere Speise zu sich nehmen, als die er den Hunden abjagen kann, und soll so lange in diesem Leben verharren, bis es Gott gefällt, ihm zu offenbaren, daß seine Sünden vergeben sind.“ Ganz erschrocken wachte der Eremit aus diesem Traume auf, und fing an, über denselben nachzudenken. Als er

sich lange darüber besonnen, dankte er in seinem Gebete Gott für diese Botschaft, denn, als der Tag anbrach, fühlte er sich bewegt von Liebe zu Robert; er rief ihn herbei und sagte zu ihm die tröstenden Worte: „Mein Sohn, komm her zur Beichte!“ Mit großer Demuth kam Robert, und wiederholte das Bekenntniß seiner Sünden. Als er die Beichte vollendet, sagte der Eremit zu ihm: „Ich weiß jetzt, welche Buße dir auferlegt ist, mein Freund! Du sollst dich als einen Narren und einen Stummen gebärden, keine Speise essen, als von den Hunden, und bei den Hunden liegen; Alles, so lang es Gott gefallen wird. Solches hat mir der Herr diese Nacht durch einen Engel verkündet; diese Buße soll währen, bis es Gott gefällt, dir die Vergebung deiner Sünden anzukündigen.“ Als Robert dieses hörte, ward er ganz vergnügt und froh; er dankte Gott, daß ihm so gnädige Buße auferlegt werden sollte, verabschiedete sich von dem Eremiten, und gieng hin, die schwere Probe zu bestehen, die ihn erwartete, und die ihm nur klein schien, weil seine Unthaten so übergroß waren. Und nun war durch Gottes Wunder der lasterhafte, wüthende, unbiegsame Sünder zahm wie ein Lamm und frommer Gesinnungen voll geworden.

Kaum hatte er die Stadt Rom wieder betreten, so fing er an, dem Befehl des Einsiedlers gemäß, den Narren zu spielen; er sprang und rannte durch die Straßen und that, wie ein Verrückter zu thun pflegt. Die Kinder waren bald zischend und schreiend hinter ihm her, und warfen ihn mit Koth und Allem, was

sie auf der Straße auflesen konnten. Auch die Bürger in der Stadt legten sich bei diesem Schauspiel in die Fenster, spotteten und lachten über ihn. Als er so einige Tage lang in der Stadt Rom herumgelaufen war, geschah es, daß er an dem Pallaste des römischen Kaisers vorbeigieng, und da er sah, daß die Thüre offen stand, so gieng er geradeswegs auf die Halle zu; dabei sprang er von der einen Seite zur andern, gieng bald langsam, bald schnell, und blieb nie lang auf demselben Flecke. Als nun der Kaiser im Saale seiner ansichtig ward, wie er sich geberdete, da sprach er: „Sehet ihr dort den hübschen jungen Mann, er sieht aus wie ein Ritter; aber, wie es scheint, ist er närrisch! Es ist Schade um ihn; heißt ihn sitzen und gebt ihm zu essen und zu trinken!“ Des Kaisers Junker rief Robert herbei; der aber antwortete kein Wort, und als man ihn nöthigte, sich an einen Tisch zu setzen, so wollte er nichts genießen, obgleich ihm Wein, Brod und Fleisch dargereicht ward, so daß sich Alles an der Tafel verwunderte. Während nun der Kaiser speiste, warf er einem Hunde, der unter dem Tische lag, einen Knochen zu. Kaum hatte Robert dieß gesehen, so sprang er von dem Tische auf, und verfolgte den Hund, um das Bein wegzunehmen; der Hund aber wollte seinen Raub nicht fahren lassen, und so zerrten sie daran, jeder von seiner Seite; Robert, auf die Erde niedergekauert, nagte an einem Ende des Knochens, der Hund am andern. Der Kaiser und Alle, die es sahen, lachten laut auf. Zuletzt bekam Robert die Oberhand und behielt den Kno-

chen allein für sich, legte sich hin und zernagte ihn, denn sein Hunger war groß, da er sich lange keine Speise gegönnt hatte. Als der Kaiser ihn so hungrig sah, warf er einem andern Hund einen ganzen Brodlaib hin; auch diesen nahm Robert weg, brach ihn in zwei Theile und gab der Dogge redlich die Hälfte. Es entstand ein neues Gelächter, und der Kaiser sprach zu seinen Leuten: „Das ist doch der lustigste Narr, den ich jemals gesehen habe; nimmt er doch den Hunden ihr Brod, um es zu essen; und wenn er an der Tafel sitzt, so hungert er; daraus kann man erkennen, daß es ein recht natürlicher Narr ist!“ Nun gaben die Diener des Kaisers, die in der Halle waren, den Hunden im Ueberfluß zu fressen, damit Robert seinen Magen anfüllen möchte, und sie ihre Freude an ihm haben könnten. Endlich stand dieser vom Boden auf, und fing an im Saale herumzulaufen, seinen Stecken in der Hand, mit dem er Hunde, Mauern, Stühle und Bänke schlug, ganz als wäre er nicht bei Sinnen. Auf diesem Gange fand er eine Pforte offen, die in einen lieblichen Garten führte; dort sprudelte ein schöner Springbrunnen. Robert legte sich über den Rand, und, weil er sehr durstig war, trank er sein gutes Theil. Darauf, weil die Nacht herankam, gieng er den erwähnten Hunden nach, wohin sie laufen mochten; und weil diese gewohnt waren, die Nacht über unter einer Treppe und in einem Stalle zu liegen, so folgte ihnen Robert auch dorthin und legte sich zu ihnen nieder. Der Kaiser erfuhr dieß und empfand großes Mitleiden mit Robert; er befahl daher,

ihm ein Bett zu bringen, damit er sich darauf schlafen legen könnte. Aber Robert wollte es nicht, er machte den Dienern, die es brachten, ein Zeichen, daß er lieber auf hartem Boden schlafen wolle, als im weichen Bette. Der Kaiser wunderte sich nicht wenig, als er die Diener das Bett wieder bringen sah, und hieß sie wenigstens Stroh in den Hundestall tragen. Auf dieses warf sich endlich der Müde und Erschöpfte nieder und schlief allmählig ein.

So hatte Robert, der gewohnt war, als ein Herzogssohn auf einem guten Bette in einem herrlich ausgeschmückten Gemache zu schlafen, und von den köstlichsten Gerichten zu speisen, freiwillig alle Herrlichkeit verlassen, aß mit den Hunden unter dem Tische, schlief bei den Hunden im Stalle, alles in williger Demuth, um seine Seele zu retten. In solcher Buße lebte er sieben Jahre; der Hund, mit dem er gewöhnlich schlief, hatte bald gemerkt, daß er es besser habe, als die andern, und um Roberts Willen mehr zu fressen bekomme, deßhalb faßte er allmählig eine solche Liebe zu Robert, daß er sich eher hätte tödten, als von diesem seinem Schlafgesellen wegtreiben lassen.

In der Zeit, daß Robert seine Buße zu Rom that, wuchs dem Kaiser eine schöne Tochter heran, die war stumm. Des Kaisers Seneschall, ein gewaltiger Mann,

hatte sie von seinem Herrn schon mehrere Male zur Gemahlin begehrt, der Kaiser aber, der von seiner Hoheit nichts vergeben wollte, erklärte, daß er darein nicht willigen könne. Darüber ergrimmte der Seneschall, und dachte darauf, wie er den Kaiser seines Thrones und Reiches mit Gewalt berauben könnte. Er verließ den Hof, begab sich zu den Saracenen, und sammelte ein großes Heer von Ungläubigen; mit diesen landete er in Italien und rückte gegen die Stadt Rom an. Ehe der Kaiser eine Macht gegen diesen unerwarteten Feind zusammenbringen konnte, und bevor dieser sich von seinem Staunen erholt hatte, stand der Seneschall mit seinem ganzen Heere vor der Stadt und hub an, sie zu belagern. Jetzt berief der Kaiser seinen Adel, alle Baronen und Ritter, und hielt eine bewegliche Anrede an sie: „Edle Herren, sprach er, gebt mir guten Rath, wie wir den Heidenhunden, die unsere Stadt belagert halten, widerstehen mögen. Wenn uns Gottes endlose Gnade nicht Hülfe sendet, so werden sie, die das Land ringsumher unterdrücken, auch uns selbst in Verwirrung bringen. Deßhalb bitte ich einen Jeden von euch, gehet mit aller Kraft, sie zu bekämpfen und sie fortzutreiben. Vor allem aber trachtet, daß wir den verrätherischen Seneschall in unsere Gewalt bekommen, auf daß er seinen Lohn davontrage.“ Da antworteten alle Ritter und Herren einstimmig: „Gebieter, euer Rath ist gut; wir alle sind bereit, mit euch zu gehen und eure wie unsere Rechte zu vertheidigen. Sie sollen mit Gottes Hülfe Alle sterben und die Stunde ihrer Geburt

verfluchen.“ Der Kaiser dankte ihnen und ward fröhlichen Muthes. Er ließ durch die ganze Stadt Rom ausrufen, daß Jedermann, alt oder jung, wer da fähig wäre, die Waffen zu tragen, sich bereit halten sollte, gegen die grausamen Feinde zu fechten. Auf diesen Aufruf rüstete sich Alles, die Heimath zu vertheidigen. Man sammelte sich um den Kaiser, und er selbst stellte sich an die Spitze des Heeres. Aber obschon die Streitkräfte des Kaisers groß waren und größer, als die des Seneschalls, so wären sie seiner Gewalt und Kriegskunst doch unterlegen, wenn Gott den Römern nicht auf eine wunderbare Weise zu Hülfe gekommen wäre.

Denn an demselben Tage, da der Kaiser gegen die Saracenen zu streiten gieng, geschah es, daß Robert der Teufel an den Springquell gieng in des Kaisers Garten, wie dieß seine Gewohnheit war. Da hörte er eine Stimme vom Himmel, welche sagte: „Robert, eile dich! Gott befiehlt dir auf der Stelle, daß du dich mit den weißen Waffen, die ich hier an deine Seite lege, waffnest, und dieses Roß, das ich dir zuführe, besteigest, und ohne Aufschub dem Kaiser zu Hülfe fliegest!“ Robert erschrack im Geiste sehr, aber er wagte kein Wort zu erwiedern. Waffen und Roß fand er neben sich; so waffnete er sich in Eile mit dem weißen Harnisch, den der unsichtbare Engel gebracht hatte, und bestieg das Roß.

Oben aber im Pallaste am Fenster stand die schöne, stumme Tochter des Kaisers, und blickte gerade herab auf den Garten und den Brunnquell; da sah sie, wie

Robert sich umkleidete und waffnete. Hätte sie sprechen können, sie würde es wohl auf der Stelle erzählt haben; so war sie stumm und mußte in sich verschließen, was sie gesehen hatte; doch merkte sie sich Alles wohl, und hielt es fest in ihrem Herzen.

Robert, gerüstet und zu Rosse, ritt zu des Kaisers Lager. Dieses war von den Saracenen so sehr bedrängt, daß, hätten nicht Gott und Robert ihnen geholfen, der Kaiser mit allen seinen Leuten zu Grunde gegangen wären. Als aber Robert zu dem Heere gekommen war, warf er sich in das dichteste Schlachtgedränge der Saracenen, und focht und schlug rechts und links auf die verruchten Heiden los. Da hättet ihr sehen sollen, wie Arme, Beine, Köpfe wegflogen und zu Boden fielen, wie Männer stürzten und nicht wieder aufstanden. Kein Schlag, der einem Saracenen galt, war verloren. Auf diese Weise flößte der kühne Ritter auch dem Heere des Kaisers wieder Muth ein, so daß es den Sieg behauptete und das Feld behielt.

Robert kehrte inzwischen, auf seinem Rosse fliegend in voller Rüstung nach dem Garten des Kaisers zu seiner Springquelle zurück. Hier stieg er von dem Rosse, das sogleich verschwand, löste seinen Harnisch und seine übrigen Waffen, und fand seine alten Kleider, wie er sie verlassen hatte, so daß er bald wieder in seiner Narrentracht vor dem Springbrunnen stand. Alles das sah des Kaisers Tochter von ihrem Fenster an, und verwunderte sich sehr darüber; gerne hätte sie gesprochen, wenn ihr die Zunge gelöst gewesen wäre. Robert hatte

von dem Kampfe nur eine Schmarre im Gesicht, sonst war er unbeschädigt.

Inzwischen war auch der Kaiser zurückgekehrt, hoch erfreut über seinen Sieg, für welchen er dem Himmel inbrünstig dankte. Als die Stunde des Abendmahles gekommen war, stellte sich auch Robert dem Kaiser vor, wie er zu thun gewohnt war, und machte seine alten Narrenstreiche, indem er sich, wie seitdem immer, stumm und wahnwitzig stellte. Der Kaiser freute sich, als er seinen Narren sah, denn er mochte ihn wohl leiden. Als er aber die Schmarre in seinem Gesichte wahrnahm, wunderte er sich, dachte jedoch, daß einer seiner Diener ihn verwundet haben werde, was ihm sehr leid that. „Es giebt doch neidische Leute an diesem Hof,“ sagte er; „haben sie nicht, während wir in der Schlacht waren, diesen unschuldigen Menschen da geschlagen! Es ist wahr, er ist ein Narr; aber er fügt doch keinem Menschen Uebels zu!“ Und nun verbot der Kaiser, daß hinfort Jemand Hand an Robert lege. Bald aber vergaß er den Narren und fing an, mit großem Eifer seine Ritter darüber zu befragen, ob einer von ihnen sagen könnte, wer der Fremde auf dem weißen Rosse gewesen, der so heimlich in das Lager gekommen sey, ohne den sie verloren gewesen wären. „Ich weiß nicht, wer er ist,“ sagte der Kaiser, „aber ich weiß, daß es einer der kühnsten und edelsten Ritter war, die ich je gesehen habe, und daß ich keinen kenne, der gleiche Tapferkeit bewiesen.“ Die Tochter des Kaisers war zugegen, als er diese Worte sprach. Sie näherte sich ihrem Vater, und wollte

ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß Robert es sey, mit dessen Hülfe sie die Schlacht gewonnen hätten. Der Kaiser verstand jedoch nicht, was seine stumme Tochter ihm anzeigen wollte. Er ließ die Frau rufen, die sie auferzogen hatte, um zu erfahren, was sie sagte. Diese, die alles Gebärdenspiel der Jungfrau gar wohl verstand, legte es dem Kaiser aus, und erklärte ihm, daß sein Kind sagen wolle, der Narr da habe Alles ausgerichtet, und ohne ihn wäre das Heer des Kaisers besiegt worden. Der Kaiser mußte über das lachen, was die Frau sagte, und sagte ihr: „Sie sey keine kleinere Närrin, als der Narr selber." Dann aber wurde er ärgerlich und sprach: „Anstatt meine Tochter zu unterrichten, verderbet ihr sie! Ihr ziehet sie in Thorheit und Unverstand auf. Wenn ihr es nicht besser machet, soll es euch gereuen!" Als die Tochter des Kaisers dieses hörte, machte sie keine Zeichen mehr, obwohl sie wußte, daß Alles wahr sey, was sie sagen wollte; sondern sie gieng betrübt von dannen.

Bald nachher zog der Seneschall, der ein zweites Saracenenheer aufgerafft hatte, von Neuem heran, und lagerte sich abermals vor der Stadt Rom; und wiederum hätten die Römer das Feld geräumt, wenn nicht der weiße Ritter auf des Engels Befehl im Harnisch und auf dem weißen Rosse herbeigeritten wäre und die Saracenen hülfreich bekriegt hätte. Auch dießmal vollbrachte er der Wunder soviel, daß die Saracenen in die Flucht geschlagen wurden und des Kaisers Heer den Sieg behielt. Als aber das Treffen zu Ende war,

da wußte Niemand, wohin der weiße Ritter gekommen sey. Denn obwohl der Kaiser Leute genug abgeschickt hatte, welche auf ihn harrten, so war er doch unversehens verschwunden, und Niemand außer der stummen Kaiserstochter, hätte sagen können, wo er sich verborgen.

Kurze Zeit darauf kehrte der Seneschall mit noch viel größerer Macht zurück, als zuvor und belagerte Rom zum drittenmale. Bevor nun der Kaiser zu kämpfen auszog, befahl er allen seinen Edeln, wenn der Ritter auf dem weißen Rosse wieder käme, sollten sie suchen ihn zu fahen, wo sie seiner ansichtig würden. Die Ritter versprachen es zu thun, und als der Tag der Schlacht gekommen war, ritten einige der Tapfersten heimlich in einen nahe gelegenen Wald, und warteten hier, welchen Weg der weiße Ritter zur Schlacht kommen würde. Aber es war vergebens. Ehe sich's einer der Ritter versah, befand sich Robert mitten in der Schlacht, sie stürzten ihm nach, und theilten mit ihm Streiche aus, rechts und links, er selbst aber die großmächtigsten, so daß kein Feind Stand halten konnte, und die Saracenen schimpflicher flohen, als beidemal zuvor.

Als nun die Schlacht vorbei war, und ein jeder sich freudig nach Hause begab, wollte auch Robert zu seinem Springquelle zurückkehren, um dort, wie bisher, seine Waffen auszuziehen. Aber die genannten Ritter waren wieder in den Wald zurückgekehrt, und warteten dort auf ihn. Als sie ihn nun nach Hause zurückkehren sahen, sprengten sie alle zusammen aus dem

Walde hervor und riefen ihn mit lauter Stimme an: „Edler Ritter! sprich mit uns und sage uns, wer du bist und von welchem Volke, denn wir wollen es unserm Kaiser melden, der sehr begierig ist, es zu wissen!“ Als Robert dieses hörte, wurde er sehr beschämt; er gab seinem weißen Rosse die Sporen, und flog über Berg und Thal; denn er wußte, daß er ein Büßender war, und wollte nicht erkannt seyn. Einer der Verwegensten aber setzte ihm auf einem guten Pferde nach; dieser warf seinen Speer nach ihm, nicht um ihn selbst zu tödten, sondern er hoffte das weiße Roß zu treffen; doch verfehlte er das Thier, dagegen wurde Robert selbst von dem Speer getroffen; die Lanzenspitze brach jedoch ab, und blieb im Schenkel stecken, und Robert ritt, seine Verwundung nicht achtend, davon. So erfuhr der Ritter nicht, wer er war, und brachte nur den abgebrochenen Speer zu seinen Genossen zurück, worüber alle sehr betrübt waren. Robert eilte indessen, zu dem Brunnen zu gelangen; dort stieg er wieder vom Rosse, und legte seine Waffen ab, und beides verschwand sofort; er aber zog die Lanzenspitze aus seinem Schenkel, und verbarg sie zwischen zwei großen Steinen am Springbrunnen. Der arme Robert wußte nicht, wo und von wem er sich verbinden lassen sollte; er sah sich genöthigt, Gras und Moos zu nehmen, und es aufzulegen; dann zerriß er das Futter seines Kleides, und verband damit die Wunde. Und wieder stand die Tochter des Kaisers an ihrem Fenster, sah Alles und merkte es sich wohl, und da Robert ein

so gar edler und würdiger Ritter war, so fing sie an, ihn mit zärtlicher Neigung zu betrachten.

Als Robert seine Wunde verbunden hatte, gieng er nach des Kaisers Halle, um sich etwas zu essen zu holen; aber er hinkte von der Wunde, die er durch den Ritter erhalten hatte; doch zwang er sich, so gut er konnte. Kurze Zeit darauf kam der Ritter, der ihn verwundet hatte, und erzählte dem Kaiser, wie der Fremde auf dem weißen Rosse ihm entgangen sey, und wie er ihn wider Willen verwundet habe. „Das Beste ist, Herr Kaiser," sprach er, „ihr lasset durch euer ganzes Reich öffentlich verkünden, wo es einen Ritter mit weißem Roß und Harnisch gebe, der soll zu euch gebracht werden und die Lanzenspitze, mit der er in die Seite verwundet worden ist, mit sich bringen und seine Wunde vorweisen. Dann wollet ihr ihm eure Tochter zur Frau und das halbe Reich zur Mitgift geben." Der Kaiser war über diesen Rath sehr froh; er ließ ihn ohne Verweilen bekannt machen, ganz so, wie der Ritter es vorgeschlagen hatte.

Dieser öffentliche Ausruf drang auch zu den Ohren des Seneschalls, der immer noch von einer heftigen Liebe zu des Kaisers Tochter entflammt war, Tag und Nacht nicht schlafen konnte und immer nur darauf dachte, wie er sich an dem Kaiser rächen und die Jungfrau gewinnen möchte. So wie er nun von den Anerbietungen des Kaisers Kunde erhielt, sann er auf eine große List, und hoffte sicher, dadurch zu seinem Ziele zu gelangen. Er ließ nach einem weißen Roß, weißer Lanze und

weißem Harnisch suchen, dann nahm er eine abgebrochene Lanzenspitze und stieß sie sich in den Schenkel; dadurch hoffte er den Kaiser zu täuschen und seine Tochter zum Weibe zu bekommen. Als dieß geschehen war, hieß er seine nächsten Leute sich waffnen, und reisete mit ihnen so schnell er konnte, bis er mit großer Fürstenpracht und herrlichem Gefolge zu Rom anlangte. Hier begab er sich ohne einiges Zögern zum Kaiser, und sprach so zu ihm: „Mein Gebieter, ich bin derjenige, der euch dreimal so tapfer beigestanden ist, der aus Liebe zu euch so viel Feinde niedergehauen hat. Dreimal war ich Ursache, daß ihr über die verfluchten Saracenen den Sieg davongetragen habt!“ Der Kaiser, der an keinen Betrug noch Verrath dachte, und seinen alten Diener und Feind, der seine Gestalt wohl zu verstellen gewußt hatte, nicht wieder erkannte, sprach gnädig zu ihm: „Ihr seyd fürwahr ein tapferer Ritter! Doch habe ich Mühe zu glauben, was ihr saget!“ Da erwiederte der Seneschall: „Herr, ich habe mehr Muth, als ihr glaubet; und um euch zu beweisen, daß es wahr ist, was ich sage: so sehet hier die Lanzenspitze, die ich empfangen habe.“ Damit entblößte er die Stelle, wo er sich selbst die Wunde beigebracht hatte. Aber der Ritter, von dem Robert verwundet worden, war auch zugegen und fing an nachdenklich zu werden; und als er die Lanzenspitze näher in's Auge gefaßt hatte, da mußte er lächeln; denn er sah wohl, daß es nicht die Spitze seines Speers war. Doch um nicht in Streit zu gerathen, wollte er

das Gegentheil jetzt nicht behaupten, sondern eine günstigere Gelegenheit abwarten.

Und nun war es Zeit, daß der gnädige Gott Robert von seiner schweren Buße befreite. Er lag im Hundestalle schwer verwundet, und da er keinen Arzt hatte, der ihm beispringen konnte, so ließ er sich seine Wunde von jener Dogge lecken, die ihn so lieb hatte. Dennoch dachte er so wenig an sich, als ein armes Thier an sich denkt; er betete nur zu Gott, Mitleid mit seiner Seele zu haben. Um dieselbe Zeit lag der fromme Einsiedler, der Robert in die Beichte genommen hatte, in einer Nacht auf seinem Lager in der Zelle, und schlief. Da kam im Schlaf der Engel Gottes zu ihm und forderte ihn auf, sich sogleich zu erheben und nach Rom zu pilgern. Zugleich erzählte er dem Eremiten Alles, was Robert vollbracht hatte, erklärte auch, daß seine Buße vollendet und alle seine Sünde ihm vergeben sey. Darüber war der Eremit sehr fröhlich, stand am frühen Morgen auf und wanderte hin auf der Straße nach Rom.

An demselben Morgen in aller Frühe stand zu Rom auch der Seneschall auf und trat abermals vor den Kaiser, ihn, seiner öffentlichen Bekanntmachung gemäß, um die Hand seiner Tochter zu bitten, was ihm der Kaiser, nach der Probe, die er von ihm erhalten zu haben wähnte, ohne lange Ueberlegung bewilligte.

Als nun des Kaisers Tochter vernahm, daß sie dem Seneschall gegeben werden sollte, da gerieth sie, die den Feind wohl erkannt hatte, und seinen ganzen Betrug durch-

schaute, außer sich, zerriß ihre Kleider und raufte sich die Haare aus. Aber weil die Stimme ihr fehlte, so war dieß Alles vergebens. Sie ward gezwungen, sich wie eine Braut zu schmücken, und der Kaiser selbst führte sie an der Hand in die Kirche, in kaiserlicher Pracht, begleitet von Grafen, Rittern und Edelfrauen. Die Tochter aber war im Innersten betrübt, und Niemand vermochte ihr Gemüth zu besänftigen.

Der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaate war in der Kirche angekommen, und die stumme Tochter sollte dem Seneschall angetraut werden. Da geschah ein großes Wunder vom Himmel, um den frommen Robert zu verherrlichen, welcher der Teufel hieß und an den Niemand mehr dachte. Denn als der Priester das Hochamt zu halten anfing und die Trauung nun eben vollziehen wollte, da riß der Jungfrau das Band ihrer Zunge, und sie hub an, also zu ihrem Vater, dem Kaiser zu sprechen: „Vater, seyd ihr von allen Sinnen, daß ihr glaubet, was dieser hochmüthige, thörichte Verräther euch vorerzählt hat? Alles, was er sagte, ist Lüge. Vielmehr lebt hier in dieser Stadt ein heiliger und frommer Mann, dem ich und wir alle unser Leben verdanken, dessen seltene Tugenden ich schon lange kenne; aber Niemand wollte meinen Zeichen glauben!“ Da war der Kaiser hocherfreut über das, was er hörte und sah; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, daß er seinen Feind, den Seneschall erkannte. Dieser ward grimmig und voller Scham, floh aus der Kirche, schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seiner ganzen Beglei-

tung davon. Der Pabst aber, der zugegen war, fragte die Jungfrau, wer der Mann wäre, von welchem sie gesprochen hätte. Das Mägdlein aber sprach kein Wort, sondern sie nahm den Kaiser, ihren Vater, und den Pabst jeden an einer Hand, und führte sie nach dem Garten und dem Springbrunnen, wo Robert seine Engelswaffen jedesmal genommen und abgelegt hatte. Hier zog sie die Lanzenspitze zwischen den beiden Steinen hervor, unter denen Robert sie verborgen hatte. Und der Ritter, von dem Robert verwundet worden war, hatte sie aus der Ferne begleitet; der trat jetzt auch hervor mit seinem abgebrochenen Speere; da fügten sich Schaft und Spitze aneinander, als wenn sie nie entzwei gewesen wären. Dann sagte das Mägdlein zu dem Pabste: „Dreimal haben wir durch die Tapferkeit dieses edeln Ritters gegen die Ungläubigen den Sieg errungen, dreimal habe ich sein Pferd und seinen Harnisch gesehen, die er dreimal wieder von sich gethan hat. Aber wohin sie gekommen sind, vermag ich euch nicht zu sagen. Das aber weiß ich, daß der Ritter selbst, nachdem er dieses gethan, jedesmal hingieng, sich zu den Hunden zu legen, wo seine Stätte war.“ Und zu ihrem Vater sprach sie: „Er ist es, der euch Ehre und Land gerettet hat; an euch ist es, ihn zu belohnen. Lasset uns zu ihm gehen und die Wahrheit aus seinem Munde vernehmen.“

Da begaben sie sich Alle nach dem Winkel, wo Robert bei den Hunden lag, der Kaiser und der Pabst, die Tochter und alle Ritter und Frauen, und fiengen an, ihm große Ehrerbietung zu erweisen. Aber Robert

antwortete ihnen nicht. Da sprach endlich der Kaiser zu ihm: „Ich bitte dich, komm' hierher, mein Freund, und zeige mir deinen Schenkel! Denn ich muß ihn nothwendig sehen." Jetzt merkte Robert wohl, warum er dieß zu ihm sagte; er stellte sich aber, als wenn er ihn nicht verstanden hätte, nahm einen Strohhalm und zerbrach ihn mit den Händen, und spielte damit; auch viele andere alberne Streiche machte er, um den Kaiser und den Pabst lachen und glauben zu machen, sie sprechen mit einem Narren. Dann wandte sich der Pabst zu Robert und sagte zu ihm: „Ich befehle dir im Namen Gottes und der Erlösung am Kreuze, daß du mit uns sprechen sollst!" Aber Robert, der sich seiner Buße noch nicht entbunden glaubte, sprang auf wie ein Narr, und gab, als wäre er selbst der Pabst, dem Pabste mit lächerlichen Geberden den Segen. Dann sah er hinter sich; siehe, da erblickte er den Eremiten, der ihm die Buße aufgelegt hatte. Sobald dieser sein Beichtkind ansichtig geworden, das er so lange gesucht hatte, so rief er ihm mit lauter Stimme zu, daß es Jedermann, der dabei war, hören möchte: „Höre, mein Freund, ich weiß recht gut, daß du Robert bist, den die Menschen den Teufel nennen; von Stunde an aber sollst du ein Mann Gottes heißen; denn du bist's, der dieses Land von den Sarazenen errettet hat. Diene und ehre Gott, wie du bisher gethan hast; dein und mein Herr schickt mich zu dir, und befiehlt dir, zu reden und nicht mehr den Narren zu spielen! Denn

du hast hinlänglich gebüßt, und alle deine Sünden sind dir vergeben!

Als Robert dieß hörte, fiel er sogleich auf seine Kniee nieder, hob Augen und Hände in die Höhe auf, und sprach: „König im Himmel, ich danke dir, daß du mir meine furchtbaren Sünden vergeben hast, und daß meine geringe Buße dir gefallen hat!“ Als der Pabst, der Kaiser und des Kaisers Tochter, und Alle, die dabei waren, Robert so lieblich sprechen hörten, da waren alle Herzen großer Freude voll. Robert aber nahm Abschied von ihnen und verließ Rom, um gesühnt in seine Heimath zu wandern. Noch hatte er jedoch die Stadt nicht lange hinter sich, da erschien ihm Gottes Engel, und befahl ihm, nach Rom umzukehren, wo ihn ein großes Glück erwarte. Als er zurückgekehrt war, da führte ihm der Kaiser seine eigene Tochter, die so schön und so lieblich, und deren Herz schon lange sein eigen war, entgegen, und gab sie ihm zum Ehegemahl. Dieser Tag war ein Triumph- und Freudentag für ganz Rom. Keiner, der bei dem Feste zugegen war, konnte Robert ansehen, ohne zu sagen: „Diesem Manne verdanken wir Alles; er hat uns von unsern Todfeinden befreit.“

Nachdem die Hochzeit vierzehn Tage lang gedauert, verabschiedete sich Robert von dem Kaiser, um Vater und Mutter in der Normandie zu besuchen und seine Gemahlin ihnen zuzuführen. Der Kaiser gab ihm ein herrliches Geleite, auch köstliche Geschenke die Fülle, an Silber, Gold und Edelsteinen. So reisten Robert und

seine Gemahlin, bis sie in die Normandie und zu der edeln Stadt Rouen kamen. Dort wurden sie mit großem Triumphe empfangen; das Volk war doppelt froh, den Herrn, den es an Leib und Seele verloren glaubte, an beiden herrlich wiederzufinden, denn sie waren in großer Sorge und Betrübniß, weil ihr Herzog, Robert's Vater, gestorben war. Zur Seite des Landes wohnte ein böser Ritter, welcher der Herzogin, Robert's Mutter, schon vieles Leid angethan hatte. Kein Baron und Ritter des Landes wagte sich ihm zu widersetzen, so gewaltig war er. Als nun Robert dieß Alles erfahren, erklärte er auf der Stelle dem Ritter den Krieg, rüstete Bewaffnete aus, besiegte und fing ihn, und ließ den Uebelthäter hinrichten.

Der Herzog Robert betrauerte seinen Vater und betrübte sich sehr darüber, daß er ihm seine Buße und vollendete Sinnesänderung nicht mehr beweisen konnte. Zugleich aber erfreute er sich des Umganges mit seiner geliebten Mutter und holdseligen Gemahlin, und erzählte jener die Abenteuer, die er bestanden, seit er sie auf ihrem Schlosse verlassen hatte. Da kam eines Tages ein Bote von seinem Schwiegervater, dem Kaiser, bei Robert an, welcher dem Herzog, nach ehrerbietigem Gruße, diese Meldung that: „Herr Herzog, der Kaiser hat mich zu euch hierher geschickt, und bittet euch, zu ihm zu kommen, daß ihr ihm gegen den alten Verräther, den Seneschall, beistehet. Er hat sich aufs neue gegen ihn empört und drohet Rom mit Feuer und Schwert zu verwüsten.“ Als Robert diese Kunde vernahm, ward

er im Herzen für den Kaiser sehr besorgt, sammelte eilig so viel bewaffnete Leute, als er im Normannenlande zusammenbringen konnte, ritt mit ihnen allen nach Rom und machte den weiten Weg in kürzester Weile. Aber noch ehe er ankommen konnte, hatte der Verräther den Kaiser, der ihm entgegen gerückt war, erschlagen. Robert aber brach mit Gewalt und Macht gegen Rom auf, entsetzte die belagerte Stadt, und kam im Handgemenge dem Seneschall gegenüber zu stehen. „Steh' mir, du falscher Verräther," schrie er ihm zu, „jetzt sollst du meinen Händen nicht entgehen, wenn du im Felde Stand hältst; du stachst dir einst eine Lanzenspitze in den Leib, um die Römer zu betrügen, jetzt hast du meinen Herrn, den Kaiser, erschlagen. Wehre dich deines Lebens, das du heute verlieren sollst!" Der Treulose, als er Robert den Teufel sah, erwiederte kein Wort, sondern suchte sein Heil in der Flucht; aber Robert ritt ihm nach und versetzte ihm einen Streich auf das Haupt, daß er ihm Helm und Kopf bis auf die Zähne spaltete, und Jener auf der Stelle todt zur Erde fiel. Dann ließ ihn Robert nach Rom bringen, damit er hier erschlagen liegen sollte und die Römer an ihm gerächt wären. Und dieß geschah auch in Gegenwart alles Volkes in Rom. So beschützte Herzog Robert die Stadt gegen ihre Feinde, bis die Sarazenen abgezogen waren. Dann kehrte er mit seiner ganzen Schaar nach Rouen in der Normandie zurück. Dort fand er seine Mutter und seine Gemahlin in tiefer Trauer über des Kaisers Tod, der ihnen schon zu Ohren gekommen war. Doch

tröstete sie Robert ein Weniges, als er ihnen erzählte, wie er den Kaiser an dem Seneschall gerächt und die Römer von ihren Feinden befreit habe.

Seitdem lebte Herzog Robert lang in Liebe und Ehrbarkeit mit seiner edeln Gemahlin, war gefürchtet von seinen Feinden und geliebt von seinen Freunden und Unterthanen. Er ward zweiundsechszig Jahre alt, und hinterließ einen schönen Sohn mit Namen Richard, der viel herrliche Waffenthaten mit dem Frankenkönige Karl verrichtete, mächtige Kriege mit den Sarazenen führte, und den Christenglauben in aller Welt befestigen half.

Die Schildbürger.

In dem großmächtigen Königreich Utopien, hinter Kalekutta, liegt ein Dorf oder Bauernstädtchen, Schilda genannt, von welchem mit allem Fug das alte Sprichwort gerühmt werden konnte:

> Wie die Aeltern geartet sind,
> So sind gemeiniglich die Kind'.

Denn auch die Schildbürger waren in ihrer Vorältern Fußstapfen getreten und darin verharrt, wenn sie nicht die Noth, der kein Gesetz vorgeschrieben ist, oder die Förderung des lieben Vaterlandes nöthigte, einen andern Weg zu treten.

Der erste Schildbürger war ein hochweiser und verständiger Mann, und es ist wohl zu erachten, daß er seine Kinder nicht wie die unvernünftigen Thiere herumlaufen ließ. Ohne Zweifel war er ein strenger Vater, der ihnen nichts Arges nachsah; vielmehr unterwies er sie als ein getreuer Lehrer, und sie wurden mit allen Tugenden aufs Höchste geziert, ja überschüttet, so daß ihnen in der ganzen, weiten Welt Niemand vorzusetzen oder auch nur zu vergleichen war. Denn zu derselben Zeit

waren die weisen Leute noch gar dünne gesäet, und war es ein seltenes Ding, wenn einer derselben sich hervorthat. Sie waren gar nicht so gewöhnlich, wie sie jetzt unter uns sind, wo ein jeder Narr für weise gehalten werden will. Deßwegen verbreitete sich der Ruhm von ihrem hohen Verstand und ihrer seltenen Weisheit über alle Lande, und ward Fürsten und Herren bekannt; wie sich denn ein so herrliches Licht nicht leicht verbergen läßt, sondern, wo es sich finden mag, seine Strahlen von sich wirft.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten von Kaisern und Königen Botschaften an sie abgefertigt wurden, um sich in zweifelhaften Sachen Raths zu erholen, der immer überflüssig bei ihnen zu finden war, da sie voll von Weisheit steckten. Auch fand man immer, daß die treuen Rathschläge, die sie gaben, nicht ohne besondern Nutzen abgegangen. Dadurch schöpften sie sich in der ganzen Welt einen großen Namen, und wurden mit viel Silber, Gold, Edelstein und anderen Kleinodien begabt, weil Geistesgaben damals viel höher geschätzt wurden, als in dieser Zeit. Endlich kam es gar so weit, daß Fürsten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu weitläufig fanden, Botschaften zu ihnen zu schicken, sondern Jeder begehrte einen der Schildbürger in Person bei sich am Hofe und an seiner Tafel zu haben, damit er sich desselben täglich in allen Vorkommenheiten bedienen und aus seinen Reden, als aus einem unerschöpflichen Brunnen des frischesten Wassers, Weisheit schöpfen und lernen könnte.

Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbürger jetzt einer, bald wieder einer, beschickt und in entlegene Länder von Hause abgefordert. In Kurzem kam es dahin, daß fast Keiner mehr in der Heimath blieb, sondern alle von Hause abwesend waren. Darum sahen sich die Weiber genöthigt, der Männer Stelle zu vertreten, und Alles zu versehen, das Vieh, den Feldbau, und was sonst einem Manne zusteht; jedoch behauptet man, sie hätten dieses nicht ungerne gethan. Wie es aber noch heutigen Tags zu gehen pflegt, daß Weiberarbeit und Weibergewinn gegen das, was Männer erwerben, so viel sie sich bemühen, dennoch sehr gering ist, so ging es auch zu Schilda. Darunter ist freilich nur Männerarbeit zu verstehen. Im Uebrigen ist die eigenthümliche Arbeit der Männer und der Weiber wohl unterschieden; wie denn alle Männer nicht könnten ein einziges Kindlein, wie klein es wäre, zur Welt bringen, sie wollten es denn ausbrüten, wie jener Narr den Käse voll Milben, aus welchem er Kälber aushecken zu können hoffte. So wie man im Gegentheile viel Weiber haben müßte, wenn man die feste Stadt Wien, in Oesterreich (welche der Gott der Christenheit lange Zeit in seinen Schutz nehmen möge), oder die namhafte Stadt Strasburg mit Gewalt gewinnen wollte.

So fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung die Güter des Feldes an abzunehmen, denn die Fußtritte des Herrn, die den Acker allein gehörig düngen, wurden nicht darauf gespürt. Das Vieh, das sonst durch des Herren Auge fett wird, wurde mager, verwildert

und unnütz; alle Werkzeuge und Geschirre wurden schadhaft, nichts verbessert und zu rechte gemacht; und, was das Aergste war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorsam, und wollten nichts Rechtes mehr leisten. Sie beredeten sich selbst, weil ihre Herren und Meister nicht einheimisch seyen, und man doch Herren und Meister brauche, so stände es wohl ihnen selbst zu, Meister zu seyn. Kurzum, während die frommen Schildbürger Jedermann zu dienen begehrten, und richtig machen wollten, was irgendwo in der Welt unrichtig war, nicht um des lieben Geldes willen und aus Geiz, sondern der allgemeinen Wohlfahrt wegen, so geriethen sie dadurch in verderblichen Schaden, und es gieng ihnen gerade, wie dem, der zwei Leute, die sich prügeln, scheiden will; zuletzt ist er es, der alle Schläge davonträgt.

Weil denn das Weib nicht ohne den Mann, und dieser nicht ohne jenes bestehen kann, so trat zu Schilda die ganze weibliche Gemeinde, die indessen das Regiment führen und der Männer Amt verwalten mußte, zusammen, um das gemeine Beste zu bedenken, und dem drohenden Verderben zu steuern. Nach langem Geschnatter und Gerede wurden endlich die Frauen einig, daß sie ihre Männer abfordern und heimrufen wollten. Um dieses in's Werk zu richten, ließen sie einen Brief aufsetzen und durch eigene Boten nach allen Orten und Enden

abschicken, wo sie wußten, daß ihre Männer sich aufhielten. Der Brief lautete folgender Maßen:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda, entbieten Euch, unsern getreuen, herzliebsten Ehemännern sammt und sonders unsern Gruß, und fügen Euch zu wissen: Da, Gott sey Dank, unser ganzer Stamm mit Weisheit und Verstand so hoch begabt, und vor andern gesegnet ist, daß auch ferne gelegene Fürsten und Herren solche zu hören und zu allen Geschäften zu gebrauchen eine besondere Lust haben, auch deßwegen Euch alle zu sich von Haus und Hofe, von Weib und Kindern abfordern, und so lange Zeit bei sich behalten, daß zu besorgen ist, sie möchten Euch irgend mit Gaben und Verheissungen ganz und gar anfesseln und verstricken: so sind wir darum in großen Sorgen. Unseren Sachen zu Hause ist dabei weder gerathen noch geholfen: das Feld verdirbt, das Vieh verwildert, das Gesinde wird ungehorsam, und die Kinder, die wir armen Mütter gemeiniglich mehr lieben, als gut ist, gerathen in Muthwillen, andern vielen Unwesens zu geschweigen. In Betracht dieser Ursachen, können wir nicht unterlassen, Euch hiermit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heimkehr aufzufordern. Bedenket, wie so lange Zeit wir von Euch verlassen gewesen; denket an die Kinder, Euer Fleisch und Blut, welche nun allbereits zu fragen anfangen, wo doch ihre Väter seyen. Welchen Dank, meinet Ihr, werden sie Euch sagen, wenn sie nun erwachsen sind und von uns vernehmen, daß sie ohne Trost und Hülfe von Euch verlassen worden und dem Untergange preis gegeben sind?

Und vermeint Ihr, der Fürsten und Herren Gunst gegen Euch werde allezeit beständig seyn? Die alten Hunde, wenn sie sich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, so daß sie mit ihren stumpfen Zähnen die Hasen nicht mehr packen können, pflegt der Jäger an den nächsten, besten Baum aufzuhängen und belohnt so ihre getreuen Dienste. Wie viel löblicher und nützlicher wäre es daher, wenn Ihr daheim und zu Hause, Eure eigenen Händel auswartend, in guter Freiheit und Ruhe leben, und Euch mit Weib und Kind, Freunden und Verwandten erfreuen wolltet. Auch könnet Ihr fremden Leuten dienen und doch in der Heimath bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl suchen und finden, oder es thut ihm nicht sonderlich Noth. Solches alles, liebe Männer, werdet ihr viel besser erwägen, als wir schreiben können. Deßwegen hoffen wir, daß Ihr Euch unverzüglich aufmachen und umkehren werdet, wenn Ihr nicht bald fremde Vögel in Eurem eigenen Neste sehen wollet, und hören, daß sie zu Euch sprechen: Vor der Thür ist draußen! Darum seyd vor Schaden gewarnt. Beschlossen und gegeben zu Schilda, mit Eurem eigenen Siegel, das Eurer wartet.“

Sobald den Männern dieses Schreiben eingehändigt worden und sie den Inhalt eingesehen, wurde ihr Herz gerührt, und sie fanden es höchst nothwendig, sogleich heimzukehren. Sie nahmen daher von ihren Herren gnädigen Urlaub und kamen nach Hause. Hier trafen sie eine solche Verwirrung in allen Sachen, daß sie, so weise sie waren, sich nicht genug verwundern konnten,

wie in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit so Vieles sich hatte verkehren können. Aber freilich Rom, das in so vielen Jahren mit Mühe gebauet worden ist, kann an Einem Tage gebrochen und zerstöret werden! Die Weiber der Schildbürger wurden über die Zurückkunft ihrer Männer sehr froh; doch empfing nicht jede ihren Mann gleich, wie sie denn gar verschiedener Complexion waren. Die einen nahmen ihre Männer ganz freundlich und liebevoll auf, wie eine ehrliche Frau billig thun soll, vermöge der Tugenden, mit welchen das weibliche Geschlecht absonderlich geziert ist; andere aber fuhren die ihrigen mit rauhen und zweigespitzten Worten an, und hießen sie in alles Bösen Namen willkommen; wie dieß denn auch in unsern Tagen viele Weiber, gegen die Natur, im Brauche haben; so daß diesen Männern besser gewesen, sie wären mit dem Vieh hereingekommen und heimlich in die Ställe geschlüpft. Im übrigen waren sie allzumal fröhlich und begiengen ein Freudenfest; dann aber setzten sie ihren Männern auseinander, wie nothwendig es war, daß sie wieder heimgekommen, und baten sie, das Versäumte hereinzubringen und fernerhin des Hauswesens und Gewerbes besser wahrzunehmen, welches die Männer ihnen auch bei Treu und Ehren zusagten.

Auf dieses traten die Schildbürger zusammen, einen Rath zu fassen, was zu thun wäre, daß sie von aus-

ländischen Herren nicht mehr, wie bisher, geplagt und abgefordert würden. Weil es aber spät am Tage und der Handel wichtig war, so ließen sie es für heute bei einer guten Mahlzeit bewenden, bei der sie sich mit weisen Reden, die süßer als Honig unt schöner als Gold und Silber sind, aber auch mit Speise und Trank nach Nothdurft, als vernünftige Leute, genugsam ergötzt hatten.

Am folgenden Tage verfügten sich meine Herren, Rath zu halten, unter die Linde. Denn dort pflegten sie sich von Alters her zu versammeln, so lang es Sommer war. Winters über war das Rathhaus der Versammlungssaal, und der Richterstuhl stand hinter dem Ofen. Als sie nun zuvörderst den großen Schaden, der ihrem Hauswesen erwachsen war, erwogen und mit dem Nutzen verglichen, der ihnen aus dem Dienste bei den fremden Herren erwuchs, so fanden sie, daß der Nutzen den Schaden bei weitem nicht ersetzen konnte. Es wurde daher eine Umfrage gethan, wie doch den Sachen zu helfen wäre. Da hätte einer sollen die weisen und hochverständigen Rathschläge hören, die so gar vernünftig vorgebracht wurden! Einige meinten, man sollte sich der auswärtigen Herren gar nicht mehr annehmen; Andere, man sollte sie nicht ganz abthun, sondern nur ihnen so kalte Rathschläge geben, daß sie von selbst abständen und die Schildbürger unbekümmert ließen. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf und brachte sein Bedenken vor, dieses Inhalts: „Da doch ihrer Aller hohe Weisheit und großer Verstand die einzige Ursache sey,

warum sie von Hause abgefordert und da und dorthin beschickt würden, so dünke ihm, das Beste zu seyn, wenn sie sich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beschirmten. Wie man sie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, so würde man sie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hause lassen. Deßwegen sey er der Meinung, daß sie Alle einhellig, Niemand ausgeschlossen, Weiber und Kinder, Junge und Alte, die abentheuerlichsten und seltsamsten Sachen anfangen sollten, die nur zu ersinnen wären; ja was jedem Närrisches in den Sinn käme, das sollte er thun. Dazu brauche man aber gerade die Weisesten und Geschicktesten; denn es sey keine geringe Kunst, Narrenamt recht zu verwesen. Wenn nämlich einer die rechten Griffe nicht wisse, und es ihm so mißlinge, daß er gar zum Thoren werde, der bleibe sein Lebenlang ein Narr; wie der Kuckuk seinen Gesang, die Glocke ihren Klang, der Krebs seinen Gang behält.“

Dieses Bedenken wurde von allen Schildbürgern mit dem höchsten Ernst erwogen, und, weil der Handel gar schwer und wichtig war, manche Umfrage darüber gethan. Am Ende beschlossen sie, daß eben jene Meinung in allen Punkten auf's Genaueste aufzusetzen und dann ins Werk zu richten sey. Hiermit gieng die Gemeinde auseinander mit der Abrede, daß jeder sich besinnen sollte, bei welchem Zipfel die neue Narrenkappe anzufassen wäre. Freilich hatte gar Mancher ein heimliches Bedauern, daß er, nachdem er so viele Jahre voll Weisheit gewesen, jetzt erst in seinen alten Tagen

ein Narr werden sollte. Denn die Narren selbst können es am wenigsten vertragen, daß ihnen ihre Thorheit, über der es ihnen selbst ekelt, durch einen Narren vorgeworfen werde.

Jedoch, um des gemeinen Nutzens willen, für den Jeder ja selbst sein Leben mit Lust aufopfern soll, waren sie allzumal willig, sich ihrer Weisheit zu begeben; und damit hat in unserer Geschichte die Weisheit der Schildbürger ein Ende.

Da sie nun forthin ein anderes Regiment, anderes Wesen und Leben anzunehmen und zu bestellen entschlossen waren, so sollte zu einem recht glückhaften Anfange zuerst ein neues Rathhaus auf gemeinschaftliche Kosten erbaut werden, ein solches, das auch Raum für ihre Narrheit hätte, und dieselbe wohl ertragen und leiden könnte. Da sie sich nun ihrer Weisheit noch nicht ganz verziehen hatten, und sie nicht mit ihrer Narrheit auf Einen Stoß hervorbrechen wollten, weil dadurch leicht verrathen worden wäre, daß ihre Thorheit nur eine angelegte sey: so beschlossen sie fein gemächlich zu Werke zu gehen. Doch schien ihnen der Bau eines neuen Rathhauses immerhin das dringlichste zu seyn. Sie nahmen sich dabei ihren eigenen Pfaffen zum Exempel. Dieser war so eifrig, daß er, so oft er läuten hörte, allezeit meinte, er müßte mit seiner Postille auf die

Kanzel rumpeln. Deßwegen begehrte er, als er zuerst von den Schildbürgern angenommen wurde, daß sie ihm, noch ehe er predigte, eine neue Kanzel von guten, starken, eichenen Brettern, mit Eisen wohlbeschlagen, machen lassen sollten, die seine gewichtigen Worte, so er jederzeit vorbringen wolle, auch recht dulden könne. Ebenso nun dachten die Schildbürger vor allen Dingen an ein geduldiges Rathhaus.

Und wie nun Alles verabredet war, was zu einem so wichtigen Werke nothwendig erfordert wird, fand sichs, daß nichts mehr mangelte, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit seinem lieblichen Sang und Klang, wie ein Orpheus oder Amphion, Holz und Steine herbeigeholt hätte, um sie in feiner Ordnung zu diesem Bau aufeinander zu legen. Da aber ein solcher nirgends zu finden war, so vereinigten sie sich, gemeinschaftlich das Werk anzugreifen, jeder dem andern zu helfen und nicht eher aufzuhören, als bis der ganze Bau aufgeführt und vollendet wäre. Offenbar waren die Schildbürger, deren Weisheit nur allmählig, wie ein Licht, ausgehen sollte, noch viel zu weitsichtig, da sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müsse, ehe man mit Bauen anfangen könne. Denn rechte Narren würden wohl ohne Holz, Stein und Kalk zu bauen sich unterstanden haben. Deßwegen zogen sie sammt und sonders einmüthig miteinander ins Holz, das jenseits des Berges in einem Thale gelegen war, und fiengen an, nach dem Rathe ihres Baumeisters, das Bauholz zu fällen. Als es von den Aesten gesäubert

und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben, als eine Armbrust, auf der sie es heim schießen könnten; durch solches Mittel, meinten sie, würden sie unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben seyn. So aber mußten sie die Arbeit selbst verrichten, und schleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Athemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab; alle bis auf Eines, das nach ihrer Ansicht das letzte war. Dieses fesselten sie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen vor und hinter sich, rechts und links den Berg hinauf, und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sey es nun aber, daß sie es übersehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu schwach waren: kurz, das Holz entgieng ihnen, und fieng an, von selbst fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb. Solchem Verstande dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu, und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle, sprach endlich einer unter ihnen, rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht; und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selbst besser hätten heruntergehen können!“ „Nun, dem ist Rath zu schaffen, sagte ein anderer; wer sie hinabgethan hat, der soll sie auch wieder hinaufthun! Darum, wer mit mir dran ist, spute sich! Wenn wir erst die Hölzer wieder hinaufgeschoben, so können wir sie alle miteinander wieder herunterrollen lassen; dann haben

wir mit Zusehen unsere Lust, und werden für unsere Mühe ergötzt!“

Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl; sie schämten sich einer vor dem andern, daß er nicht selbst so witzig gewesen, und wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf, um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so überschafft hatten und alle Hölzer wieder oben waren, ließen sie dieselben allmählig, eins nach dem andern, den Berg hinabtaumeln, standen droben und ließen sich den Anblick wohl gefallen. Ja, sie waren ganz stolz auf die erste Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und saßen ins Wirthshaus, wo sie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigeschafft, und so fiengen die Schildbürger einmüthig ihren Bau mit solchem Eifer an, daß, wer nur immer zusah, gestehen mußte, es sey ihr bitterer Ernst gewesen. In wenig Tagen hatten sie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt: denn weil sie etwas besonders haben wollten, so sollte das Haus

dreieckigt werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen sie nebenzu an Einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie sie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuständig wäre, und dessen Erlös sie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dieß Thor kam denn auch — woran sie nicht gedacht — ihrem Herrn Schultheißen wohl zu Statten, sonst hätte dieser, sammt Gerichts- und Rathsherrn, wenn sie in den Rath gehen wollten, über das Dach hineinsteigen müssen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemessen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend gewesen wäre.

Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgetheilt, der Dachstuhl auf die Mauern gesetzt, und so das ganze Werk, nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken verschoben sie auf den folgenden Tag und eilten dem Hause zu, wo der Wirth den Reif aufgesteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe Niemand arbeiten durfte. Da strömten alle Schildbürger zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fiengen an, ihr Rathhaus zu decken. So standen sie Alle hintereinander, die einen zuoberst auf dem Dache, die andern unten, wo sie an den Latten besserten; etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächst der Leiter, und sofort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathhause entfernt war. Auf diese Weise gieng jeder Ziegel durch aller Schild-

bürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis auf den letzten, der ihn auf seine Statt legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, so hatten sie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewissen Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Ausruhens. So wie nun derjenige, der zunächst am Ziegelhaufen war, den ersten Streich der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen, und lief dem Wirthshause zu. So geschah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen waren, die ersten im Wirthshaus und die obersten hinter dem Tische wurden. Dasselbe thaten auch die Zimmerleute. So wie ihrer einer den ersten Glockenstreich gehört, ließ er die Axt, die er schon zum Streich aufgehoben, fallen, und lief dem Trunke zu; welches Alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich, nach vollendetem Werke, wollten sie in ihr Rathhaus gehen, um dasselbe zu aller Narren Ehre einzuweihen, und in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich darin rathen lasse. Kaum aber waren sie in Ehrbarkeit hineingetreten — siehe, da war es ganz finster, so finster, daß einer den andern kaum hören, geschweige denn sehen konnte. Darüber erschracken sie nicht wenig, und konnten sich nicht genugsam verwundern, was doch die Ursache seyn möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So giengen sie denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu sehen, wo sich der Mangel befinde. Da standen alle drei

Mauern gar vollkommen da; das Dach saß ordentlich darauf; auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald sie aber wieder hineinkamen, zu forschen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finster wie zuvor. Die wahre Ursache aber war, daß sie die Fenster an ihrem Rathhause vergessen hatten; die konnten sie nicht finden noch errathen, so sehr sie sich auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen.

Als der festgesetzte Rathstag gekommen, stellten sich die Schildbürger zahlreich ein, denn es hatte Allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtspahn mitgebracht, und ihn, nachdem sie sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathhaus einander sehen könnten, auch der Schultheiß bei der Umfrage einem Jeden seinen Titel und Namen zu geben im Stande wäre. Hier ließen sich nun über den vorgefallenen Handel gar widersprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit schien sich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und auf's Neue aufführen sollte: da trat Einer hervor, der, wie er früher unter allen der allerweiseste gewesen, so jetzt sich als den allerthörichtsten zeigen wollte, und sprach: „Er habe, so lange seine Weisheit gewährt, manchmal vernommen, daß man durch Beispiel Vieles klarer machen

könne; solchem nach wolle er auch den Schildbürgern eine schöne Geschichte erzählen: Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn," hub er darauf an, „hörte eines Tags Einen sagen: Ey, wie sind die Rebhühner so gut! Hast du denn schon welche gegessen, fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß du es so gut weißest? Nein, sagte der Andere, aber es hat mir's Einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hatte essen sehen. Ueber dieser Rede bekam meiner Großmutter Großvaters Bruder Sohn ein Kindbetterin-Gelüste, daß er gern etwas Gutes essen möchte, und sagte deßwegen zu seinem Weib, sie solle ihm Küchlein backen, denn Rebhühner könne er doch nicht haben. Sie aber, die besser wußte, als er, was der Butterhafen vermöge, entschuldigte sich, sie könne ihm dießmal keine Küchlein backen, weil ihr die Butter oder das Schmalz ausgegangen. Sie bat ihn deßhalb, er möchte mit den Küchlein bis auf eine andere Zeit sich gedulden. Damit hatte aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn keine Küchlein gegessen und sein Gelüste nicht gebüßt. Er wollte sich mit einem so trockenen Bescheide ohne Salz und Schmalz nicht abweisen lassen, und bestand darauf, die Frau sollte ihm Küchlein backen, und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so sollte sie es mit Wasser versuchen. Es thut's nicht, sagte die Frau, sonst wäre ich selbst nicht so lang ohne Küchlein geblieben, weil ich mich das Wasser nicht hätte dauern lassen. Er aber sprach: Du weißst es

nicht, weil du es noch nie probirt hast. Versuch' es einmal, und erst, wenn es nicht gerathen will, kannst du sagen, es thu' es nicht. Wollte die Frau Ruhe haben und zufrieden seyn, so mußte sie dem Mann willfahren; sie rührte also einen Kuchenteig an, ganz dünn, als wollte sie Sträublein backen, setzte eine Pfanne Wasser über das Feuer, und nun mit dem Teig darein. Der Teig zerfloß im Wasser und es wurde ein Brei daraus, darüber die Frau zornig, der Mann leidig ward. Denn jene sah Arbeit, Holz und Mehl verloren; meiner Großmutter Großvaters (seligen) Bruders Sohn aber stand dabei, hielt den Teller hin, und wollte die erstgebackenen Küchlein, so warm sie aus der Pfanne kamen, essen, ward aber betrogen. Seine Frau verwünschte das Kuchenbacken mit Wasser; er jedoch sagte langmüthig: Laß dich's nicht gereuen, man versucht ein Ding auf so viel Weise, bis es zuletzt gelingen muß. Ist es dießmal nicht gerathen, so geräth's ein andermal. Es wäre ja doch eine feine nützliche Kunst gewesen, wenn es von ungefähr geglückt wäre! Ich meine ja wohl, sagte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau; dann wollt' ich selbst alle Tage Küchlein essen!"

„Um nun" — so schloß der Schildbürger — „diese Geschichte auf unser Vorhaben zu beziehen: wer weiß, ob das Licht oder der Tag sich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Unser keiner hat es jemals versucht; darum, wenn es euch gefällt, so wollen wir dran gehen;

geräth's, so haben wir's um so besser, und werden, als Erfinder dieser Kunst, großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, so ist das doch zu unserem Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!"

Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß sie beschloßen, demselben in aller Eile nachzuleben. Deßwegen kamen sie nach Mittag, wo die Sonne am besten scheint, bei ihrem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, ein jeder mit einem Geschirr, in das er den Tag zu fassen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Kärste, Gabeln mit, aus Fürsorge, daß ja nichts verabsäumt werde.

Sobald nun die Glocke Eins geschlagen, da konnte man Wunder sehen, wie sie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden: dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathhaus, den Tag auszuschütten. Andere aber thaten dasselbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers soll besonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäusefalle zu fangen gedachte, und ihn so, mit List bezwungen, nach Hause tragen wollte. Jeder verhielt sich, wie es sein Narrenkopf ihm eingab. Und solches trieben sie den langen, lieben Tag, so lang als die Sonne schien, mit solchem Eifer, daß sie vor Hitze fast erlechzten und unter der Müdigkeit

fast erlagen. Sie richteten aber so wenig damit aus, als vor Zeiten die Riesen, da sie Berge aufeinander thürmten, um den Himmel zu erstürmen. Darum sprachen sie zuletzt: „Nun, wäre es doch eine feine Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre!“ Und darauf zogen sie ab, und hatten doch so viel gewonnen, daß sie auf gemeine Kosten zum Weine gehen, und sich so wieder erquicken und erlaben durften.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorüber reiste. Dieser stand lang stille, sah ihnen mit offenem Maule zu, und vergaß es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, so sehr zerbrach er sich den Kopf darüber, was denn das bedeuten sollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen sich niedergelassen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Ursache, warum er sie denn so eifrig in der Sonne habe arbeiten sehen, ohne begreifen zu können, was sie thäten. Die umstehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß sie versucht hätten, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus tragen könnten.

Der fremde Geselle war ein rechten Vogel, genetzt und geschoren wie es seyn sollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht gesinnt, den Raub

der sich ihm hier anbot, aus den Händen zu lassen: deßwegen fragte er sie ernsthaft, ob sie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? Da sie mit Kopfschütteln antworteten, so sagte der Geselle: „Das macht, daß ihr die Sache nicht so angegriffen habt, wie ich euch wohl möchte gerathen haben!“ Dieser Tagesschimmer von Hoffnung machte die Schildbürger sehr froh, und sie verhießen ihm von Seiten des ganzen Fleckens eine nahmhafte Belohnung, wenn er ihnen seinen Rath mittheilen wollte. Dem Wirth befahlen sie, ihm tapfer aufzutragen und vorzusetzen, so daß der gute Geselle diese Nacht ihr Gast war und redlich ohne Geld zechte; wie das billig war, da er forthin ihr Baumeister seyn sollte.

Am folgenden Tag, als die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten sie den fremden Künstler zum Rathhaus, und besahen es mit allem Fleiße von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt sie der Geselle, der indessen mit der Schalkheit Rath gepflogen, das Dach besteigen, und die Dachziegel hinwegnehmen, welches auch alsogleich geschah. „Nun habt ihr,“ sprach er, „den Tag in eurem Rathhause; ihr mögt ihn darin lassen, so lang es euch gefällig ist. Wenn er euch beschwerlich wird, so könnet ihr ihn wohl wieder hinausjagen.“ Aber die Schildbürger verstanden nicht, daß er damit meinte, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würde es wieder so finster werden, wie zuvor, sondern sie ließen die Sache gut seyn, saßen in dem Hause zusammen und hielten den ganzen Sommer über Rath.

Der Geselle nahm die Verehrung, zählte das Geld nicht lange, sondern zog hinweg und schaute oft hinter sich, ob ihm Niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder und noch heutiges Tages weiß Niemand, woher er gewesen und wohin er gekommen; nur dieß sagten die Schildbürger von ihm aus, daß sie ihn am Rücken das letztemal gesehen hätten.

Nun hatten sie mit ihrem Rathhause solches Glück, daß es den ganzen Sommer über, so oft sie zu Rathe saßen, nie regnete. Inzwischen aber begann der liebliche Sommer sein lustiges Antlitz zu verbergen, und der leidige Winter streckte seinen rauhen Schnabel hervor. Da merkten die Schildbürger bald, daß, wie einer unter einem großen Wetterhut, wie die sind, welche junge Lappen gewöhnlich aus fremden Landen mitbringen, sich vor dem Regen sicher stellt, so auch sie sich mit dem Dache, wie einem Hute gegen Schnee und Ungewitter schirmen müßten. Sie hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als das Dach mit gemeinschaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber, siehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war, und sie ins Rathhaus gehen wollten, da war es leider wieder eben so dunkel darin, als es zuvor gewesen war, ehe sie von der Ersparungskunst des Wanderers die Erfindung gelernt hatten, Tag in dem Hause zu machen, ohne ihn hineinzutragen. Und jetzt erst merkten sie, daß er sie häßlich hinter das Licht geführt habe. Sie mußten aber zu der geschehenen Sache das Beste reden, setzten sich wieder mit ihren Lichtspänen auf den Hüten zusammen und hielten geschwind einen

Rath darüber, der sich weit in den Tag hineinzog. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der sich nicht den Ungeschicktesten dünkte. Dieser stand auf und sagte: „Er rathe eben das, was sein Vater rathen werde.“ Nach diesem weisen Rathe trat er aus der Versammlung, sich zu räuspern, wie denn die Bauern oft einen so bösen Husten haben, daß Niemand um sie bleiben kann. Wie er nun in der Finsterniß (denn sein Lichtspan war ihm erloschen) an der Wand hin und her krabbelte, wird er von ungefähr eines kleinen Risses in der Mauer gewahr. Auf einmal erinnert er sich mit großem Seufzen seiner ersten Weisheit, deren sich alle verziehen hatten; daher tritt er wieder hinein und spricht: „Erlaubet mir ein Wort zu reden, liebe Nachbarn!“ Als ihm dieß vergönnt wurde, sprach er weiter: „Nun, ich frage euch alle darum, sind wir nicht alle doppeltgebohrte Narren? Wir haben so ängstliche und üble Zeit mit unserem Rathhaus, wenden Unkosten an und gerathen noch dazu in große Verachtung. Und dennoch ist Keiner von uns so gescheit gewesen, daß er gesehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenster gemacht haben, durch die das Licht hereinfallen konnte. Das ist doch gar zu grob, zumal im Anfange unserer Thorheit; da sollten wir nicht so auf einmal und mit Einem Satz hineinplumpen, so daß es auch ein rechter, geborner Narr merken könnte!“

Ueber dieser Rede erschracken und verstummten die Andern Alle. Sie sahen einander an, und schämten sich einer vor dem Andern wegen der gar zu plumpen

Wahrheit. Ohne die Umfrage abzuwarten, fingen sie darauf mit einander an, aller Orten die Mauern des Rathhauses durchzubrechen, und da war kein Schildbürger unter Allen, der nicht sein eigenes Fenster hätte haben wollen. Also wurde das Rathhaus vollführt, bis auf den Einbau, von welchem sogleich Meldung gethan werden soll.

Nachdem ihrem Rathhause sein großes Laster abgewöhnt und es endlich sehend geworden war, fingen die Schildbürger an, auch das Eingeweide des Hauses zu recht zu machen, und die Gemächer zu verschlagen. Unter anderm machten sie drei abgesonderte Stuben, eine Witz-Stube, eine Schwitz-Stube und eine Bade-Stube; diese mußten vor allen Dingen fertig gemacht werden, damit die Schildbürger, wenn sie über wichtige Sachen rathschlagen sollten, nicht behindert würden. Nun meinten sie, sey das ganze dreieckigte Rathhaus auf's vortrefflichste fertig gemacht, und weihten es zu aller Narren Ehre feierlich ein.

Inzwischen war der Winter ganz hereingebrochen und es war kalt geworden. Nun sollten sie an einem Rathstage Gericht halten, und der Kühhirt hatte mit seinem Horn den Rathsherren die Losung gegeben. Da brachte denn Jeder, damit das gemeine Wesen nicht beschwert würde, sein eigenes Scheit Holz mit, um die

Stube zu wärmen. Aber als sie sich nach der Heizung umsahen, siehe, da fand sich's, daß sie den Ofen vergessen hatten, ja nicht einmal Raum gelassen, wo man einen hinstellen könnte. Darüber erschracken sie abermals heftig bei sich selbst, und schalten sich über ihre Thorheit. Als sie nun anfingen den Handel zu erwägen, da fielen gar mancherlei Meinungen. Einige waren der Ansicht, man sollte ihn hinter die Thüre setzen. Da es aber herkömmlich war, daß der Schultheiß den Winter über hinter dem Ofen seinen Sitz haben mußte, so schien es schmählich zu seyn, wenn er hinter der Thüre säße. Zuletzt rieth endlich Einer, man sollte den Ofen vor's Fenster hinaus setzen, und ihn nur zur Stube hereingucken lassen. Zu Zeiten dann, wenn es Noth thäte, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mit gerechnet werden, denn riethe er schon nicht zur Sache, so sey er doch auch nicht dawider. Dem Schultheiß sollte man den nächsten Ort dabei einräumen. Diesem Rathe ward von allen Bänken her einhelliger Beifall zugerufen. Doch sagte ein Alter unter ihnen, welcher schon länger Narr war, als die Andern: „Aber, lieber Freund, die Hitze, die sonst in die Stube gehört, wird zum Ofen hinausgehen! Was hilft uns dann der Ofen?“ — „Dafür weiß ich ein Mittel,“ rief ein Dritter. „Ich habe ein altes Hasengarn, das will ich der Gemeinde zum Besten geben. Wir wollen es vor die Ofenthüre hängen, daß es die Hitze im Ofen beschließe! Dann haben wir nichts Arges zu besorgen, nicht wahr, lieber Nachbar? Dann wollen wir tüchtig sieden und braten, und die Aepfel in der Ka-

chel umkehren!“ Dieser Schildbürger wurde wegen seines so weisen Rathes hoch gepriesen, und ihm mit allen seinen Nachkommen der allernächste Sitz hinter dem Ofen zunächst bei der Aepfelkachel vergönnt.

So schloß der Handel; der Ofen wurde gemacht, und bei einer zweiten Rathswahl das Rathhaus auf's neue mit Narren besetzt. Die neuen Rathsherrn beriethen sich vornämlich darüber, wie man einen Vorrath hinterlegen könnte, dessen man sich bedienen dürfte, wenn einmal eine Theurung einfiele. Besonders aber hörten sie vom Salze, dessen Kauf ihnen, wegen der obwaltenden Kriege, abgeschnitten war, und an dem sie eben darum großen Mangel litten: man rieth ihnen, sie sollten es doch so weit bringen, daß sie eigenes Salz hätten, das sie in der Küche so wenig entbehren könnten, als den Dünger auf dem Acker. Da faßten sie nach langer Rathschlagung den Beschluß: „Weil es doch offenbar sey, daß der Zucker, der ja dem Salz ganz ähnlich sehe, erwachse, so müsse wohl daraus folgen, daß das Salz gleichermaßen aus dem Felde hervorwachse; wie denn das Salz so gute Körnlein habe, als der Waizen, und man eben sowohl sage: ein Salzkorn, als: ein Waizenkorn, darum beschließe ein wohlweiser Rath, daß man ein großes der Gemeinde zustehendes Stück Feld umbrechen solle, und darauf in Gottes Namen Salz säen.

Es sey kein Zweifel, daß sie dann ihr eigen Salz bekommen würden, und nicht andern zu Füßen fallen dürften, um Salz zu erhalten."

Der Acker ward gepflügt und nach dem Beschlusse Ihrer Wohlweisen mit Salz besäet. Sie selbst und alle Schildbürger waren in bester Hoffnung, und zweifelten nicht, Gott werde seinen Segen im Ueberfluß zu der Arbeit geben, weil sie Ja in seinem Namen gesäet hätten; auch wäre ein solcher Gewinn, als ein Erdwucher, nicht schändlich, sondern von Jedermann gebilligt. In diesem Vertrauen stellten sie auch Hüter und Bannwarte auf, die, mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel schießen sollten, wenn sie etwa das ausgesäete Salz wie andern Saamen auffressen oder auflecken wollten.

Es währte nicht lange, so fing der Acker an, aufs allerschönste zu grünen und die frechsten Kräuter herauf zu schicken. Die Schildbürger hatten eine unsägliche Freude darüber und meinten, dießmal wäre ihnen die Sache wohl gerathen. Sie giengen alle Tage hinaus, zu sehen, wie das Salz wüchse; ja, sie beredeten sich selbst, sie hörten das Salz wachsen, wie Jener das Gras. Und je mehr es wuchs, desto mehr wuchs in ihnen die Hoffnung, und da war keiner unter ihnen, der nicht im Geiste schon ein ganzes Simri Salz gegessen hätte. Deßwegen befahlen sie den Bannwarten, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, ein Schaaf oder eine Gais auf den Salzacker sich verirrte, so sollten sie diese Thiere auf alle Weise und ohne Schonung fortjagen. Dessen un-

geachtet kam das unvernünftige Vieh auf den wohl bebauten und besäeten Salzacker, und fraß nicht nur die herrliche Aussaat von Salz, sondern auch das, was noch hätte wachsen sollen. Der Hüter, der dieses sah, wußte wohl, was ihm auferlegt sey. Aber er verlor den Kopf, denn er war ein Schildbürger, und anstatt das Vieh hinauszutreiben, lief er in die Stadt und meldete das Unheil dem Schuldheißen und Rath. Dieser sah auch bald ein, daß dem Bannwart sein Vogelrohr gegen die vierfüßigen Thiere nichts helfen konnte; sie faßten daher, nachdem sie sich lang die Köpfe zerbrochen hatten, den weisen Beschluß: ihrer Viere des edeln Rathes, vor denen die Thiere sich vielleicht mehr als vor schlechten Leuten scheuen würden, sollten den Bannwart auf eine geflochtene Truhe setzen, ihm eine lange Ruthe in die Hand geben, und ihn so auf dem Salzacker herum tragen, bis er das lose Vieh herausgetrieben hätte. Dieß geschah, der Bannwart hielt seinen Umzug, als wäre er der Pabst zu Rom, und die vier Rathsherren wußten mit ihren breiten Füßen so subtil einherzugehen, daß durch sie dem kostbaren Acker kein allzugroßer Schaden widerfuhr.

Wirklich blühte und zeitigte das Salzkraut nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, auf das eher ein fruchtbarer Regen fällt, ehe denn es verdirbt. Wie nun ein ehrlicher Schildbürger über den herrlich grünenden Acker gieng, konnte er es nicht lassen, ein weniges von dem edeln Salzkraut auszuraufen und es, bescheiden kostend, an den Mund zu führen. Nun ist es

wahr, es bissen ihn die Brennesseln auf die Zunge, daß er hätte schreien mögen; aber eben das machte ihn ausnehmend fröhlich, er rann, als wäre er ein rechter Narr, vor Schmerz und Freuden, auf und ab, und schrie mit heller Stimme: „Es ist Leckerwerk; Leckerwerk ist es!“ Darauf lief er recht eilig, damit ihm niemand das Botenbrod abgewänne, nach dem Flecken Schilda, und stürmte mit der großen Glocke, damit alle Schildbürger zusammenkämen und die gute Mähr vernähmen. Als sie versammelt waren, zeigte er ihnen vor Freude zitternd an: „sie sollten fröhlich und guten Muthes seyn; das Kraut sey schon so scharf, daß es ihn auf der Zunge gebissen habe: es sey daraus abzunehmen, daß ein recht gutes Salz daraus werden werde.“

Dadurch veranlaßte er die Schildbürger, alle miteinander auf den Acker zu gehen, den Schultheiß an der Spitze. Dieser raufte ein Krautblatt heraus, reckte die Zunge und kostete es; und ihm thaten es alle nach, und alle fanden es so, wie der Bote ihnen verkündet hatte. Sie waren sehr froh, und jeder dachte sich in seinem Sinne schon als einen mächtigen Salzherren. Und als endlich die Zeit der Erndte gekommen war, da kamen sie herbei mit Roß und Wagen, um mit Sicheln das Salz abzuschneiden und heimzuführen. Etliche hatten gar ihre Dreschflegel gerüstet, um es gleich an Ort und Stelle auszudreschen. Als sie aber Hand anlegen und ihr gewachsenes Salz abschneiden wollten, da war es so derb und hitzig, daß es ihnen alle die

Hände verbrannte. Dieß hatten sie auch, von der großen Kraft des Salzkrautes unterrichtet, wohl überlegt; jedoch es nicht gewagt, sich mit Handschuhen zu versehen, weil der Sommer so gar heiß war, und sie fürchteten, man möchte ihrer spotten. Nun meinten einige, man sollte es abmähen, wie das Gras; andere, weil es so gar hitzig wäre, so sollte man es mit der Armbrust niederschießen, wie einen tollen Hund. Das letzte gefiel ihnen am allerbesten. Weil sie aber keinen Schützen unter sich hatten und befürchteten, wenn sie nach einem fremden schickten, so möchte ihre Kunst verrathen werden, so ließen sie es bleiben. Kurzum, die Schildbürger mußten das edle Salzkraut auf dem Felde stehen lassen, bis sie einen besseren Rath fänden. Und hatten sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger: denn was sie nicht verbraucht hatten, das hatten sie ausgesäet. Deßwegen litten sie großen Mangel an Salz, zumal am Salze der Weisheit, das bei ihnen ganz dünn geworden war. Daher zerbrachen sie sich auch den Kopf darüber und sannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Rathssitzungen darüber, wie man es einandermal besser machen könnte.

Nun weiß Jedermann, daß vor Zeiten die Weisheit der Schildbürger weit und breit durch alle Lande

gerühmt war, so daß Jedermann etwas davon zu sagen wußte. Doch war dieß schon gar lange her. Aber das Gerücht von ihrer Thorheit verbreitete sich in kurzer Zeit noch viel weiter, so daß bald Niemand auf der ganzen Welt war, der nicht Alles gewußt hätte, was sich bei ihnen zugetragen hatte.

So geschah es, daß dem Kaiser des großen Reiches Utopia, als er wegen Reichsgeschäften in diejenige Gegend seines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag, vieles von den abentheuerlichen Schildbürgern erzählt wurde. Darüber wunderte sich der Kaiser um so mehr, weil er sich früher auch in wichtigen Sachen ihrer Weisheit bedient und sich Rathes bei ihnen erholt hatte. Weil er nun doch in jener Gegend verziehen mußte, bis sich die Stände des Reiches, die er dorthin beschrieben, versammelt hätten, so verlangte ihn, einen persönlichen Besuch in Schilda zu machen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es sich mit der Thorheit seiner dortigen Unterthanen verhielte. Er fertigte daher einen Gesandten ab, um ihnen seine Ankunft zu verkündigen, damit sie ihre Zurüstungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er sie bei allen ihren althergebrachten Privilegien und Freiheiten schirmen, auch mit weiteren begnaden wolle, unter der Bedingung, daß sie ihm auf die erste Rede, die er an sie richten werde, so antworten könnten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich reime.

Die armen Schildbürger erschracken über dieser Botschaft, wie eine Katze, wenn sie sich unversehens vor

dem Kürschner, oder eine Ziege, wenn sie sich vor einem Schneider findet. Obwohl sie nur Bauersleute waren, welche, wie man meint, das Recht haben, einfältig zu seyn, so fürchteten sie doch, der Kaiser — der mit seinen Augen, obschon sie nicht größer sind, als anderer Leute Augen, doch viel weiter sehe und mit seinen Händen länger reiche — möchte merken, daß ihre Narrheit nur eine angelegte sey, und sie selbst möchten nicht nur seine allerhöchste Ungnade erfahren müssen, sondern vielleicht gar gezwungen werden, wieder witzig und verständig zu werden. Denn es ist freilich nicht ein Geringes, sich selbst zum Narren zu machen und seinen Verstand muthwillig dem allgemeinen Nutzen zu entziehen. Man sollte wenigstens warten, bis man entweder von selbst ein Narr, oder durch andere zu einem Narren gezimmert wird. Dann kann man sich mit gutem Gewissen einen Narren schelten lassen von Jedermann, und wäre dieser auch gleich ein zehnmal größerer Narr. Die Schildbürger nun suchten in solchem Schrecken bei ihrer alten, hinterlegten Weisheit Rath und Hülfe. Sie ordneten alles, was in Stall und Küche nothwendig war, aufs fleißigste, um den Kaiser so stattlich als möglich in ihrem Dorfe zu empfangen. Unglücklicher Weise aber hatten sie damals gerade keinen Schultheißen, denn der im Anfange ihrer Thorheit gewählte war, aus Kummer über seine aufgegebene Kunst und Weisheit, zu einem rechten, völligen Narren und daher zu seinem Amte unbrauchbar geworden. Nachdem sie sich nun lange über eine neue Wahl berathen, kamen sie endlich

dahin überein, weil sie ja dem Kaiser auf seine ersten Worte in Reimen antworten müßten, so sey es wohl am besten, daß derjenige Schultheiß werde, der auf den folgenden Tag den besten Reim hervorbringen könnte. Darüber wollten sie die Nacht schlafen. Nun zerbrachen sich die weisen Herren die ganze Nacht den Kopf, denn da war keiner von allen, der nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Aber am ruhigsten schlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgestanden, das heißt, der die Schweine gehütet hatte. Er warf sich so wild hin und her, daß seine Frau endlich erwachte und ihn fragte, was ihm fehle. Der Schweinehirt aber wollte nicht aus dem Rathe schwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn sein Weib bewegen, ihr zu sagen, was sich Wichtiges begeben habe. Als er ihr aber endlich anvertraut, womit die Schildbürger umgiengen, da wäre des Schweinehirten Frau eben so gerne Schultheißin gewesen, als der Schweinehirt Schultheiß. „Kümmere dich über diesen Handel nicht, lieber Mann, sagte sie. Was willst du mir geben, wenn ich dich einen Reim lehre, daß du Schultheiß werdest?“ „Wenn du das kannst, sprach der Schweinehirt vergnügt, so will ich dir einen schönen, neuen Pelz kaufen.“ Damit war die Frau sehr zufrieden, besann sich eine kleine Weile und fing an, ihm folgenden Reim vorzusprechen:

Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, die heißt Kathrein,
Ist schöner, als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Diesen Reim sprach die Schildbürgerin, die sich nicht wenig auf ihre Dichtkunst zu gute that, ihrem Hauswirth neun und neunzig Mal vor, und er ebenso oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verschluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht gerastet, vielmehr hatten Alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war ihrer Keiner, der nicht die ganze Nacht über Schultheiß gewesen wäre.

Als nun der angesetzte Tag erschien, an welchem ein weiser Rath zusammentrat, um zur Wahl eines Schultheißen zu schreiten, da hätte man Wunder hören können, welch' zierliche, wohlgeschlossene Reime von ihnen vorgebracht wurden. Freilich war es Schade, daß die edlen Rathsherren sammt und sonders, in langer Ausübung ihrer verstellten Narrheit, zu einem so schwachen Gedächtnisse gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Hersagen ausgieng, so daß zum Beispiel der fünfte (denn der ersten vier vortreffliche Reime sind verloren gegangen) seinen Reim also vorbrachte:

Ich heiße Meister Hildebrand
Und lehne mein'n Spieß an die — Mau'r.

Worüber denn jedesmal die andern Alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn selber kam. Der Schweinehirt stand weit hinten, und wegen seines niedrigen Standes kam die Reihe unter den Letzten an ihn. Er war in tausend Aengsten, denn er fürchtete immer,

es möchte ein Anderer seinen Reim vorbringen und dadurch Schultheiß werden. Und so oft ein anderer nur ein einziges Wörtchen sagte, das auch in seinem Reime vorkam, so erschrack er, daß ihm das Herz hätte mögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch an ihn kam, stand er auf und sprach mit kühner Stimme:

Ihr lieben Herrn, ich tret' — hieher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner als mein schönstes — Ferk'l,
Und trinkt gern guten, kühlen — Most!

„Das ist einmal ein Reim!“ riefen die Rathsherrn von Schilda einmüthig und verwundert; „das lautet, wie etwas! Das möcht's heben und ausrichten!“ Und bei der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schweinehirten, denn sie waren fest überzeugt, er würde dem Kaiser wohl reimweise antworten können, und ihm würdige Gesellschaft leisten. So war der Schweinehirt von Schilda über Nacht Schultheiß geworden.

Diese Ehre und Würde that dem Hüter der Schweine so wohl, daß er alsbald beschloß, seinen Hirtenschweiß und Staub abwaschen und in die Nachbarschaft in's Bad zu gehen, denn zu Schilda war kein Bad. Unterwegs begegnete ihm ein Anderer, der vor Jahren mit ihm die Schweine gehütet und begrüßte ihn als alten

Mithirten und Gesellen mit einem freundlichen Du. Jener aber verbat sich dieses feierlich, und fügte hinzu: „Wisse, daß wir nicht mehr sind, der wir zuvor waren; wir sind jetzt unser Herr, der Schultheiß zu Schilda!“ Da wünschte ihm der andere Glück zu seinem neuen Amte bei dem ungezogenen Volke der Schildbürger, und ließ ihn ziehen.

Also zog unser Herr, der Schultheiß, fort und kam in das Bad. Hier stellte er sich gar weise, saß in schweren tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit seine Finger ab, so daß Alle, die ihn zuvor kannten, sich über diese Veränderung verwunderten und ihn für melancholisch hielten. Indessen fragte er einen, der neben ihm saß, ob dieß die Bank sey, auf welcher die Herren zu sitzen pflegen? Ja! ward ihm geantwortet. „Ei wie fein habe ich es getroffen,“ dachte da der Schultheiß, „ist es doch, als habe mirs die Bank angerochen, daß ich Schultheiß zu Schilda sey!“ Wie er nun lange so sitzt und vor lauter Nachdenken tüchtig schwitzt, kommt der Bader, sieht, daß sein Kopf naß ist und meint, er habe schon gebadet. „Guter Freund,“ sprach er, „ihr habt den Kopf gewaschen, aber ihr habt euch noch nicht reiben und kratzen lassen! Ist dieß nicht geschehen, so will ich Lauge herlangen und euch ausreiben!“ Der Schultheiß, der in tiefen Gedanken geschwitzt, antwortete: „Lieber Bader! Ich weiß wahrlich eigentlich nicht, ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unser Einer hat gar viel zu sinnen und zu denken, sonderlich ich, der ich trachten soll, wie ich

dem Kaiser Reimweise antworte. Denn verstehet mich recht: ich bin der Schultheiß von Schilda.“ Ueber dieser Rede des Schweinehirten, die doch sein bitterer Ernst war, fiengen Alle, die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei seinen Ehren bleiben und noch Eins darauf schwitzen.

Als er wieder nach Hause kam, vergaß unsre gnädige Frau, die Schuldheißin, nicht, den verheißenen Pelz, den sie wohl verdient hatte, recht oft zu fordern, und als der Schuldheiß wieder einmal, wichtiger Geschäfte halber, in die Nachbar-Stadt gehen wollte, unterließ sie nicht, ihn an den Pelz zu mahnen. Ehe noch der Schuldheiß die Stadt betrat, fragte er schon den Thorwart nach dem Hause des Kürschners; als dieser ihm solches wies, fragte er ferner, ob es auch der sey, bei welchem die Schuldheißenfrauen ihre Pelze kaufen. Da merkte der Thorwart erst, daß der Mann verrückt seyn müsse, deßwegen wieß er ihn nun zu einem Kübler, einem lustigen Gesellen, bei diesem sollte er nach Schuldheißenpelzen fragen. Der gute Schuldheiß geht in aller Ehrbarkeit, wohin er gewiesen war, sagt dem Kübler, er sey der Schuldheiß von Schilda und wolle Schuldheißenpelze kaufen. Der Kübler merkt bald, woran er ist, und erwiedert: „Es sey ihm sehr leid, seine Wohledeln nicht fördern zu können, wie er wollte; aber gestern sey Markttag gewesen, da habe er alle vorräthigen Pelze abgegeben.“ Damit ihm aber geholfen würde, so weiset er ihn in eine andere Vorstadt, zu einem Wagner; dort werde er Pelze finden nach seinem Be-

gehren. Nun brachte er sein Anliegen bei dem Wagner vor. Dieser aber, der auch ein Spottvogel war, weist ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Orgelmacher, der zu einem Studenten, der zu einem Buchbinder, der zu einem Druckergesellen, der zu einem Buchhändler; der Buchhändler endlich zu einem Lebküchner: dort finde er sie, wie er's nun haben wollte, zum Fressen schön.

Als nun der Schuldheiß auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchner: „Er habe dießmal keine, wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, so werde er ihm einen feinen Pelz von Lebkuchen anmessen, ausschneiden und backen; den könnte er, wenn er seinem Weibe nicht gefiele, selber essen, alle Morgen einen Mund voll. Der Herr Schuldheiß bedankte sich auf's Höchste, erklärte aber, daß er nun so lange nach einem Pelz herumgelaufen sey und keine Zeit mehr habe, zu warten, er müsse heim, seinem Amte wieder obzuliegen, denn er sey Schuldheiß zu Schilda. Der Lebküchner, der etwas gutmüthiger war, als die Andern, dachte, der Herr Schuldheiß sey genug zum Narren gehalten, und wies ihn deßwegen recht, zu einem Kürschner, wo er nun Pelze aller Gattung fand, wie er nur begehrte. Und hier kaufte er endlich einen prächtigen Pelz, dessen sich eine Schuldheißin auch in der Stadt nicht hätte schämen dürfen. Als er heimkam, empfieng die Frau den Pelz mit Freuden, bekleidete sich mit ihm auf der Stelle, drehte sich nach allen Seiten,

und ließ sich sagen, wie er ihr stehe. Der Schuldheiß aber verlangte, jetzt sollte sie für seinen Dienst ihm auch Küchlein backen; er wollte eine Wurst, die er aus der Stadt mitgebracht, dazu geben und eine Maaß Wein bezahlen. Da begann seine Frau, wie vor Zeiten, grobe, dicke Schnitten zu backen; er aber stieß die ersten, die aus der Pfanne kamen, voll Unmuths zurück. „Wofür hast du mich angesehen,“ sagte er, „meinst du nicht gar, ich sey ein Schweinehirt? Weissest du nicht, daß ich der Herr Schuldheiß allhier zu Schilda bin?“ Da mußte die Frau ihm Sträublein backen, die zehrten sie mit einander auf, und tranken einen guten Schluck Weins dazu.

Die folgende ganze lange Nacht lag die neue Frau Schuldheißin in tiefsinnigen Gedanken, auf welche Weise sie doch den neuen Pelz anlegen und in demselben ihrem Manne und seinem Amte zu Ehren vor den Schildbürgern prangen möchte. Deßwegen stand sie früh auf, und weil es eben Sonntag war, fieng sie mit allem Eifer an, sich zu putzen, um sich von allen Nachbarn beschauen zu lassen. In diese Gedanken war sie so verirrt, daß sie sogar das Läuten in die Predigt überhörte. Ihr Herr, der Schuldheiß, stand vor ihr und mußte ihr den Spiegel halten, und wohl hundertmal fragte sie ihn, ob sie auch von vorn und von der Seite recht wie eine Frau Schuldheißin aussehe; und als er dieß bejaht, gieng sie endlich aus dem Hause der Kirche zu. War sie nun aber zu lang vor dem Spiegel gestanden, oder hatte der Meßner zu frühe geläutet: —

siehe, als sie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hinein rauschte, war eben die Predigt aus, so daß Jedermann aufstand. Die gute Frau aber legte dieses ganz anders aus: sie beredete sich selbst, weil ihr Mann Schuldheiß und sie Frau Schuldheißin sey, zudem weil sie einen nagelneuen Pelz anhabe, so stehen die Nachbarn ihr und ihrem Kleide zu Ehren auf. Sie sprach deßwegen so sittig und tugendlich, als sie es in der kurzen Zeit gelernt haben konnte, indem sie sich gar gnädig nach beiden Seiten mit Verneigung kehrte: „Liebe Nachbarn, ich bitte euch, wollet doch stille sitzen; denn ich denke wohl noch an den Tag, wo ich ebenso arm und zerlumpt zur Kirche hineingegangen bin, wie ihr; darum so setzet euch doch wieder!“ Bald darauf kam auch der Herr Schuldheiß, welcher bis auf diesen Augenblick an seinem Barette gestriegelt hatte, in die Kirche hineingetreten, als er aber die andern Schildbürger alle die Kirche verlassen sah, und nur seine Frau, die Schuldheißin, noch in Erwartung der Predigt in ihrem Stuhle sitzen, nahm er sie an dem Arm und führte sie heim.

Endlich war der Kaiser auf dem Wege nach Schilda. Das wußten die Schildbürger und beriethen sich auf's eifrigste, wie sie ihn würdig empfangen sollten. Am Ende beschlossen sie, dem Kaiser zuvorzukommen und das erste Wort an ihn zu richten. Deßwegen

sollte der Schultheiß ihn zuerst anreden und mit den Worten: „Seyd uns willkommen!“ empfangen. Dann mußte der Kaiser nothwendig antworten: „Und du auch!“ Und darauf hatte der Schuldheiß schon einen Reim bereit: „Der witzigste unter uns ist ein Gauch!“ Mit dieser Erfindung hielten sie ihre Freiheiten und Privilegien für gesichert. Ueber die Frage aber, wie man dem Kaiser entgegen ziehen sollte, waren die Meinungen getheilt: Einige wollten zwei Haufen haben, der eine sollte reiten, der andere zu Fuße gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Glied. Andere vermeinten, es sollte ein Jeder den einen Fuß im Stegreif haben und reiten, und mit dem andern auf dem Boden gehen; das wäre ja auch halb gegangen und halb geritten. Wieder andere meinten, man sollte dem Kaiser auf hölzernen Pferden entgegengehen, denn man pflege auch im Sprichwort zu sagen: Steckenreiten sey halb gegangen; zudem seyen solche Pferde fertiger, hurtiger, geduldiger, und bald gezäumt und gestriegelt. Dieser letzten Meinung fielen Alle bei, und es wurde beschlossen, daß Jeder mit seinem Rosse gefaßt seyn sollte. Dieß geschah von Seiten Aller mit großer Bereitwilligkeit; denn da war keiner so arm, der sich nicht beim Tischler um ein weißes, schwarzes, graues, braunes, rothes, auch gesprenkeltes Pferd umgesehen hätte; dieselben tummelten sie und richteten sie meisterlich ab.

Als nun der festgesetzte Tag herbeigekommen und der Kaiser mit seinem Gefolge heranrückte, sprengten

die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Schuldheiß den Kaiser gewahr wurde, sprang er im Eifer von seinem Gaul auf einen Misthaufen, und band seine hölzernes Roß vorsichtig an einen daneben stehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwischen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelte zwischen den Zähnen: „Nun seyd uns willkommen, auf unsrem Grund und Boden, fester Junker Kaiser!“ Der Kaiser erkannte zwar auf den ersten Blick und auf das erste Wort, wie es mit den Schildbürgern beschaffen sey, und hatte Mühe den Gruß zu verstehen, doch merkte er, was der Schuldheiß sagen wollte, und erwiederte: „Hab' Dank, mein lieber Schuldheiß! und du auch —!“ Aber der Schuldheiß hatte seinen Hut, den er halb losgelassen, wieder fest mit den Zähnen gefaßt; und konnte nicht antworten. Schnell besann sich sein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in seinem Kopf herum, konnte aber über das Endwort nicht bei sich einig werden, ob es hieße N a r r oder G a u ch oder etwas Anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Schuldheiß ist ein Narr!“

Auf diese Weise wurde der Kaiser empfangen und als er noch zu guter Letzt den Schuldheiß lächelnd befragte: „Warum stehst du denn auf dem Mist?“ so erwiederte dieser mit einem Funken seiner alten Weisheit: „Ach Herr, ich armer Tropf bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor euch trage!“ Hierauf geleiteten

sie den Kaiser in die Wohnung, die für ihn zugerichtet war, auf's Rathhaus. Und weil der Tag noch lang war, so baten sie ihn um die Erlaubniß, ihn auf ihren Salzacker führen zu dürfen, und zeigten ihm hier ihr vortreffliches Gewächs; auch brachten sie die unterthänigste Bitte vor, wenn ihnen die Kunst gerathen sollte, sie mit gnädigem Privilegium dafür auszustatten. Welches Alles ihnen der Kaiser mit lachendem Munde gewährte.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Kaiser zu Gaste, und dieser, dem ihre Schwänke und Possen wohl gefielen, erzeigte sich, um der Kurzweil willen, die ihn erwartete, willig dazu. Nachdem sie ihn daher in dem Dorfe herumgeführt und ihm ihre Misthaufen gezeigt, geleiteten sie ihn in ihr merkwürdiges Rathhaus und hießen ihn an dem frischgedeckten Tische Platz nehmen. Das vornehmste Gericht, das aufgetischt wurde, war eine frische, kalte, saure Buttermilch; auf diese Seltenheit thaten sich die Schildbürger am meisten zu gute. Der Schuldheiß setzte sich mit dem Kaiser zu Tische; die übrigen Bürger standen aus Ehrfurcht vor beiden, um sie herum und langten von oben herab in die Schüssel. Sie hatten aber weislich zweierlei Brod in die Milch gebrockt. Vor des Kaisers Platz schwammen weise Semmelwecken in der Sahne, vor den Bauern lagen die schwarzen Brocken in der Grundsuppe. Während sie nun aßen, der Kaiser das weiße, die Schildbürger das Haberbrod, erwischt von ungefähr ein grober Bauer einen Brocken von dem weißen Brode. Kaum

hatte der Schuldheiß diesen groben Verstoß gegen den Kaiser wahrgenommen, als er den Bengel auf die Hände schlug und ihn zornig anfuhr: „Flegel! willst du des Kaisers Brod essen?“ Der Schildbürger erschrack, zog den Löffel schleunig zurück und legte den gekosteten Bissen fein bescheidentlich wieder in die Schüssel. Der Kaiser, der dieses wahrgenommen, hatte des Mahles genug, und schenkte den Schildbürgern die saure Milch mit sammt dem weißen Brod.

Im übrigen blieb der Kaiser länger bei den Schildbürgern, als er sonst Willens gewesen war, denn ihre Narrheit gefiel ihm über die Maßen. Als aber die Reichsgeschäfte ihn nöthigten, heimzukehren, erbot er sich zur Abhülfe aller Beschwerden, die sie etwa vorzubringen hätten, und wollte sich ihnen als einen recht gnädigen Herrn erweisen. Da war ihre einzige Bitte, daß es ihnen vergönnut seyn möge, ihrer schädlichen Weisheit fernerhin überhoben bleiben zu dürfen, dagegen in ihrer heilsamen Narrheit durch ein kaiserliches Privilegium für ewige Zeiten gesichert zu werden, so daß Niemand sie hinfort darin hindern oder darin anfechten dürfte. Diese Bitte gewährte ihnen der Kaiser willig und unter vielem Lachen, und es wurde ihnen ein förmlicher Freiheitsbrief für ihre Narrheit, mit des Kaisers Unterschrift und Siegel ausgestellt und eingehändigt. Und so

zog der Kaiser von dannen, nachdem er den Schildbürgern eine gute Mahlzeit, sich zu letzen, hinterlassen.

Diesen war es jetzt erst, nachdem der Kaiser fort war und sie im sichern Besitz ihrer Narrheit belassen hatte, recht wohl in ihrer Haut. Sie sprengten mit ihren Steckenpferden in das nächste Dorf, wo ihnen das kaiserliche Mahl angerichtet war. Als sie satt und trunken waren, kam sie das Verlangen an, auf eine grüne, schöne Aue hinauszuspazieren, wie andere Junker, hier sich zu erlustigen und der Verdauung zu pflegen; doch vergaßen sie einige gute Flaschen Weines nicht, und fuhren fort, im grünen Grase gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen. Nun hatten sie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an, und im Zechen die Beine durcheinander geschränkt. Wie es nun an dem war, daß sie heim gehen sollten: siehe da war eine große Noth: Keiner konnte mehr seine Füße oder Beine erkennen, weil sie alle gleich gefärbt waren; saßen da, guckte einer den Andern an, und fürchtete Jeder, ein Anderer möchte ihm seine Füße nehmen, oder er einem Andern seine Beine; waren deßwegen in großer Angst. Während sie einander so angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber; den riefen sie und klagten ihm ihren Jammer, mit der flehentlichen Bitte, wenn er ein Mittel wüßte, einem jeden wieder zu seinen eigenen Beinen zu verhelfen, möchte er es um des Himmels willen anwenden, sie wollten sich gewiß mit guter Bezahlung dankbar erweisen. Der Fremde sprach, das könne wohl seyn, stieg ab, und nachdem er sich vom nächsten Baum einen

guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern und fing an die Nächsten, die Besten auf die Beine zu schlagen; und welchen es traf, der sprang schnell auf und mit den Streichen hatte ein Jeder auch seine Füße wieder, denn der Geselle hatte sie ihm gefunden. Zuletzt blieb einer ganz allein sitzen, der sprach: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? Wollt ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? Oder sind vielleicht diese Beine mein?“ Der Fremde sprach: „Das wollen wir gleich sehen!“ und zog ihm einen Streich darüber, daß es flammte. So sprang auch dieser Letzte auf, und Alle waren froh, daß sie ihre Beine wieder hatten. Sie schenkten dem Reiter ein gutes Trinkgeld und nahmen sich vor, ein andermal fürsichtiger mit ihren Füßen zu seyn.

Allmählig hieß es bei den Schildbürgern: die Gewohnheit ist eine zweite Natur. Sie trieben ihre Narrheit nicht mehr aus purer Weisheit, sondern aus rechter, erblicher, angeborener Thorheit. Sie konnten nichts mehr thun, was nicht närrisch gewesen wäre; Alles was sie dachten, geschweige erst, was sie anfiengen, war lauter Thorheit und Narretheidung.

So waren zwei unter ihnen, die hatten einmal gehört, daß die Leute zu Zeiten durch Tauschhandel viel gewonnen hätten, und dieß bewog sie, auch gegen

einander ihr Heil zu versuchen. Sie wurden deßwegen einig, ihre Häuser miteinander zu tauschen. Und dieses geschah beim Wein, als sie des Kaisers Letze verzechten. Denn solche Sachen pflegen gerne zu geschehen, wenn der Wein eingeschlichen und der Witz ausgewichen ist.

Als nun jeder dem Andern sein Haus einräumen sollte, ließ der Eine, der zu oberst im Dorfe wohnte, sein Haus abbrechen, und führte dasselbe stückweise in das Dorf hinab; der Andere aber, der bisher zu unterst im Dorfe gewohnt hatte, that dasselbe und führte das Seinige dagegen hinauf. Auf diese Weise hatten sie redlich gegen einander getauscht.

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu besehen, die noch von einem alten Bau übrig geblieben war, ob sie nicht die Steine mit Vortheil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes, langes Gras gewachsen, das dauerte die Bauern, wenn es verloren seyn sollte, deßwegen hielten sie Rath, wie man es etwa benutzen könnte. Die einen waren der Meinung, man sollte es abmähen; aber Niemand wollte sich dem unterziehen und auf die hohe Mauer wagen; andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so dürfte es das Beste seyn, wenn man es mit einem Pfeil abschösse. Endlich trat der Schuldheiß hervor und rieth, man sollte das Vieh auf der Mauer weiden lassen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; so dürfe man es weder abmähen, noch

abschießen. Diesem Rathe neigte sich die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung wurde erkannt, daß des Schuldheißen Kuh die erste seyn sollte, die den guten Rath zu genießen hätte. Darein willigte der Schuldheiß mit Freuden. So schlangen sie denn der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen dasselbe über die Mauer und fingen auf der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zugieng, wurde, wie vorauszusehen, die Kuh erwürgt, und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dieß gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet, ziehet, nur noch ein wenig!“ Und der Schuldheiß selbst schrie: „Ziehet, sie hat das Gras schon gerochen! Seht, wie sie die Zunge darnach ausstreckt! Sie ist nur zu tölpisch und ungeschickt, daß sie sich nicht selbst hinaufhelfen kann! Es sollte sie einer hinaufstoßen.“ Aber es war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinauf bringen, und ließen sie daher wieder herab. Und jetzt wurden sie erst inne, daß die Kuh schon lange todt war.

Den Schildbürgerinnen gieng es nicht anders, als den Schildbürgern. Sie gebärdeten sich so närrisch, als wenn sie es von jeher gewesen wären. Eine Wittwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ey legte, hatte einst so viele Eyer gesammelt, daß sie hoffen durfte, drei Groschen dafür zu lösen. Sie

nahm deßwegen ihr Körbchen und zog damit zu Markte. Unterwegs, da sie keine Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein; und so dachte sie unter anderem an den Kram, den sie zu Markte trug; den ganzen Weg über redete sie mit sich selbst, und machte sich folgende Rechnung: „Siehe," sagte sie zu sich, „du lösest auf dem Markte drei Groschen. Was willst du damit thun? Du willst damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei, sammt denen, die du hast, legen dir in so und so viel Tagen so und so viel Eyer. Wenn du diese verkaufest, kannst du noch drei Hennen kaufen; dann hast du sechs Hennen. Diese legen dir in einem Monat so und so viel Eyer; die verkaufst du, und legst das Geld zusammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen, verkaufst du auch: die jungen fahren fort, dir Eyer zu legen, und brüten dir Junge aus; diese kannst du zum Theil ziehen, und deine Hühnerzucht dadurch mehren, zum Theil Geld daraus lösen; endlich auch rupfen, wie man die Gänse rupft. Aus dem zusammengelegten Gelde kaufst du dir darnach etliche Gänse, die tragen dir auch Nutzen mit Eyern, mit Jungen, mit Federn. So kommst du in acht Tagen so weit, daß du eine Ziege kaufen kannst: die gibt dir Milch und junge Zicklein. Auf diese Weise hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse. Eyer, Federn, Milch, Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt sich gar die Ziege auch scheeren; du kannst es wenigstens versuchen! Darauf kaufst du ein Mutterschwein; da hast du Nutzen über Nutzen, von jungen Spanferkeln, von Speck, Würsten, und Anderem. Daraus

lösest du so viel, daß du eine Kuh kaufen kannst; die giebt dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willst du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, du mußt auch einen Acker kaufen; der giebt dir Korn genung; dann brauchst du keines mehr einzukaufen! Darnach schaffest du dir Rosse an, dingst Knechte, die versehen dir das Vieh und bauen dir den Acker. Alsdann vergrößerst du dein Haus, daß du Hausgesinde beherbergen und dein Geld aufheben kannst. Darnach kaufst du noch mehr Güter, denn es kann dir nicht fehlen; du hast ja den Nutzen von Hühnern, von Gänsen, von Eyern, von Geismilch, von Wolle, von Zicklein, von Milchlamm, von Spanferkel, von Kühen — denen kannst du noch dazu die Hörner absägen und sie an den Messerschmied verkaufen; — du hast ferner den Nutzen von Kälbern, von Aeckern, von Wiesen, von Hauszins und Anderem. Darnach willst du einen jungen Mann nehmen, mit dem kannst du in Freuden leben und eine reiche, stolze Frau seyn! O wie wohl willst du dir es seyn lassen, und Niemand ein gutes Wörtchen geben! Juchhe, Juchheysa, Hopsasa!" So jubelte die junge Wittwe, warf dazu einen Arm in die Höhe und that einen Sprung. Aber als sie sich so aufschwang und dazu jauchzte, da stieß sie von ungefähr mit ihrem Arm an den Eyerkorb, daß dieser ganz ungestüm zu Boden fiel und die Eyer alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünsche mit zerbrochen, nur der Junggesell nicht, den sie sich zum Manne erkoren hatte. Der konnte ja noch

immer kommen. So stand sie nun auf dem Wege zum Markte, und wartete sein.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der sie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein ausgehauen; dieser war von ihnen mit großer Mühe und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie vor Zeiten die Bauhölzer, welche sie zu ihrem Rathhause brauchten, mit so geringer Mühe den Berg hinunter gebracht, indem sie dieselben den Berg von selbst hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Narren," riefen sie, „daß wir uns abermals so viele Mühe gegeben haben!" Und nun trugen sie auch den Mühlstein mit größester Anstrengung den Berg wieder hinauf. Wie sie ihn aber wieder abstoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fragen; „Wie wollen wir aber wissen, wo er hingelaufen sey? Wer da drunten kann uns das sagen?" — „Ey, sagte der Schuldheiß, welcher den Rath gegeben hatte, „diesem ist leicht zu helfen; es muß einer von uns sich in das Loch stecken und mit hinablaufen." Das war gut, und alsobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch stoßen und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterst an dem Berge ein Fischweiher; in diesen fiel der Stein mit sammt dem Schildbürger und beide sanken zu

Grunde, so daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen seyen. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Gesellen, der mit und in dem Stein gelaufen war, als wäre derselbe mit dem Mühlstein davongegangen. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anschlagen: „Wo einer kommen würde, mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man einziehen, und über ihn, als einen Gemeindedieb, Recht ergehen lassen.“ Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zu viel Wasser getrunken, daher er sich nicht vertheidigen und rechtfertigen konnte.

Nicht ferne von Schilda floß ein Wasser vorüber, an dessen Gestade ein mächtiger Nußbaum Haus hielt. Von diesem hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser, und es fehlte wenig, so hätte er es berührt. Die Schildbürger sahen Solches, und weil sie einfältige fromme Leute waren, wie man heutzutage der Bauern wenige mehr findet, so hatten sie ein herzliches Erbarmen mit dem guten Baum, und giengen darüber zu Rathe, was denn dem armen Nußbaum fehlen möge, daß er sich so schwermüthig zum Wasser neige. Als darüber mancherlei Meinungen laut wurden, sagte letzlich der Schuldheiß: ob sie nicht närrische Leute wären! Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren

Orte stände, und sich deßhalb nach dem Wasser beuge, weil er gerne trinken möchte. Er denke auch gar nicht anders, als daß der niedrigste Ast der Schnabel des Baumes sey, den er nach dem Trunke ausstrecke. Die Schildbürger saßen ganz kurz zu Rathe, sie dachten ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn sie ihm zu trinken gäben, deßwegen legten sie ein großes Seil oben um den Baum, stellten sich jenseits des Wassers, und zogen den Baum mit Gewalt herunter, indem sie glaubten, ihn auf diese Weise tränken zu können. Als sie ihn ganz nahe bei dem Wasser hatten, befahlen sie einem ihrer Mitbürger, auf den Baum zu steigen, und ihm den Schnabel vollends ins Wasser zu tunken. Indem nun der Mann hinaufsteigt und den Ast hinunter zwängt, so bricht den andern Bauern das Seil; der Baum schnellt wieder über sich, und ein harter Ast schlägt dem Bauern den Kopf ab, daß er ins Wasser fällt, der Körper aber purzelt vom Baume herab und hat keinen Kopf mehr.

Darüber erschracken die Schildbürger und hielten auf der Stelle eine Umfrage: „Ob er denn auch einen Kopf gehabt habe, als er auf den Baum gestiegen sey?" Aber da wollte keiner etwas wissen. Endlich sagte der Schuldheiß: „Er sey so ziemlich überzeugt, daß derselbe keinen gehabt habe. Denn er habe ihm drei oder vier Mal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Mithin müsse er keine Ohren gehabt haben, folglich auch keinen Kopf. Doch wisse er es nicht so ganz eigentlich. Darum sey sein Rath, man sollte Jemand heim zu

seinem Weibe schicken und sie fragen lassen: „Ob ihr Mann auch heute morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinausgegangen sey.“ Die Frau erwiederte: „Sie wisse es nicht, nur so viel sey sie sich bewußt, daß sie ihn noch letzten Sonnabend gestriegelt; da habe er den Kopf noch gehabt. Seitdem habe sie nie so recht Achtung auf ihn gegeben. Dort an der Wand, sagte sie, hängt sein alter Hut; wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn ja wohl mit sich genommen haben, oder hat er ihn anderswohin gelegt, was ich nicht wissen kann.“ So sahen sie unter den Hut an der Wand; aber da war nichts. Und im ganzen Flecken konnte niemand sagen, wie es dem Schildbürger mit seinem Kopf ergangen sey.

Auf eine Zeit verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihre Hab' und Güter besorgt, es möchten ihnen dieselben von den Feinden weggeführt werden; besonders Angst war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathhause hieng. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Büchsen daraus gießen wollen. So wurden sie denn nach langem Rathschlagen eins, dieselbe bis zu Ende des Krieges in den See zu versenken, und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie

bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein: wie sie den Ort denn auch wieder finden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachsen,“ sagte der Schultheiß, und schnitt mit dem Messer einen Kerf in das Schiff, an dem Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten; „hier, bei dem Schnitt, sprach er, wollen wir sie wieder erkennen.“ So ward die Glocke hinausgeworfen und versenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerfschnitt an dem Schiffe fanden sie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten sie forthin ihrer guten Glocke.

In dieser gefährlichen Zeit hatte sich ein unschuldiger armer Krebs verirrt, und als er vermeinte in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglücke gen Schilda ins Dorf. Als ihn hier einige Bürger gesehen hatten, daß er so viele Füße habe, daß er hinter und für sich gehen könne, und was ein ehrlicher Krebs dergleichen Tugenden mehr an sich hat, geriethen sie in großen Schrecken, denn sie hatten noch nie zuvor einen Krebs gesehen. Sie schlugen deßwegen Sturm, kamen alle über das ungeheure Thier zusammen, und zerquälten

sich mit Nachsinnen, was es denn wohl seyn möge. Niemand konnte es wissen, bis zuletzt der gelahrte Schuldheiß sagte, es müsse wohl ein Schneider seyn, dieweil er zwei Scheeren bei sich habe. Um dieß herauszubringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländisch Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da schnitt ihm einer mit der Scheere hinten nach, denn sie dachten nie anders, denn der Krebs, als ein rechtschaffener Meisterschneider, entwerfe das Muster eines neuen Kleides, welches sie dann sofort nachäffen wollten. So zerschnitten sie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Da trat einer unter ihnen auf und sagte, daß er einen erfahrenen Sohn habe, der sey drei Tage lang auf der Wanderschaft gewesen und auf zwei Meilen Wegs weit und breit gereiset, habe viel gesehen und erfahren; er zweifle nicht daran, dieser werde dergleichen Thiere mehr gesehen haben und wissen, was es sey. So wurde der Sohn in den Rath berufen. Dieser besah das Thier lang von hinten und von vorn, er wußte gar nicht, wo er es anfassen sollte und wo es den Kopf hätte; denn weil der Krebs hinter sich kroch, so meinte er, der Kopf wäre, wo der Schwanz ist. Endlich sprach er: „Nun, habe ich doch meine Tage viel Wunders hin und her gesehen, so etwas ist mir aber noch nicht vorgekommen! Wenn ich aber sagen soll, was es für ein Thier sey, so spreche ich nach meiner Einsicht: wenn es nicht eine Taube ist, oder ein Storch, so ist es gewiß ein Hirsch, denn er scheint ein

Geweih zu haben. Aber unter diesen dreien muß es eines seyn." Jetzt wußten die Schildbürger soviel wie zuvor, und als ihn einer anfassen wollte, erwischte ihn der Krebs mit der Scheere dermaßen, daß dieser um Hülfe zu rufen und zu schreien anfing: „ein Mörder ist's, ein Mörder!" Als die andern Schildbürger dieß sahen, hatten sie daran genug, setzten sich eilig auf der Stätte selbst, wo der Bauer gebissen worden, zu Gerichte und ließen folgendes Urtheil über den Krebs ergehen: „Sintemal niemand wisse, was es für ein Geschöpf sey, es aber sich befinde, daß derselbe sie betrogen und sich für einen Schneider ausgegeben, während es doch offenbar nur ein Leute betrügendes und schädliches Thier sey, ja ein Mörder: so erkennen sie, daß es solle gerichtet werden als ein Betrüger und Mörder, und zwar, zu mehrerer Schmach, im Wasser ersäuft werden."

Dem zufolge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu fassen und auf ein Brett zu legen; dieser trug ihn dem Wasser zu, und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit; da ward er im Beiseyn und Zusehen Jedermänniglichs, ins Wasser geworfen. Als der Krebs sich wieder in seinem Elemente fühlte, da zappelte er und kroch hinter sich. Die Schildbürger aber sahen es nicht ohne großes Mitleid an. Einige huben an zu weinen, und sprachen: „Schauet doch, wie thut der Tod so wehe!"

Das Geschrei von einem Kriege, weswegen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See versenkt hatten, war nicht so nichtig, daß sie nicht selbst in der That etwas davon empfunden hätten. Denn innerhalb wenigen Tagen kam ihnen der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Besatzung in die Stadt zu schicken, dem sie auch nachlebten. Einer dieser abgeordneten Schildbürger, nicht der Geringste, begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten, der eben seine Unterthanen, Ochsen, Kühe und Kälber, austreiben wollte; und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und muthig zog der Schildbürger den Dolch aus seinem Gürtel, trat gegen die Kuh und sprach: „Bist du eine ehrliche und redliche Kuh, so stoße noch einmal!“ Womit er diesen Feind glücklich aus dem Felde schlug.

Einige Zeit darauf thaten die Städter einen Ausfall, um auf den Feind zu streifen, und den Bauern Hühner und Gänse abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein Panzerstück, einer Hand breit, gefunden, und weil er sich gerade eine neue Kleidung machen ließ, so befahl er dem Schneider, dieses Blech unter das Futter in's Wams zu vernähen und gerade vor das Herz zu setzen, damit er desto sicherer wäre, und auch einen tüchtigen Puff aushalten könnte; denn schon früher sey ihm ein solches Glück wiederfahren, daß, als er ein halbes Hufeisen gefunden und dasselbe unter den Gürtel gesteckt, er damit einen Schuß aufgefangen, welcher ihm sonst das Leben gekostet hätte.

Der Schneider versprach, es ihm nach Willen zu machen; setzte lächelnd hinzu, er wolle den rechten Fleck mit dem Panzerstücke schon treffen. Wie die Kleidung fertig war, lief der Schildbürger getrost unter den Andern hinaus, gute Beute zu erjagen; aber ehe er sichs versah, waren die Bauern über ihn hergefallen, und jagten ihn. In der Angst wollte er über einen Zaun setzen, blieb aber mit den Hosen, welche hinten einen Zug hatten, an einem Zaunstecken hangen. Da stach einer der Bauern nach ihm mit der Hellebarde, so daß er vollends über den Zaun hinüber flog. So lag er drüben lange in Todesangst und seiner Meinung nach schwer verwundet. Als aber die Feinde vorüber gezogen waren und er nichts von einer Wunde spürte, verwunderte er sich sehr und beschaute sich seine Hosen, ob nicht wenigstens diese durch und durch gestoßen seyen. Da befand sichs, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerstück ausersehen, und es hinten in die Hosen gesetzt und hier in's Futter vernäht hatte. „Ey nun danke ich Gott," sprach der Kriegsknecht, „der mir dieses Kleid gemacht hat. Wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz sitzen muß!"

Der Krieg war glücklich vorüber; aber die Stunde der Schildbürger hatte geschlagen, obgleich sie keine Glocke mehr hatten. In ihrem Flecken gab es nämlich keine

Katzen, wohl aber so viel Mäuse, daß vor denselben auch im Brodkorbe nichts sicher war. Was sie nur neben sich stellten, ward ihnen gefressen und zernagt. Darüber waren sie in großen Aengsten. Da begab es sich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihr Dorf zog; der trug eine Katze auf dem Arm, und kehrte bei dem Wirth ein. Der Wirth fragte ihn, was doch dieses für ein Thier sey? Er sprach: es sey ein Maushund. Nun waren die Mäuse in Schilda so einheimisch und zahm, daß sie vor den Leuten gar nicht mehr flohen, und am hellen Tage ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen; und diese erlegte vor den Augen des Wirths nicht wenig der Mäuse. Als der Gemeinde dieß durch den Wirth angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann: ob ihm der Maushund feil wäre; sie wollten ihm denselben gut bezahlen. Er antwortete: der Hund sey ihm zwar nicht feil; weil sie aber seiner so gar bedürftig wären, wollte er ihnen denselben angedeihen lassen, und das um einen billigen Preis. Und so forderte er hundert Gulden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm deß Kaufes eins in der Art, daß sie ihm die Hälfte der Summe baar darlegen sollten, das übrige Geld sollte er nach Verfluß eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeschlagen; der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der sie ihr Getraide liegen hatten, und wo es auch am meisten Mäuse gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde weg; er fürch-

tete sich, der Kauf möchte sie gereuen, und sie möchten ihm das Geld wieder abnehmen. Im Gehen aber sah er oft hinter sich, ob ihm nicht Jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergessen zu fragen, was der Maushund esse. Darum schickten sie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deßhalb fragen sollte. Als nun der mit dem Gelde sah, daß ihm Jemand nachlaufe, eilte er nur desto mehr. Der Bauer aber rief ihm von Ferne zu: „Was isset er? Was isset er?“ Jener antwortete: „Wie man's beut! Wie man's beut?“ Der Bauer aber verstand: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!“ Er kehrte in großem Unmuth heim und zeigte das dem Rathe, seinen gnädigen Herren, an. Diese erschracken sehr darüber und sprachen: „Wenn er keine Mäuse mehr hat, so wird er unser Vieh fressen und endlich uns selber, ob wir schon ihn mit unserem guten Gelde an uns gekauft haben!“ Sie hielten deßwegen Rath über die Katze, und wollten sie tödten. Es hatte aber keiner das Herz, sie anzugreifen. Endlich beschlossen sie einmüthig, die Burg, in welcher die Katze sich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre besser, als daß sie alle um Leib und Leben kommen sollten. Und somit zündeten sie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, sprang sie zu einem Fenster hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angst, als die Schildbürger, da sie des Maushundes nicht los werden konnten. Sie

hielten auf's Neue Rath, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf ein Dach; da saß sie eine Weile, und putzte sich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf; die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand auf und schwöre, daß er Solches nicht ungerächt lassen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu stechen. Sie aber ergriff den Spieß und fing an, an demselben herabzulaufen. Darüber entsetzten sich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieses verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals verbrannte auch ihr dreieckigtes Rathhaus und ihre Canzlei, so daß von ihren Geschichten nichts Ordentliches mehr zu finden ist, und ihre Thaten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Noth; Habe und Gut waren dahin; dazu fürchteten sie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden deßwegen nichts Besseres, als andere Wohnungen zu suchen, wo sie vor dem Unthier sicher wohnen könnten. So verließen sie ihr Vaterland mit Weib und Kind, und zogen von einander, der eine da, der andere dort hinaus, ließen sich an vielen Orten nieder, und pflanzten ihre Zucht weit und breit fort. Und seit dieser Zeit gibt es Schildbürger in der ganzen Welt.

Inhalt.

Arnold's Buchdruckerei.

